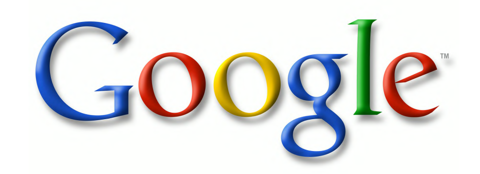
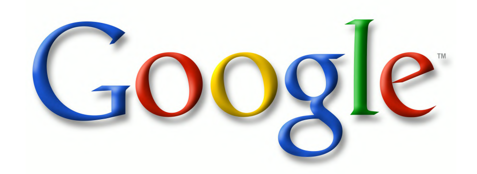
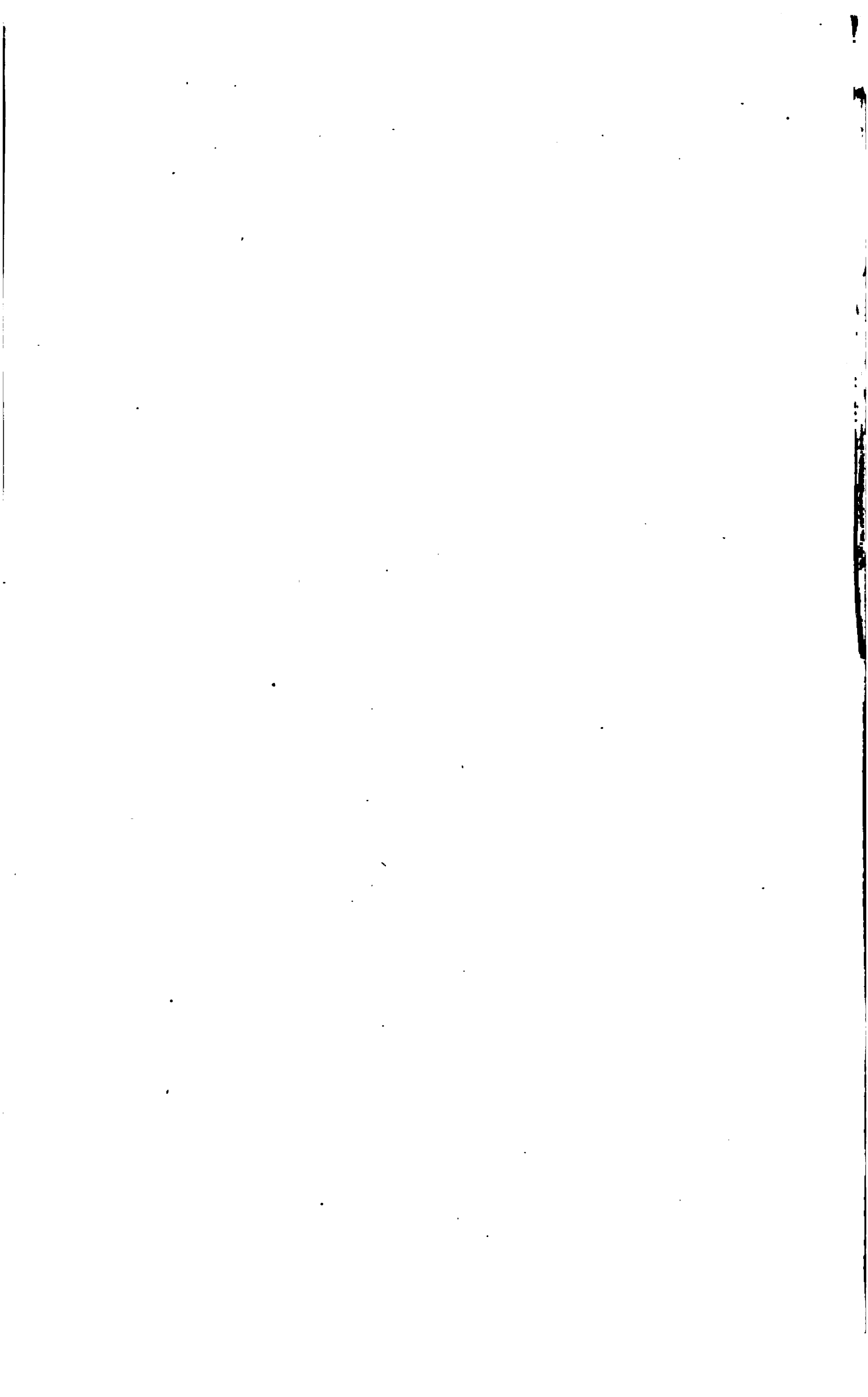





UC-NRLF
$B 268 660

K. Weinhold.



Geschichte

der Frauen

von

G. Jung.

Erster Theil:

Geschichte der Frauen der alten Welt.

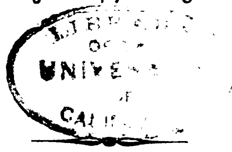
Druck von Kohler u. Teller in Offenbach a. M.

Geschichte der Frauen

von

G. Jung.

Erster Theil:
Geschichte der Unterdrückung der Frauen und ihrer allmähligen Selbstbefreiung, bis zur Erscheinung des Christenthums.



Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1850.



Erstes Capitel.

Wie würden Sie Julia's Ausspruch: „**you kiss by the book**“ in's Deutsche übersetzen? fragte Jemand eine Engländerin. Die Stelle kenne ich nicht, antwortete sie mit Entrüstung, ich lese nur in meinem **female Shakespeare.**

So sklavisch äußert sich noch heute die Tochter des freien Albion's!

Wenn ich es hier versuche, dir, hohes Frauenbild mit den ewig reinen Zügen, die Unterdrückung, das Leiden deines Geschlechtes von Anfang der Geschichte bis auf den heutigen Tag zu Füßen zu legen; wenn ich deiner selbstgewissen Ruhe nahe mit dem Klageschrei jener Menschenhälfte, die stets ein Opfer der andern war, oder, noch schlimmer, das Gemälde jener Apathie enthülle, die in der Sklaverei ihren natürlichen Zustand findet: so werde ich dir nicht die Beleidigung anthun, aus sogenanntem Zartgefühle die scharfen Contouren des Bildes zu verwischen. — Jede Schmach, jede Entwürdigung, die die Frau erlitten, schlage an dein starkes Herz und rege es zur Empörung auf; ich wenigstens werde mich nicht der Mißachtung schuldig machen, die Frau noch für so schwach zu halten, daß sie die volle Wahrheit der Geschichte nicht vertragen könne. — Ich werde kein Buch für Frauen in dem gewöhnlichen Sinne eines hagestolzen Schulmeisters schreiben, der nichts mehr fürchtet,

als daß seine keuschen Schülerinnen zu tief in die Geheimnisse der Natur und Geschichte schauen möchten. Im Gegentheil, es schwinde dir gegenüber selbst jede philosophische Allgemeinheit, jede Umhüllung der Heuchelei oder des mangelnden Verständnisses, deren man sich unter Männern noch bedient. — Wie oft überraschte ich mich auf solchen gewohnten Pfaden, wie oft begann ich nicht von Neuem die Arbeit, wenn ich auf deinem Antlitz das erkaltende Interesse an diesen wesenlosen Gespenstern merkte. — Du Priesterin des blühendsten Lebens, wie mag dir einer jener blassen Schemen, eine jener Allgemeinheiten nahen, die Philosophen und Moralisten aus Verzweiflung am menschlichen Geschlecht erfanden? Was sie Gott, dem Geiste, der Gattung und andern Gespenstern angedichtet, ist es nicht in dir? Und ist es nicht da in jener göttlichen Gestalt, voll Leben und Leidenschaft für den Menschen, der dich am meisten verstanden hat? —

Wenn ich dich sehe in deinem schimmernden Gemach, umgeben von so Vielem, was der Reichthum der Erde und die Kunst der Menschen hervorgebracht hat, und so herrschend, so frei, so mächtig in dieser üppigen Umgebung, so gemahnt es mich an eine jener tropischen Blumen, die im Gewächshause einen wunderbaren Farbenglanz und Duft verbreitet, während draußen der Winter Alles erstarren macht. Die eigentliche Heimath der Frauen ist nur da, wo die Noth, der Jammer der Erde, der rohe Kampf, das gierige Gewühl des Erwerbes aufgehört hat. Denn im allgemeinen Streite gibt es nur ein Mittel, welches vor Verkümmerung und Unterdrückung schützt: die Theilnahme an demselben. — Was aber soll das Weib dabei mit seiner feinen, in allen ihren Theilen so sympathetischen Organisation? mit allen den zarten Fasern und Fühlfäden, die bei jeder leisen Berührung

bis in's Innere wiederklingen? Sie sterben ab, sie schrumpfen zusammen, je weicher sie waren, je mehr. Jeder Stoß, jede rohe Berührung verändert ihre Natur, jede rauhe Luft verhärtet ihr Wesen. Die Leidenschaft und Energie des Gefühls, welche im Momente eines großen Entschlusses oder einer dringenden Gefahr das liebende Weib in einer Hoheit, einem Heroismus zeigt, der uns staunend in nie geahnte Tiefen des menschlichen Wesens schauen läßt; sie gestaltet sich in der Noth des Lebens, in der Apathie der liebeleeren Ehe zu jenem unruhigen Eifer in kleinen Dingen, zu jener eifersüchtigen Wichtigkeit, die sie auf jedes zufällige Anhängsel und Flitter ihrer Person legt; sie verpufft in dem täglichen Kampfe mit Mägden und Kindern, in der elendesten Sorge um Nahrung und Kleidung. Das große, klare Auge der Frau, welches die einzelnen Personen, auf die es sich heftet, mit einem psychologischen Tiefblick durchdringt, vor dem jeder Philosoph beschämt zurückweichen muß, — es erlischt, und von dieser Seelenkraft bleibt nichts übrig, als jene neidische Ueberwachung Anderer in ihrem kleinsten Thun und Lassen; denn ein Sklave verzeiht am wenigsten den Versuch, frei zu sein. —

Die feine, flexible Natur des Weibes bedarf, wie eine tropische Blume, warmer, stiller Luft, um zu gedeihen, vielen Sonnenscheins, um zur Blüthe zu kommen; in rauher, kalter Witterung entartet sie und führt ein krüppelhaftes Dasein. Da kommen denn die Moralisten, Philosophen und Theologen, besehen sich die kranke Pflanze, halten die Krankheit für ihre eigenthümliche Natur, und stellen dann ihren Satz auf: von dem untergeordneten Wesen des Weibes. Je roher daher die Sitten, je tiefer der Culturzustand, desto mehr entartet die Frau und sinkt sie unter den Mann herab. Bei den Wilden ist sie Zug- und Lastthier, bei den bereits Luxus

besitzenden Barbaren ein seltenes, wohlgepflegtes Hausthier, bei den geschichtlichen Völkern sehen wir sie vom Stande der Leibeigenschaft sich mehr und mehr befreien, aber bis auf den heutigen Tag in jedem offiziellen Verhältniß unter dem Manne verbleiben. Die Bibel, das Gesetzbuch und der ungeschriebene Sittencodex wiederholen noch immer den alten barbarischen Satz von der Schwäche des Weibes und seiner dem Manne untergeordneten Natur.

Zweites Capitel.

Das Mädchen.

Die erste Regung des Geschlechtsbewußtseins ist das Signal zur Einschränkung und Ueberwachung des jungen Mädchens. Wer Kinder jemals beobachtet hat, wird gesehen haben, mit welcher Emsigkeit ein Mädchen seiner Umgebung Alles ablauscht, wie schnell sie dieselbe zu beurtheilen, ja sogar zu benutzen weiß. Ihre Wissenschaft ist gleich vom Anfange an der Mensch, und ein Mädchen tritt da schon mit Sicherheit und Unterscheidung auf, wo ein Knabe noch schüchtern umhertaumelt und sich oft bis zu seinem Mannesalter von Dingen imponiren läßt, die ein Mädchen bei der ersten Begegnung durchschaut und überwindet. Diese rapide Intelligenz erschreckt die Mütter, die die Aufgabe haben, die Unterwerfung ihres Geschlechts fortzupflanzen, diese Großrichterinnen des Sittengesetzes, welche durch ihre Strenge die eigene Unterdrückung rächen oder eine illegitime Freiheit sühnen wollen. Das arme Kind soll ja dem Manne inhalts- und willenlos überliefert werden, oder, wie man euphemistisch sich auszudrücken pflegt: im weißen Flügelkleide der Unschuld.

Ist jene Jungfrau dort, die sich fürchtet, wenn ein Mann ihr naht, die hülfsbedürftig sich nach ihrer Mutter oder ihren Freundinnen umsieht, die auf deine Frage nur eine triviale Antwort hervorzustammeln weiß, dasselbe Kind,

welches wir vor acht Jahren so keck, mit blitzender Lebendigkeit und Intelligenz seine Umgebung beherrschen sahen? „Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“ Man hat sie seitdem auf geistige Diät gesetzt. Man hat zuvörderst ihrer unruhigen Spürkraft den Horizont möglichst beschränkt; man hat den Glauben an ihre eigene Fassungskraft durch die frechsten Lügen erschüttert; man hat ihr in der Schule ein abgeblaßtes Bild von der Natur, eine unwahre Relation der Geschichte gegeben. Man hat den Thatsachen ihren Ursprung, den Dingen ihre Gestalt, den Personen ihr wahres Interesse genommen, damit die ganze Welt dem armen Kinde kalt und öde, schematisirt, wie eine wohlgeordnete Schule erscheine. Kennt ihr die Bücher, auf deren Titel es heißt:

„Zum Gebrauche für Mädchen, Jungfrauen und Frauen“, die Knabe, Jüngling und Mann mit gleicher Verachtung wegwerfen? Auch sie dienen zur angeblichen Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Auf diese Art erzielt man jene Lilienreinheit, jene Unschuld, die sich mit der biblischen Naivität des „ja, ja“ und „nein, nein“ ein Genüge sein läßt.

„Les filles“, sagt Montesquieu, „que l'on ne conduit que par le mariage aux plaisirs et à la liberté, qui ont un esprit qui n'ose penser, un coeur qui n'ose sentir, des yeux qui n'osent voir, des oreilles qui n'osent entendre, qui ne se présentent que pour se montrer stupides, condamnées sans relâche à des bagatelles et à des préceptes, sont assez portées au mariage: ce sont les garçons qu'il faut encourager.“

Gilt dieß etwa nur für Montesquieu's Zeit und für Frankreich? Nein, auch bei uns ist die Erziehung des Mädchens der Art, daß sie als ein rein geputztes, gänzlich inhaltleeres Gefäß erscheint, welches keine andere Bestim-

mung hat, als die, eine fremde Existenz in sich aufzunehmen und ihr zum Behälter zu dienen. Ihre Reden, ihre Bewegungen, ihre Mienen sind so offiziell, so allgemein gestellt, daß nirgends die Besonderheit des selbstständigen Menschen hervortrete, und an dieser glattpolirten Wand gleitet jeder Versuch, sich an die Eigenthümlichkeit eines fremden Wesens anzuhaken, voll Verdruß zu Boden. — Das gegenseitige Interesse der Welt an dem Mädchen und des Mädchens an der Welt ist demnach auch nur das ihrer Verheirathung. Nur von diesem Gesichtspunkte aus haben die Menschen für sie ein Interesse, nur beim Anblicke des Mannes, der sie möglicherweise heirathen könnte, beginnt in dem inhaltslosen Herzen die ferne Ahnung eines eigenen Daseins zu klopfen. Wer möchte sie darob tadeln? Der Gefangene ist todt für jedes Interesse, außer für das seiner Freiheit. Die Frau zählt doch wenigstens mit in der Welt als selbstständige Person, während die alte Jungfer die Sklavin der Familie bleibt und mit allen Fesseln des Mädchenthums beladen in's Grab steigen muß.

Die goldene Jugendzeit also, für den Knaben, den Jüngling die Zeit der Begeisterung, der Phantasie, ist für das Mädchen die der Berechnung. Während der Knabe schwärmt für die Helden Rom's und Griechenland's, während der Jüngling als Student allen Convenienzen einen oft in's Cynische umschlagenden Trotz entgegenstellt, erstickt das Mädchen unter dem Schnürleibe der Etiquette. — Wenn Jener an's Heirathen denkt, so ist dieß Folge einer Schwärmerei, einer plötzlichen Leidenschaft; die Liebe ist seinem jugendlichen Herzen von selbst angeflogen. Diese hingegen denkt an nichts Anderes und zwar aus einem Egoismus, der durch seine Nothwendigkeit ihr zur andern Natur geworden ist. — Die goldene Jugendzeit, in welcher der

Mann die schöne Erde durchstreift und für jede Anlage seines Innern der Anregung der bedeutendsten Vorbilder nachgehen kann, wo ist sie für das Weib? Es vertrauert dieselbe im engen Kreise der Familie, unter der steten Angst, derselben als alte Jungfer leibeigen zu werden.

Das Mädchen kann aber seinen geistigen Nahrungsstoff nur aus der Familie ziehen. Die Familie repräsentirt im Einzelnen die abgeschlossene Weltansicht der abgehenden Generation, den Gewinn, den diese aus der bisherigen Geschichte gezogen hat, enthaltend. Die neuen Keime, die aus ihrem Schooße emporsprießen, die neuen Menschen, mag dieß eine Zeit lang befruchten und ernähren; sobald sie aber die Kraft der Selbstständigkeit erlangt haben, wirkt diese Beschränkung erstickend, verdorrend. Das Weib erkauft sich diese Freiheit nur mit dem Preise ihres Leibes, denn ihre Wahl ist nicht frei. Sie ist nicht frei, weil, einem Abgrund entgegentaumelnd, man nicht erst lange prüfen kann, wem die rettende Hand angehört; — sie ist nicht frei, weil außer der durch Rang, Standes= und Geldverhältnisse hervorgebrachten Beschränkung in derselben, die Familie den Umkreis bestimmt, innerhalb dessen gewählt werden kann; — sie ist endlich nicht frei, weil der dem Mädchen auferlegte Zwang im Umgange mit Männern eine genaue Prüfung unmöglich macht.

„**Ma fille**“, sagt der Vater in Rousseau's Emile, „**je vous propose un accord qui vous marque notre estime, et retablit entre nous l'ordre naturel. Les parents choisissent l'epoux de leur fille et ne la consultent que pour la forme: tel est l'usage; nous ferons entre nous tout le contraire: Vous choisissez, et nous serons consultés.**“

So sind die Philanthropen! Mit solch' kleinen Mitteln

glauben sie Uebel zu heben, die ihre Wurzel mitten im socialen Organismus haben. Nun, Rousseau's Wunsch wäre zum Theil erhört: die Gesetzgebung hat, besonders in Frankreich, die Macht der Väter sehr beschränkt; ist darum die Wahl der Mädchen eine freie geworden? So wenig wie die des Delinquenten, dem man die angenehme Freiheit läßt, zwischen verschiedenen Todesarten zu wählen. Solche abstracte Aushülfen, diese hochtönenden Weltverbesserungen der Philosophen, stehen bei weitem zurück gegen die praktischen Mittel der wirklichen Welt. — Vom Adel bis zum Bauer herunter spielte zu Rousseau's Zeiten und jetzt das Geld die Hauptrolle bei Abschließung der Ehe. Daß dem so ist, ist keine besondere Verderbniß, es ist nicht gerade darüber „Wehe" zu rufen, es ist eben eine Nothwendigkeit, die mit unserer ganzen Gesellschaftsordnung zusammenhängt und nicht einseitig davon abgelös't werden kann. Eine starke Leidenschaft mag wohl die Stellung in der Gesellschaft, alle Bedingungen des gewohnten Lebens, ja das Leben selbst opfern; allein eine solche wird sich auch selbst Recht verschaffen. Mag sie siegen oder tragisch enden, — sie wird durch ihre eigene Kraft getragen.

Aber weder die Sitte, noch das Gesetz kann der Ausdruck für das Bedürfniß der hervorragenden Seelen, sondern nur der der gewöhnlichen Menge sein. Diese hat auch Leidenschaften, aber mäßig, und ist keiner großen Opfer fähig. Bei solchen Umständen wäre es gewissenlos, ein Mädchen zeitlebens für einen Jugendrausch büßen zu lassen, und wenn im Leben und auf der Bühne, oder im Roman der altkluge Philister vor der Leidenschaft und ihren verderblichen Folgen, vor der nothwendig kommenden Reue warnt, so hat er unter hundert Fällen neun und neunzig Mal, er hat also für's Leben Recht. Die Franzosen zu

Rousseau's Zeiten kannten den Rausch der Liebe viel zu gut, als daß sie diese hätten verbannen mögen; sie wußten auch, daß es weit besser sei, dem Herzen des Mädchens die Wahl zu überlassen, mochte sie sich dabei irren, oder nicht. Aber sie wußten auch, daß bei solcher Gelegenheit Vermögen, Stand und Ansehen verloren gehen kann, und daß die Liebe solche Verluste sehr selten verschmerzt. Die Franzosen, dieß Volk voll praktischer Kühnheit und Lebenslust, nahmen daher das Verhältniß in seiner ganzen Nacktheit, und waren offen und consequent in demselben: — das Mädchen wird fern der Welt, am besten im Kloster, erzogen, und erhält den Mann aus den Händen der Eltern. Die Ehe ist für das Mädchen ein Verhältniß, wodurch ihr (da es ja anders nicht möglich ist) die äußere Existenz, die Mittel des Lebens gesichert werden. Findet sich zufällig die Liebe dabei ein, desto besser, — wenn nicht, so sucht man sie außerhalb. Daß sie bald meistens außerhalb gesucht wurde, ist natürlich.

„Dieß ist unmoralisch, verderblich. Man unterdrückt die Jugend, man läßt sie ein falsches Spiel treiben mit ihren edelsten Trieben!"

Ganz gewiß. Aber ist im gesellschaftlichen Organismus nur dieß unsittlich und der Freiheit widerstrebend? Oder ist es nicht vielmehr ein ganz naturgemäßer Zweig am Baume unserer Ordnung überhaupt? Bestimmt das Geld nicht den Beruf des Mannes, sein Ansehen, seinen Rang? Mordet das Geld nicht täglich hunderte von Menschen? Lastet es nicht auf unsern Seelen, wie ein schwerer Alp, dem sich so leicht Niemand entzieht, und mag er noch so laut singen: „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt." Das sind alles weit tiefer greifende Unsittlichkeiten und Unfreiheiten, und doch glaubt sich der schmutzigste Wucherer

berechtigt, Anathema über das Weib auszusprechen, welches die Liebe außerhalb der Geldehe sucht, und doch ist dieß der bei weitem wenigst schlimme Effect des schnöden Metalls, denn die Liebe ist ja noch nicht in ihr erstorben. Das größere Uebel ist: wenn das Geld die Liebe tödtet, wenn der Mensch, statt sich gegen eine allerdings nicht unerhebliche Einbuße seiner Freiheit und Sittlichkeit mit den Verhältnissen abzufinden, der Art zum Sklaven derselben wird, daß sie ihm in die Seele hineinwachsen, und er sich ganz heimisch in denselben fühlt; wenn die Befriedigung glücklicher Berechnung ihm als Liebe, der Kampf gegen die Verhältnisse als Sünde erscheint; wenn das materielle Interesse, das zwei Menschen verbindet, verbrämt wird mit einem Schwalle heuchlerischer Phrasen, und die Seele aus ihrer eigenen Verstellung nicht mehr heraus kann; wenn der Tod der Liebe, die Erschlaffung der Seele, die eine zufriedene Behäbigkeit in solchem Dasein, ein kampfloses, ein — wie sie sagen — fehlerfreies Leben möglich macht, als Treue, als Tugend gepriesen wird!

Drittes Capitel.

Die Ehe.

So tritt denn das Mädchen in die Ehe, an deren Pforte ihr der Priester entgegenschreitet mit den Worten: „Das Weib sei unterthan ihrem Manne, als dem Herrn. Der Mann liebe sein Weib als sich selbst, das Weib aber fürchte den Mann.“ Und das Gesetz ihr als Echo wiederholt: „Das Weib ist dem Manne Gehorsam schuldig und muß ihm folgen, wohin er will.“ —

Was soll der Aufzug? das weißgekleidete Mädchen mit dem Myrthenkranz? der schwarze Priester und der Altar? die Musik und die Gäste? Ist es nicht die eigenste, heiligste Sache zweier Menschen, die in der Geschlechtsgemeinschaft sich mit allen Organen erfassen? Besteht nicht die wahre Keuschheit darin, daß der seligste und höchste Act des Menschen zugleich der besonderste, individuellste ist, den jede Berührung mit Andern feindlich und verletzend anweht? — So könnte ein Mensch kommender Jahrhunderte fragen, der einer unserer Hochzeiten beiwohnte. Doch stille, du Fremdling! Hast du nicht in alten Büchern gelesen, wie man einst einem dunklen, phantastischen Wesen die Erstlinge, die köstlichsten Producte der Erde opferte? Erst opferte man die Jungfrau selbst, dann die Jungfrauschaft, jetzt opfern sie noch die Liebe! Die Gottheit heißt nicht mehr Artemis, Jehovah, Moloch oder anders, sondern: der Staat, die

gesellschaftliche Ordnung. Doch, wie er auch heiße, das Köstlichste auf Erden ist noch immer nicht Eigenthum des Menschen.

Die Liebe wird noch immer geopfert auf dem Altar des Allgemeinen, denn sie ist das regelloseste, das eigenwilligste und egoistischste aller Gefühle. So lange die Menschen hürdenweise zusammenstehen zu gemeinsamem Schutz und Trutz gegen eigene und fremde Rohheit, wird die Liebe beschränkt, concentrirt und bewacht in der Ehe, d. h. die Gemeinschaft erkennt durch ihre verschiedenen Organe der Religion, der Gesetzgebung und der Sitte die Geschlechtsgemeinschaft nur in einer bestimmten Form an, die ihr Garantieen gewährt, daß besonders der Mann für das Ganze nicht verloren gehe.

Die Natur des Weibes ist auf Freiheit in der Liebe, die des Mannes auf Freiheit seines Handelns gerichtet — ihre Schranke ist die Ehe, seine der Staat. Je strenger dieser den Mann für sich in Anspruch nimmt, je energischer sein Wirken ist, um so fester und begränzter ist die Frau in der Ehe mit all' ihrem Thun und Lassen eingezwängt. — Der Wilde zwar ist frei von jedem beschränkenden Gesetze, dafür unterliegt er jeder Naturgewalt, und die Frau wird auf dieselbe Weise die Sklavin seiner physischen Stärke. Er bemächtigt sich ihrer nach keiner andern Regel, als wie er ein Thier des Waldes fängt. Sie gehört sein mit Leib und Leben. — Dieß ist der Anfang der Ehe. — Bei steigender Cultur erhält die Frau einen Verkaufswerth: sie geht aus dem Eigenthum des Vaters in das des Mannes über. Im Interesse desselben wird ihre Person mehr geschont und ihre Sittlichkeit strenger bewacht. Von Pflichten des Mannes, von einer Gegenseitigkeit ist noch nirgends

die Rede, höchstens, daß die Gesetzgebung hier und da die Ausbrüche männlicher Rohheit und Grausamkeit zu zügeln sucht. Je umfassender das Gesetz wird, unter dem die Menschen zu gemeinschaftlichem Schutze, zur Bezwingung der Natur sich vereinigen, um so mehr greift dieses in das rohe Naturrecht des Mannes, die Frau als seine Sache zu betrachten, ein. Es mildert dasselbe zunächst im Interesse der Fortpflanzung des Stammes. Je behaglicher die Menschen sich einrichten, um so mehr gewinnen sie der Frau Geschmack ab. Allmälig wird sie erbfähig, sie hat Vermögen, sie erlangt Einfluß und Macht, und nun wendet sich ihr die ganze Aufmerksamkeit des Staates zu, der auf alle mögliche Weise ihre Freiheit zu beschränken sucht, weil er um den Besitz des Mannes mit ihr kämpfen muß. Die alten Staaten verloren ihre Weisheit in diesem Kampfe mit der Frau, sie entschlüpfte allen Vormundschaften und trat in der römischen, freien Ehe als selbstständige Person neben den Mann, und schoß eine üppige Wucherpflanze in voller Blüthe aus den Ruinen der Republick empor.

Meine Leserinnen werden zu seiner Zeit erfahren, welchen Jammer darüber die römischen Biedermänner und Moralisten erhoben. — Das Christenthum im Vereine mit der ihm dienstbaren römischen Jurisprudenz erfand daher, um die Knechtschaft unter wohlklingendem Namen wieder herzustellen, die Idee der Gemeinschaft, der gleichen Gemeinschaft aller Dinge. Von einer bloßen Forderung, die dieser Satz lange Zeit noch blieb, fand er endlich seine entsprechende Verwirklichung in der allgemeinen Gütergemeinschaft. Aber beide, sowohl die geistige Gemeinschaft, als die der Güter, hat ihren echt christlichen Haken, denn der Mann ist des Weibes Haupt, sowie er das der Gütergemeinschaft ist. Es ist die alte Geschichte vom jagenden Löwen,

der seine Gesellschaftsverträge auf ähnliche Art zu schließen pflegte. Die Einbuße persönlicher und Vermögensfreiheit ist aber noch die geringste, welche die Frau in der Ehe erleidet. Ja, es ist vorauszusehen, daß auch diese Fesseln schwinden werden und die Frau noch innerhalb des Staates zur vollen bürgerlichen Freiheit gelange *). Die Ehe selbst kann nur mit dem Staate fallen, die Freiheit in der Liebe kann nur mit der Freiheit im Handeln errungen werden. In der Ehe aber wird der ganze Antheil der Frau an der Welt, ihr Leben, ihr Lieben auf immer begraben. Der Mann, das jagende Raubthier, hat sein Hauptinteresse an der Jagd und dem Kampf der Interessen; die Frau empfindet ein rein psychologisches Interesse am Manne, am Manne, entkleidet von all' seinen Attributen der Geschichte. Wie selten erlauscht sie einen Moment der Ruhe, einen Moment, worin sie an den rohen Knecht des Kampfes mit der Mahnung treten kann, daß der Mensch für sich und bei sich in ruhiger Souverainität aus dem Gewühle hervorgehe, nicht aber an dasselbe verloren gehen dürfe. Die Ehe paralysirt diese dem Verlauf der Geschichte sehr gefährliche Einwirkung der Frau. Sie profanirt die Liebe durch die Oeffentlichkeit und Feierlichkeit der Trauung, die geschäftliche Beimischung der Eheverträge, durch den Zwang, den sie der willkürlichsten Regung, dem selbstständigsten Gefühl des Menschen auflegt.

Je roher und inhaltsloser ein Mensch ist, desto mehr wirft er sein Gefühl und Herz an die Oeffentlichkeit fort. Denn die Oeffentlichkeit ist die gemeinsame Arbeit des Menschen nach dem, was ihm mangelt; was er aber hat,

---

*) Wie dieß z. B. die neue Constitution von Californien schon bestimmt.

das schließt er als besondern Schatz in sein Inneres und öffnet ihn nur der Liebe, d. h. der fremden Individualität, welche in jede Besonderheit, jede Nuance seiner eigenthümlichen Persönlichkeit belebend und befruchtend einzudringen weiß. — Welch' rohe Prozedur, diese öffentliche Bloßlegung des höchsten Seelenprozesses zweier Menschen! diese offizielle Liebe, dieß laute Versprechen der Treue, diese Ermahnungen des Priesters zur Unterwerfung, zur Heiligkeit in der Ehe, bis auf das Gewußtwerden des Momentes, des Ortes, wo das Weib dem Manne das Opfer ihres Leibes darbringt!

Wenn die Jungfrau des Alterthums im Walde, im Fluß oder im Tempel symbolisch der Gottheit ihre leibliche Jungfrauschaft zum Opfer brachte, so wird noch heute vom Mädchen die der Seele verlangt und zwar im Interesse jener Allgemeinheit, die zu ihrer eigenen Erhaltung den Individualitäten die Spitze abzubrechen bemüht ist.

In der Ehe aber muß die Frau ihr ganzes Leben finden. Die Gesellschaft hat ihr einmal gestattet, den Mann in Liebe für sich zu gewinnen, sie hat offiziell Notiz davon genommen und verlangt nun dafür, daß sie hierin ein für alle Mal ihre Befriedigung finde.

„Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen;
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe;

Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und regt ohne Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn" u. s. w.

Schiller.

Man kann nicht sagen, daß die Thätigkeit des Mannes sehr schmeichelhaft dargestellt sei; wer in dem Kampfe nichts zu holen hat, den wird er schwerlich interessiren. Sei es aber, wie es sei, dem Weibe fällt allemal nur der Abhub zu. Bei solcher Vorstellung beruhigt sich der Philister und freuet sich, mag er noch so sehr Pantoffelheld sein, seiner bevorzugten Stellung, die ihm die Hauptthätigkeit, den Kampf und seine Ehre, der Frau aber die partie honteuse der Arbeit zuweist. Wie wird er sich erst freuen, wenn er die Verse des Herrn Rückert liest, der seine Weisheit aus Indien holt:

„Es hat Natur dem Mann dazu das Weib beschieden,
Damit der Geist gestellt sei durch den Leib zufrieden;
Der Geist, wenn er den Zoll der Sinnenwelt gegeben,
In seinem Reiche soll er ungehindert schweben.
Wenn er im Innern nun des Lebens Früchte zeitigt,
Hat sie die Störungen von außen ihm beseitigt,
Und was er so vollbringt, das hat sie mit vollbracht,
Weil sie für ihn gelebt, weil er für sie gedacht."

Der Mann wird nicht nach seinem Geiste, nach seiner höheren oder niederen Natur, sondern nach seiner Thätig-

keit und oft nur zufälligen Wichtigkeit für und in der Gesellschaft geschätzt. Wie er geschätzt wird, so fühlt er sich selbst. Sein Werth ist immer außer ihm, in der Schlacht, im Staate, im Systeme oder irgend einer Arbeit, die stets des eigentlich psychologischen Sich-Lebens, Sich-Fühlens und der eigenen Entwickelung entbehrt. Wahrlich, zeigt doch einmal die Helden, diese rohen Soldaten, die nicht an Muth, sondern an Muskeln stärker sind, diese Weisen, voller Unkenntniß des Lebens und ihrer selbst, diese Arbeiter, die so Vieles lernen und überschauen mußten, daß sie sich selbst vergaßen! Was können solche Geschöpfe zu Hause, in ihrem Bei-sich-sein Anderes übrig lassen, als Müdigkeit, Langeweile, Krankheit und Sorgen — ein liebliches Erbtheil, welches die Moralisten der Frau zuweisen!

Das Gesetz gebietet der Frau, dem Manne zu folgen; die Sitte duldet nicht, daß sie ihre eigenen Wege gehe. Sie soll mit den Augen des Mannes sehen, mit seinen Ohren hören, mit seinen Organen empfinden. Der Mann bestimmt den Umkreis des Lebens, den die Frau betreten darf. Von ihm hängt es ab, ob künftig die rossebändigende Sprache des Kriegers, die Gehalts- und Beförderungs-Interessen des Beamten, die Theorieen des Politikers, die Spekulationen des Kaufmanns, oder der Jargon des Gelehrten ihr Ohr umtöne und ihren Geist befruchte. Und doch erhält die Frau das kleinste Maaß von Freiheit, das sie besitzt, den beschränkten Zusammenhang mit dem lebendigen Strom des Lebens nur durch die Ehe. Die alte Jungfer bleibt die Sklavin der eigenen oder einer fremden Familie, deren Patronirung sie durch allerhand Dienstbarkeiten erkaufen muß. Sie hat kein Ansehen in der Gesellschaft, da keines Mannes Widerschein ihr einen Glanz gibt.

Man sieht, es ist noch bis heute so ziemlich Alles von

Seiten der Gewalten, die das Allgemeine repräsentiren, geschehen, um das Weib niederzuhalten und dem Manne Gewalt über sie zu geben. Nichts destoweniger erhebt das Weib überall das Haupt und durchlöchert aller Orten die geheiligten Mauern seines Gefängnisses. Die Gesellschaft ist seit ungefähr einem Jahrhundert der neutrale Boden geworden, auf dem das Weib freier an den Mann herantritt, und wo für Stunden das Wegfallen aller Scheidewände und Angehörigkeiten wenigstens fingirt werden soll. Die Ehe ist an vielen Orten erschüttert durch die Scheidung, oder wo diese mangelt, durch die Liaison. Selbst in der gewöhnlichen Ehe, die ganz in ihrem Gleise bleibt, wirft sich die Leidenschaft und Energie, die im Weibe schlummert und die in der Liebe die höchste Schwungkraft der menschlichen Seele hervorbringt, mit unruhiger Gereiztheit auf die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens. Ihr imponirt keine Allgemeinheit, keine Ehre der Arbeit, kein Ruhm der Aufopferung; sie kennt nur sich und ihr Haus und schätzt die männliche Thätigkeit nur nach dem realen Resultat und dem praktischen Erfolge, den sie hierfür hat. Welches Wunder ist es, daß sie bald den Mann bestimmt und beherrscht, der im Grunde auch nur an sich und die Seinigen denkt, der aber betheiligter wie er ist am Staate und allen öffentlichen Gewalten, sich durch die Ehre, die sie verleihen, die Opfer, die Rücksichten, die sie verlangen, oft vom Interesse seiner Familie ableiten läßt und also weit unbestimmter und schwankender ist, wie die Frau. Freilich folgt er kopfschüttelnd und rechnet die Energie der Frau nicht zur Ehre an; er duldet ihren Impuls, wie man rettungslos der Gewalt eines bösen Prinzips folgt, und hernach kommen dann die Anthropologen und Moralisten und sprechen von der engherzigen, egoistischen Natur des Weibes. Die Thoren!

Das Weib hat nur einen Gott, und welche Opfer bringt sie ihm! — Was das Weib um der Liebe willen gethan und gelitten hat, das wiegt all' den Heroismus eurer Helden und Märtyrer auf. Das Weib vertritt die reine Persönlichkeit, die für sich steht und sich um keine Allgemeinheit kümmert, die Willkür des Herzens, die kein Gesetz erschöpfen kann. Ihr Prinzip ist das ewige, während das des Mannes immer wechselnd, endlich doch in der Person aufgehen muß.

Viertes Capitel.

Das Weib in der Geschichte.

So trägt das Weib das Herz des Menschen als ein heiliges Vermächtniß durch die Geschichte. Sie trägt die Leiden jeder Noth, jeder Barbarei und der dadurch hervorgerufenen Gesetze und Institutionen. Ihr wird kein Ersatz gewährt, und dennoch muß sie dreifach Opfer bringen. Denn außer der allgemeinen Beschränkung verliert sie den Mann, der im Kampfe aufgeht, und endlich wird sie als feindliches Element noch besonders niedergehalten. Die Geschichte in ihren härtesten Perioden, der Staat in seiner strafffsten Anschauung, bietet dem Manne für jedes Opfer einen Ersatz, indem er seine Thätigkeit in Anspruch nimmt und ihn mehr oder weniger dafür belohnt. — Wenn man in Rom und Griechenland das ganze Privatleben des Menschen als Opfer forderte, so ist dieß für den Mann kein Leiden, der auf dem Forum und in der Schlacht einen reichen Ersatz hierfür findet; die Frau aber ist die wahre Leidträgerin der Geschichte und ihrer Barbarei. Während Hektor Kränze ewigen Ruhmes vor den Mauern Troja's erkämpft, sitzt Andromache einsam unter ihren Mägden und muß Wolle weben, und wenn der Held ruhmvoll auf dem Schlachtfelde stirbt, muß sie die Gräuel der Barbarei in Schmach, Entehrung und Gefangenschaft dulden. — Außerdem werden der Frau, eben wegen ihrer Unfähigkeit am

Kampfe Theil zu nehmen, die größten Opfer und Beschränkungen auferlegt. Sie wird enterbt zu Gunsten des waffenfähigen Mannes, sie wird für unmündig erklärt und steht beständig unter seiner Macht. — Ist es da zu verwundern, wenn die Frau feindselig oder wenigstens gleichgültig dem Staate und seinen Kämpfen gegenüber bleibt? wenn sich ihr Interesse dabei nur auf das beschränkt, was die Betheiligung ihr nahe stehender Personen betrifft? Selbst die spartanische Mutter fordert nur darum von ihrem Sohne, mit oder auf dem Schilde wiederzukommen, weil ohne Schild ihn der Untergang zu Hause getroffen hätte, dem er in der Schlacht entronnen wäre.

Nach der gewöhnlichen Ansicht der Historiker, die den Mann nur nach seinem offiziellen Wirken in und für den Staat schätzen, wäre die Frau jenen Pflanzen zu vergleichen, die nimmer im reißenden Wasser gedeihen, aber, aus der Tiefe des Sumpfes emporschießend, dessen Oberfläche mit der üppigen Fülle ihrer Blätter und der Pracht ihrer Blüthen bedecken. — Wenn aber die Geschichte, welche bloß die Haupt- und Staats-Actionen des Menschen referirt, bei der Auflösung der Staaten ihr Trauerkleid anzieht und wehklagend über solche Perioden hinweg geht, so vergißt sie, daß jede Auflösung einen Sieg und eine Rückkehr des Menschen zu sich selbst bedeutet. Deßhalb erhebt in solchen Perioden die Frau ihr Haupt, und wir sehen, wie der erste und wichtigste Schritt der Frauen zur Selbstständigkeit, ihre Erbfähigkeit, zugleich der erste Grund des Verfalles jener Familienmacht wird, welche in Rom und Griechenland dem Staate den Ursprung gab, ihm ungeheure Energie verlieh und im Mittelalter die Herrschaft des Adels begründete. — Was kümmert sich die Erbtochter in Rom und Griechenland, sobald sie selbstständig ist, um die Interessen des Staates,

oder die Tochter des Vasallen im Mittelalter um die des Lehnsherrn? Ihr kommt es nur auf die Person an, sei sie jenen Freund oder Feind, und so geht der Gemeinschaft, dem herrschenden Prinzipe Macht und Vermögen verloren, welches beim Manne stets in Sicherheit war.

Die Barbarei dieser engen Verhältnisse, wo nur der der Freiheit würdig befunden wurde, der sich zum Menschenschlächter qualifizirte, und wo der Staat zu seiner eigenen Erhaltung jede Familie und ihr Vermögen überwachte, ist vorüber, und nur der Adel hat da, wo der große Kehrbesen der französischen Revolution nicht hingekommen ist, das seltene Glück, die Erbunfähigkeit der Frauen als eine Reliquie barbarischer Zustände zu bewahren. — Die Staatsgemeinschaften sind so groß und umfassend geworden, daß es der Stütze großer Familien nicht mehr bedarf. Ebenso hat die tägliche Reibung mit andern Staaten aufgehört, und nur äußerst selten noch wird einmal der Bürger mit Leib, Leben und Gut für das Ganze in Anspruch genommen. Das gewöhnliche Opfer besteht in Leistungen, welche die Frau so gut machen kann wie der Mann. Das Geld ist ein Aequivalent für jeden persönlichen Dienst, und da die Frau erbfähig ist wie der Mann, so wäre von Staatswegen kein Grund mehr vorhanden, ihr nicht mit diesem ganz gleiche Rechte zu geben. Allein neben und in dem Staate hat sich das Privatleben ausgebildet, welches nicht mehr wie früher mit ihm zusammenfällt und von ihm bedingt wird, sondern im Gegentheil ihn beherrscht, und zwingt die nothwendig gewordenen Verhältnisse anzuerkennen und in Gesetzesform zu schützen.

Hier aber sehen wir einen Kampf um die Existenz, einen täglichen Kampf um Leben und Tod, der eben so unmenschlich ist, wie der frühere mit der Faust, und den die

Frau eben so wenig führen kann wie diesen. Sie bedarf im Gewühle der Concurrenz, des täglichen Handels und Wandels des männlichen Schutzes eben so sehr, wie früher im Tumulte der Schlacht, und dieser muß erkauft werden mit einem Theile ihrer Freiheit. — Wenn die Frau mit ihren rein persönlichen Interessen in den alten Republiken als ein unmoralisches Prinzip niedergehalten und vom Manne als ein untergeordnetes Wesen betrachtet wurde, so müßte sie in unsern Zeiten eigentlich als Herrin und Siegerin begrüßt werden, wo Mann gegen Mann nur für sich und seine Haut in den Schranken steht, wo also das von der Frau von Anfang an vertretene Prinzip zur Herrschaft gelangt ist. Allein der Unterschied ist nur scheinbar. Wenn früher der Staat eine Association war, die alle Interessen der Bürger bis auf ihre tägliche Nahrung wahrnahm, so ist mit voranschreitender Cultur der Verband immer größer, immer lockerer geworden, und das mehr und mehr erstarkte Individuum führt den Kampf für seine nächsten Bedürfnisse und Interessen auf eigene Faust. Die Frau aber kann diesen rohen Krieg nicht führen, weder den mit dem Eisen, noch den mit dem Geiste. Ihre feine Natur kann sich nicht verloren geben an einen Kampf, der nur um die Mittel des Lebens geht; sie hat nur ein Bedürfniß, nur eine Kraft, nämlich die, menschlich und wahrhaft mit dem Manne und sich selbst zu leben. So lange der Kampf tobt, vegetirt sie unbefruchtet, verkümmert und unterdrückt, je roher er ist, desto mehr. Sobald aber die stärkste Anspannung nachgelassen hat, und der Mann kampfesmüde sich nach Ruhe sehnt, wird ihm die Macht der Frau fühlbar, die ihm einen Inhalt des Lebens bietet, den er außer dem Kampfe vergebens suchen würde. — Die Frauen herrschen daher in den alten Staaten zu den Zeiten, wo deren Auflösung beginnt; sie kommen mit

dem Luxus, den schönen Künsten, mit Poesie; sie kommen am Abend der Geschichte und beleben die Nacht mit zauberhaftem Leben. Allein es war zu frühe. Der Mann entartet in der Ruhe, er ist zu roh, sie zu ertragen, ohne der Wollust und der Weichlichkeit anheimzufallen. Am Morgen stehen barbarische Völker vor den Thoren, deren Glieder nie auf purpurnem Lager entarteten, und der neu anbrechende Tag der Geschichte sieht die Frauen mit den Gespenstern der Nacht in die alte Verborgenheit verschwinden.

In der neuen Geschichte sind die Gegensätze nicht mehr so schroff, weil dieselbe Cultur eine so große Ausdehnung gefunden hat, daß eigentlich barbarische Völker gar nicht mehr in Betracht kommen, und deßhalb ein Sieg eine Veränderung der Herrschaft noch keine solche Umwälzung herbeiführt, wie bei den Alten. Wir werden aber auch da die Frauen sehen, wie sie das untergehende Ritterthum und in Frankreich die letzten Jahre der Aristokratie beherrschen und der letzte Glanz desselben sind. — Im Alterthume bringen es Völker, in der neuen Welt einzelne Klassen durch ihre Anstrengungen dahin, daß sie sich ein privilegirtes Dasein erkämpfen. Die Erde mit ihren Schätzen, die besten Resultate der Industrie und der Kunst müssen ihnen dienen. So lange der Kampf dauerte, war an Ruhe und Genuß nicht zu denken; die Frau des Ritters war ein stumpfes, gedrücktes Wesen, so gut wie die des Bürgers. Sobald er aber aufhört, erwacht die Frau von der Berührung mit dem Reichthume der Welt. Sie selbst, der höchste Luxus der Erde, findet im Reichen, im Schönen ein heimathliches, verwandtes Element. Es regt sich das erste Gefühl von Sicherheit in ihr, denn die Rohheit des Mannes wird in solcher Umgebung, und ihrer neuen Kraft gegenüber, unmöglich. Sie eignet sich Alles an, was der Kampf errungen

hat und tritt hervor, ihrer Macht gewiß, um endlich zu leben und dem Manne zu lehren, was Leben ist. Allein es gibt keine Ruhe auf dieser Erde, bis alle Menschen in gleichem Genusse der Erde und ihrer Schätze sind. Kaum will eine herrschende Klasse sich zum Genusse niederlassen, so stürmt die Masse nach und begräbt in ihren Wogen das Sondergut und die privilegirte Freiheit derselben.

Was also die Frau niederhält, das ist ihre Unfähigkeit, an den Kämpfen des Mannes Theil zu nehmen. Was ihr in jeder Periode der Ruhe Macht verleiht, ist ihr vom rohen Kampfe unentfremdetes Wesen, welches aus den Resultaten der männlichen Anstrengung einen weit reicheren Nutzen zu ziehen weiß, als der Mann, welcher dermaßen verloren ist in der Arbeit, die doch immer nur die der Beschaffung der Mittel zum Leben ist, daß er außerhalb derselben nur noch vegetirt. Mit jedem Fortschritt in der Cultur vermindert sich dieser Gegensatz, mit jeder Noth, die schwindet, nach jeder überwundenen Barbarei verfeinert sich die Thätigkeit des Mannes, und nähert sich mehr und mehr dem Verständniß des Weibes. Befruchtet von dieser Annäherung, erwacht das Weib aus langem Winterschlafe, erstarkt immer mehr, und erstaunt erkennt der Mann in ihr die reine, von keiner geschichtlichen Abstraction umnebelte Menschennatur. — Die Vereinigung beider Geschlechter zu gleichem Leben wird das Ende der Geschichte, der Anfang des natürlichen Menschenlebens sein.

Fünftes Capitel.

Das Weib hat sich selbst befreit.

„Die Veränderung einer geschichtlichen Epoche läßt sich immer aus dem Verhältniß des Fortschritts der Frauen zur Freiheit bestimmen, weil hier ein Verhältniß des Weibes zum Mann, des Schwachen zum Starken, der Sieg der menschlichen Natur über die Brutalität am evidentesten erscheint. Der Grad der weiblichen Emancipation ist das natürliche Maaß der allgemeinen Emancipation."

Fourier.

Eine letzte Beleidigung, die dem Weibe von einem der modernsten und bedeutendsten seiner Vertheidiger widerfährt! Das Weib hat nicht gesiegt durch die Gewalt seines unversehrten Herzens, es hat sich nicht der brutalen Kampfesstärke des Mannes als ein nothwendiges Supplement aufgedrungen, ohne welche dieselbe zur Thierheit entartet wäre; nein, sie ist von der Majestät des Mannes zur Freiheit begnadigt worden. So wohlbegründet aber und unabänderlich der Druck ist, den ein schwererer Körper auf einen leichteren ausüben muß, ebenso naturgemäß ist die Herrschaft des Starken über den Schwachen. In der Geschichte ist noch keine Freiheit geschenkt, sondern eine jede ist errungen worden, und noch sind die meisten Freiheitsbriefe der Völker mit rothen Lettern geschrieben worden.

Man kann von der Civilisation nicht sowohl das Aufgeben jeder Herrschaft, als ein feineres Gehör für das Wachsen neuer Kräfte verlangen, welches nicht erst durch

Kanonendonner geweckt zu werden braucht. — Die Phrase von der Schwäche des Weibes ist der letzte Rest des barbarischen Vorurtheils, welches durch die Jahrhunderte der Geschichte das Motiv zu seiner Unterdrückung war. Der Wilde verstößt sie als unreines Wesen von seinem Sitze; der Jude, der Indier verachtet sie aus demselben Grunde; der Römer und Grieche behandelt sie als Kind, weil ihre Natur nicht in die Staatskaserne paßt; der Christ flieht sie als Lieblingsresidenz der Sünde; nicht Odin's Throne darf sie nahen, nicht Walhalla's seligen Gefilden; für sie ist kein Raum in Mahomed's Paradiese, und noch heute verweist sie der Philosoph aus seinem Systeme, in welchem die natürliche Lebendigkeit, die Besonderheit, die Willkür des Herzens noch immer dämonische Mächte sind. — Habt ihr gelesen von jenem alten Römer, dem strengen Cato, der den marmornen Götterbildern Griechenland's Rom verschließen wollte, damit ihr Anblick nicht die Jugend entnerve? Gerade so ging es dem Weib in der Geschichte. —

Mein Verhalten zu ihr ist der höchste Act meines Daseins, denn nur in ihr kann ich den Menschen, die vollendetste Organisation, mit allen meinen Organen erfassen. Sie ist die nothwendige Voraussetzung, Ergänzung und der Endpunkt meines Wesens, der Genuß der Arbeit, die Ruhe nach der Bewegung, die Heimath des befriedigten Herzens. Mit ihr vereint, stehe ich bedürfnißlos und stark der Welt gegenüber, denn was kann diese mir noch bieten, wenn ich die höchste Lebendigkeit, das höchste Wesen gegenständlich, leiblich erfaßt und mir angeeignet habe? Und diese Blume der Schöpfung, dieser Luxus der Natur, diese edle Form mit ihren langen, weichen, in der langsamen Majestät selbstgewisser Schönheit sich beugenden Linien, — wie ist sie in den Koth getreten worden! —

Aber freilich, die Natur des Menschen war so roh und bestialisch, daß es eines langen Kampfes bedurfte, worin ihm kein Ermatten, kein Ausruhen so lange gestattet werden durfte, als er in der Ruhe bei sich nur die Rohheit wieder fand. Deßhalb ward das Weib entwürdigt, beschmutzt, geknechtet, damit der Mann bei ihr keine Befriedigung finde. Deßhalb ward sie erniedrigt, in den kurzen Augenblicken der Rast dem kämpfenden Manne ein Gefäß der Wollust, oder eine Haushälterin und die Erzeugerin der Kinder zu sein, die den Kampf fortsetzen sollten. Deßhalb hat man dem Manne Gewalt über sie gegeben, damit er nicht in Liebe zu ihr den Streit des Tages vergesse, denn lieben können sich nur gleichberechtigte Menschen. Deßhalb endlich ist, wie Fourier sagt, der Culturzustand einer Epoche an dem Zustande des Weibes und seiner Freiheit zu bemessen, weil diese stets einen der Geschichte im Widerspruch mit derselben abgerungenen neutralen Boden darstellt. Es ist ein erstaunenswerther, tiefsinniger Mythus, die mosaische Erzählung vom Paradiese und den ersten Menschen. Sie werden vertrieben und zur sauern Arbeit verurtheilt, weil der Mensch in seiner ursprünglichen Rohheit die Schätze der Erde nicht zu genießen weiß. Er muß durch das Fegfeuer der Geschichte gehen, um seiner eigenen bestialischen Natur entfremdet zu werden. Er hat mit plumpen Füßen die Rosen des Paradieses zertreten, und nun muß er hinaus, sich mit den Disteln und Dornen gemeiner Lebensnoth befassen. Doch wie er auch verstoßen und verloren sei, das Weib trägt das entschwundene Paradies im Herzen. Ihre Stimme ruft den geliebten Flüchtling aus der Entfremdung zurück, und ihr Ruf ist der ewige, nie veraltende Pathos, dessen sich die Kunst bemächtigt, wenn sie die Geschichte zu unserm Herzen will sprechen lassen. Was würde uns Kreon und seine

Härte heute noch kümmern, wenn Antigone nicht im Namen der Familie ihm gegenüber getreten wäre? Welches besondere Interesse könnten uns Romeo und die Straßenkämpfe seines Geschlechts ablocken, wenn nicht Julia ihn denselben entrissen hätte? In den hellen Gefilden der Kunst tritt die Geschichte nur noch auf, um durch die Leidenschaft des Weibes verzehrt und aufgelös't zu werden. Die Kunst aber ist die prophetische Stimme der Zukunft.

Die Frau bei den Wilden.

Sechstes Capitel.

Die niedere Natur des Weibes.

Die Natur hat überall ihre Uebergänge, so zwischen Stein und Pflanze, zwischen Pflanze und Thier und endlich zwischen diesem und dem Menschen. Nun ist, je vollkommener ein Organismus ist, er desto verschiedener unter den gleichartigen, und desto größer der Unterschied unter seiner Erscheinung als männlich oder weiblich. Im Thierreich schon ist männlich und weiblich in besondere Existenzen geschieden, sie sind sich aber, bis auf den Prozeß der Zeugung, noch sehr gleichartig. — Das weibliche Thier bedarf des männlichen nur zur Begattung, und dieses Bedürfniß ist gegenseitig. — Zur Nahrung und Vertheidigung steht es ganz auf eigenen Füßen und ist daher auch fast mit denselben Kräften begabt, wie das Männchen.

Beim Menschen aber steht das Weib der ungebändigten Natur eben so hülflos gegenüber, als der Mann gerüstet, und je mehr der Mensch sich vom Thierreich entfernt, je edler die Race ist, je höher der Culturzustand, um so mehr wird dieser Unterschied ausgeprägt und anerkannt. Bei den Buschmännern und Californiern, diesen Thiermenschen, welche keine Wohnungen haben, sondern in Busch und Höhle ihr

Lager finden, unterscheidet sich auch Mann und Weib nicht mehr wie beim Thiere. Ihre Sprache hat keine Unterscheidung zwischen Mädchen, Frau, Mutter, Wittwe; sie laufen einander zu und verlassen sich wie die Thiere des Waldes nach Zufall und Belieben. Die Wilden hingegen in Amerika und Afrika, welche schon in einer Association unter einander das Bedürfniß einer Wohnung haben, unterwerfen sich sofort das Weib, welches als ihre Sklavin jede Arbeit thun muß, außer der Jagd und dem Kriege. Der erste Schritt zur Cultur beginnt mit der Unterdrückung des Weibes. Gerade das, was das Weib des Menschen von dem weiblichen Thiere unterscheidet, die ausgeprägtere, vollendetere Weiblichkeit, wird der erste Grund seiner Unterdrückung. Das Thier würde zu Grunde gehen, wenn das Weibchen des Schutzes und der Ernährung durch das Männchen bedürfte, weil außer der Brunstzeit kein natürliches Bedürfniß dieses dazu veranlassen würde. — Der Wilde hat außer dem Geschlechtsbedürfnisse, welches bei ihm, glücklicherweise für die Frau, an keine Zeit gebunden ist, noch das einer größeren Bequemlichkeit in Lager, Wohnung und Speisung, welches er sich durch das Weib befriedigen läßt. Zum Preis für seine Erhaltung ist also das Weib das Lastthier des Wilden. Sie muß die härteste Arbeit verrichten, man weist ihr, ohne Mitleid für ihre Schwäche, dieselbe an. Sie begleitet ihren Mann auf die Jagd, sucht die verschossenen Pfeile auf, trägt das erlegte Wild, bereitet die Speise, kurz, ihr fällt die ganze Noth des Lebens zu; während der Mann in seiner Hängmatte so lange vegetirt, bis ihn der Hunger auf die Jagd oder ein Feind in den Krieg zu gehen zwingt. In einigen Distrikten Amerika's sah man Mütter so ergriffen von dem Elend ihrer Lage, daß sie ihre Töchter bei der Geburt tödteten, um sie mit einem

Schlage von der Last ihres Schicksals zu befreien. (Robertson, Raynal, **hist. d. Indes.**)

Allein nicht genug hiermit, betrachtet der Wilde die Unfähigkeit der Frau, sich allein gegen die ungebändigte Natur zu erhalten, als einen Mangel. Er verachtet, er mißhandelt, verstümmelt, tödtet oder verjagt sie, wenn er ihrer nicht mehr bedarf, oder sonst sein Zorn über sie rege geworden ist.

Selbst der schwangeren Frau widerfährt keine Schonung, keine Rücksicht; sie kommt während der Arbeit nieder, legt das Kind bei Seite und arbeitet weiter. Ja, ordentlich zum Hohne der Frau legt bei südamerikanischen Wilden der Mann sich zu Bette und pflegt sich, wenn die Frau geboren hat. Collins **Descript. d. l. nouvelle-Galles-Meridionale** sagt von den dortigen Frauen: „Der Zustand, zu dem sie verurtheilt sind, ist der Art, daß ich oft beim Anblick eines jungen Mädchens, welches von seiner Mutter auf den Schultern getragen wurde, die Zukunft mir vorstellte und in der Voraussicht des Elends, zu dem sie bestimmt ist, mir dachte, daß es eine menschliche That sein würde, sie auf der Stelle von einem so elenden Dasein zu befreien."

„Die Frauen tragen alle auf dem Kopfe die unzweideutigsten Zeichen von der Brutalität ihrer Männer, und da die Heirathen sehr früh geschehen, so kann man sagen, daß ihre Männer sie schlagen, sobald sie die Kraft dazu haben. Man hat von diesen Unglücklichen welche gesehen, deren geschorener Kopf mit so viel Narben bezeichnet war, daß es schwierig war, sie zu zählen."

Malthus, in seinen höchst gründlichen Untersuchungen über die Bevölkerung, zählt bei den Wilden unter den Ursachen der geringen Fortpflanzung die barbarische Behand-

lung und die harten Arbeiten auf, zu denen die Frauen bei ihnen verurtheilt sind.

Der Vater des Hottentotten freuet sich über den Knaben, der seine Mutter mißhandelt, indem er dadurch zuerst seine höhere männliche Natur an den Tag legt. — Das Weib gilt für unrein, den Göttern verhaßt; sie darf nicht essen von der Speise des Mannes, nicht ruhen auf seinem Sitze, nicht die Gefäße berühren, deren er sich bedient. Sie muß bei vielen Negerstämmen ihn knieend bedienen, und sogar der christliche Morlakke erwähnt gegen Vornehmere nie sein Weib, ohne hinzuzusetzen: „Mit Respect zu melden.“ Ich führe hier nicht einzelne Curiositäten an, die in ihrer Vereinzelung als Spielarten der Natur ohne Bedeutung erscheinen könnten. Es sind dieß durchgehende Erscheinungen bei den wilden Stämmen Süd- und Nord-Amerika's, Australien's und Afrika's; es ist außerdem der reine typische Ausdruck für die bestialische Auffassung der weiblichen Natur, welche in steter Abschwächung bis auf unsere Tage gekommen ist.

Der Wilde begründet den Vorzug seiner männlichen Natur auf seine Muskeln und Nerven, die ihn zu Jagd und Krieg befähigen; dasselbe haben alle Völker, alle Moralisten, Anthropologen bis auf den heutigen Tag gethan, und wenn Hegel wegen der Unfähigkeit der Frau für höhere Wissenschaft, Staat und Philosophie ihr das Ideale abspricht, so thut er nicht weniger wie der Wilde, indem er den Menschen nur nach seiner physischen Kraft zur Arbeit, und nicht nach seiner Erscheinung und seinem Wesen schätzt. Wir wollen die Parallele nicht weiter verfolgen, sie wird sich im Verlaufe der Geschichte von selbst ergeben.

Siebentes Capitel.

Die Unreinheit der Frau.

Die Unreinheit der Frau ist ein Begriff, der allen Wilden eigenthümlich ist; besonders sind ihnen die geschlechtlichen Functionen des Weibes, die monatliche Reinigung, die Geburt etwas Schmutziges, welches nach ihnen der ganzen weiblichen Natur anklebt. Bei den Negern muß die Frau während ihrer Periode sich isoliren im Walde; hat sie gar geboren, so ist sie drei Jahre lang unrein. Ein Weib in solchem Zustande darf sich dem Manne noch weniger nahen wie früher; sie darf sogar bei den sonst milderen nordasiatischen Völkern nicht auf die Seite des Feuers kommen, wo der Mann seinen Sitz hat, und muß stets um diesen im Gehen einen großen Kreis beschreiben. Auch diese bestialische Vorstellung von der weiblichen Natur geht in steter Abschwächung durch die Geschichte hindurch bis auf den heutigen Tag und in unsere civilisirten Zustände hinein. —

Der Mann in seiner Rohheit fühlt ein Bedürfniß nach der weiblichen Natur nur in den Momenten der Begattungslust. In solchem Augenblicke gibt er sich ganz hin, er hat körperlich keinen Rückhalt, keinen Widerstand mehr gegen die fremde Natur; Alles, was an ihm ist, fühlt das Bedürfniß der Vereinigung, des Hinüberfließens. Es drängt sich ihm das Gesetz von der Gleichartigkeit beider Geschlechter körperlich auf. Der Moment ist vorüber, und vorbei ist der Rausch,

vorbei die Anziehung. Die Abspannung hat etwas Unlustiges für den Mann, der seine höhere Natur hingegeben, weggeworfen hat an Etwas, das ihm jetzt kalt, fremd, niedrig und verächtlich erscheint. **Omne animal post coitum triste est.** Dieser Satz ist das Axiom, der Muttersatz alles Sündenbewußtseins. Es spricht sich in ihm das physische Unbehagen des Menschen aus, in seinem höchsten körperlichen Acte ein Thier geblieben zu sein, welches sich denselben nicht zu unterwerfen und zum Träger geistiger Empfindungen zu machen weiß. Es ist die beschämende Empfindung, so bedürftig, so verloren an Jemand gewesen zu sein, der nachher ihm gleichgültig, ja niedrig gegenübersteht. Die nächste Folge davon ist, daß der Mann die weibliche Natur, die ihn zu dieser gedrückten Empfindung brachte, für sündhaft erklärt, den Göttern verhaßt, für unrein; besonders aber in den Momenten, wo ihre geschlechtlichen Functionen sein Begehren nicht aufkommen lassen und ihm nun ihre Hülflosigkeit und Niedrigkeit erst recht zum Bewußtsein kommt.

Die orientalischen Völker haben diese Vorstellung von der Unreinheit des Weibes alle noch in ziemlich brutaler Form. So ist sie in den Religionsgesetzen der Hindu's ausgesprochen, ebenso bei den Türken. Nach dem Koran sollen die Gläubigen nach dem Tode „in Gärten kommen, die mit Flüssen gewässert sind, darinnen sollen sie ewiglich bleiben, Weiber daselbst besitzen, die von aller Unreinigkeit frei sind."

Nach Moses Gesetzen ist eine Frau in ihrer Periode vierzehn Tage lang unrein; sieben Tage lang soll sie sogar bei Seite gethan werden: sie verunreinigt Alles, was sie berührt. Eine Kindbetterin ist bei Geburt eines Knaben sieben Tage unrein und darf dreiunddreißig Tage lang nachher noch kein Heiliges anrühren. Noch mehr verunreinigt die Geburt eines Mädchens, für welche die doppelte

Zeit gefordert wird. Nach Ablauf dieser Frist soll die Frau ein Brand- und ein Sündopfer bringen. Die Sache ist also fast dieselbe, wie bei den Negern. Aehnliche Unreinheit der Kindbetterin haben die alten Aegypter und auch die Griechen.

In starker Abschwächung ist dieser Gebrauch bis auf unsere Tage gekommen, indem das Fest Mariä Reinigung und der sogenannte Kirchgang der Frauen nach den Wochen in katholischen und streng protestantischen Ländern von der mosaischen „Ordnung" der Kindbetterinnen sich herschreibt. Wenn diese Damen wüßten, daß die thierische Auffassung ihrer freien, edlen Natur durch den Wilden, den Barbaren, der Ursprung dieses Kirchganges ist, sie würden ihn wahrscheinlich unterlassen. —

Es war bei etwas vorgeschrittener Cultur die weitere Folge, daß die Schuld auf beiden Seiten gedacht wurde: der Beischlaf verunreinigt sowohl Mann wie Frau, es ist ein unreiner Act. Die Zeugung ist eine Pflicht, die Lust und Begierde dazu eine Sünde, die gesühnt werden muß. Diese Auffassung findet sich mehr oder weniger stark angedeutet in allen Religionen der Welt, am undeutlichsten vielleicht in der nordischen Mythologie, weil die kalte Region mit dem Genuß auch das Sündenbewußtsein beschränken mochte.

Das Sündenbewußtsein des Menschen beschränkt sich zwar nicht bloß auf den Zeugungsact, seine Natur überhaupt ist unrein, und der Reinigungsprozeß der Gottheit gegenüber ist der Hauptinhalt aller Religionen, insbesondere aber der ältesten derselben, der indischen und der damit zusammenhängenden chinesischen, buddhistischen, ägyptischen und persischen Religion. Es ist die Angst des Menschen vor seiner bestialischen Natur, die er noch nicht zu beherrschen

vermag, welche ihn die Materie als verunreinigend ansehen läßt und zur Flucht vor derselben in die Enthaltsamkeit, die Ascese treibt.

Das geschlechtliche Verhältniß ist hierbei der Stein des Anstoßes für alle Religionen, denn auf der einen Seite feiert in demselben die Materie ihren höchsten Triumph, auf der andern aber läßt es sich in seiner fatalen Nothwendigkeit nicht hinwegräumen. Die Völker des Alterthums, besonders die Orientalen, verhielten sich nach beiden Seiten leidend, willenlos, hingebend. Ihre Ascetik war nicht, wie beim Christen, das Produkt eines inneren Verhältnisses und einer geistigen Beziehung zu Gott, es war ein äußeres, instinktmäßiges Verhalten, welches daher in's Fratzenhafte ausartete; ebenso äußerlich war ihre Hingabe an das Geschlechtsverhältniß in der religiösen Ehe und im Phallusdienste. „Durch einen Sohn", heißt es in den Gesetzen des Menou, „erlangt ein Mann den Sieg über Alle, durch einen Sohn erwirbt er Unsterblichkeit, und endlich durch den Sohn dieses Sohnes erreicht er die Wohnung der Sonne."

Die Ascetik folgt aber dieser Heirathspflicht, die sogar dem Brahmanen obliegt, auf dem Fuße, denn nach Menou's Gesetz ist die vornehmste Art der Heirath, welche durch Schenkung der Braut von Seiten des Vaters oder durch Kauf derselben von Seiten des Bräutigams geschlossen wird; wer sich aber so weit erniedrigen kann, ein Weib aus Wahl und Liebe zu heirathen, der wird verachtet. —

„Der Vater, der einen Sohn hat, bezahlt seine Schuld an seine Vorfahren. Dieser Sohn allein, dessen Geburt die Schuld des Vaters tilgt und ihm die Unsterblichkeit erwirbt, ist aus Pflichtgefühl hervorgegangen. Alle die andern schreibt der Weise der Lust und Begierde zu." Der Brahmane endlich soll, sobald er sein fünfzigstes Jahr erreicht,

Weib und Kinder verlassen; er nehme nur Opfergeräthe mit und suche den Wald. Hier sei er Ohnehaus, Ohnefeuer, Ohnemein, sich nur Buß- und Andachtsübungen hingebend.

Wohlgemerkt bezieht sich die bisherige Darstellung nur auf die Brahmanen, diese aristokratischen Halbgötter, welche das wirkliche gemeine Leben kaum mit den Fußspitzen berühren. Wenn nun diese schon den beiden Seiten des Lebens, der Sinnlichkeit und dem Sündenbewußtsein ihrer schlechten Natur gegenüber, sich leidend und äußerliche Opfer bringend verhielten, um wie viel mehr und wie viel gröber die unter ihnen stehenden Kasten, d. h. das ganze eigentliche indische Volk! — So entsteht auf der einen Seite der ausschweifendste Phallusdienst, worin Lingam und Joni, die männlichen und weiblichen Organe der Zeugungskraft, verehrt werden, und unter ihrem Schutze jede sinnliche Ausschweifung gestattet wird; so die Bayaderen, die, je nachdem sie einer Zeugungs- oder Entsagungs- und Zerstörungs-Gottheit angehören, Priesterinnen der Wollust oder der Keuschheit sind; so auf der andern Seite macht das Sündenbewußtsein sein Recht geltend in den unzähligen und harten Buß- und Reinigungsacten, die dem Inder obliegen, oder gar im Menschenopfer, welches derselben Göttin der Wollust gebracht wird, die zugleich die Göttin der Zerstörung und des Todes ist.

Bei den Indern indeß überwog stets die ascetische Richtung. Das gefeierte Ideal dieses Volkes blieb der Säulenheilige, der Sanyasi, der auf kahlen Felsen die Welt übersieht, ohne irgend ein Bedürfniß mehr zu haben. Schon in Menou's Gesetzen heißt es: „Viele tausend Brahminen haben seit ihrer Jugend die Sinnlichkeit geflohen und keine Nachkommenschaft hinterlassen. Sie sind nichtsdestoweniger zum Himmel gefahren.“

Die Religion des Buddha, welche von der indischen sich ablöste, cultivirte das Cölibat vor allen Dingen bei den Priestern. Die Zeugung ist ein gemeiner Act, den man noch heute in Thibet dem Pöbel überläßt. Turner, **embassy to Tibet**, erzählt: Der Boutéa erwirbt sich in der ersten Hälfte seines Lebens Ansehen durch das Cölibat, wo hingegen die Ehe ihn verhindert, zu den Ehren- und Hauptämtern zu gelangen. Die höchsten Klassen liegen nur ihren kirchlichen und politischen Pflichten ob und überlassen den Ackersleuten und Tagelöhnern die Sorge, die menschliche Race fortzupflanzen.

Cölibat, Phallusdienst und Buß- und Menschenopfer sind die äußersten Folgen des Sündenbewußtseins. Der rohe Mensch verhält sich leidend zu den beiden Seiten seiner Natur, zur bestialischen Lust und der dadurch erzeugten Unlust; beide personifizirt er und bringt ihnen gleichmäßig Opfer. Am nächsten und am brutalsten war dieser Gegensatz, der sich durch alle Religionen hinzieht, bei den Assyrern, Babyloniern, Phrygiern, Phöniziern und Karthagern an einander gerückt. — Das All trennt sich nach der phrygischen Sage als Phallus von der Erde, dem Weiblichen, und wächst als ungeheurer Fichtenbaum empor, wo es mit dem Himmelswasser die Sonne erzeugt. Die Erde verliebt sich in die Sonne und entmannt sie, da sie ihr untreu wird. Daher Priester, die sich verschnitten und die eine Hälfte des Jahres kasteieten und geißelten, und dann wieder dem ausschweifendsten Phallusdienst vorstanden.

In den Tempeln der sidonischen Venus, der Astarte, der Mylitta, der Cybele, oder wie sonst die Gottheit der zeugenden Naturkraft genannt sein mochte, bestand in der Prostitution der Weiber, in Orgien, welche Mann und Weib nackend und in der Dunkelheit feierten, das Opfer, welches

die Göttin heischte. Gleich daneben aber breitete der Moloch, der Gott der Reinigung, durch das Feuer seine glühenden Arme aus, in die der rothgekleidete Priester das arme Opfer legte. Oder es vertrat dieselbe Gottheit beide Seiten, wie die Artemis, deren Dienst bei den frühen Griechen und in Klein-Asien in Orgiasmus und Menschenopfern bestand. Der thierische Genuß und der Katzenjammer liegen eben sehr nahe beisammen.

Je thätiger die Völker in ihrer Geschichte waren, desto weniger überließen sie sich ihrem Sündenbewußtsein. Bei den Indiern und den Buddhisten die vollständigste Hingabe an dasselbe, — während die kräftigen Völker Klein-Asien's und Europa's, wie die erobernden Perser, vor allen aber die Griechen und Römer, dasselbe in den Hintergrund drängten, sich durch gelegentliche Opfer mit demselben abfanden, und je cultivirter sie wurden, sich mehr statt des wirklichen Opfers mit bloßen Symbolen begnügten. Statt der Castrirung, bei Aegyptern und Juden die Beschneidung, statt des Menschenopfers die Lösung der Erstgeburt, statt der Prostitution aller Weiber bei den Griechen öffentliche Tempeldirnen. Auch der Phallusdienst verlor in Griechenland viel von seiner colossalen Rohheit und Ausschweifung, obschon er für unsere Anschauungsweise noch bestialisch genug blieb.

Waschungen, Reinigungen endlich nach geschlechtlichen Functionen haben auch die Griechen noch, und die Enthaltung vom Beischlafe kürzere oder längere Zeit vor gottesdienstlichen Handlungen ist eine Vorschrift, die auch in die katholische Religion übergegangen ist, wo sie früher unter sehr strengen Kirchenstrafen gehandhabt wurde.

Bei diesem Sündenbewußtsein, welches den rohen Menschen hauptsächlich im Geschlechtsverhältniß verfolgte, mußte natürlich der weiblichen Natur, welche in letzterem aufging

und die Folgen desselben in der Schwangerschaft so lange und so sichtbar mit sich herumtrug, stets ein besonderer Makel ankleben. Es war daher ein sehr naheliegendes Gefühl, wenn man das unentwickelte, das nicht besessene Weib, die Jungfrau, als heiliger, werthvoller, reiner und den Göttern angenehmer ansah. Sie hatte, wo Menschenopfer bestanden, den precairen Vorzug vor der Frau, weil sie noch unentweiht war. So floß, wie die alten griechischen Dichter singen, das Blut der unentweihten Jungfrau, der Göttin Artemis das liebste Opfer; so sollte ihr Iphigenia in Aulis geopfert werden, um die thrazischen Winde zu stillen, welche das Griechenheer aufhielten, und so mußten noch in späterer Zeit die Jungfrauen Athen's symbolisch ihre Jungfrauschaft weihen in der sogenannten Bärenweihe. Die Jungfrauen gelangten durch ihre Heiligkeit in Syrien und in der mythischen Geschichte Griechenland's förmlich zu Macht und Ansehen, und bildeten sogar Weiberstaaten unter sich. Nach den neuesten Alterthumsforschungen ergibt sich nämlich, daß die Sage von der ungeheueren Macht und den Eroberungszügen der Amazonen einen historischen Grund hat. Es waren dieß syrische und altgriechische Tempelstaaten, Jungfrauen, Weiber und Knechte, die dem Dienste einer fruchtspendenden und kriegerischen Göttin geweiht waren und um ihren Tempel herum wohnten. Die Königin und die obersten Priesterinnen waren Jungfrauen; die verheiratheten Weiber durften das Innere des Tempels nicht betreten, die Männer wurden zum Theil verschnitten und dienten als Tempelknechte. Die Kriege der Amazonen werden erklärt als Unternehmungen dieser Staaten zu neuer Ansiedlung und Ausbreitung ihres Cultus. Die Tempelknechte, nimmt man an, hätten das eigentliche Heer gebildet, die kriegerischen Priesterinnen aber mitgefochten. Noch in späten Zeiten

findet man in den Tempeln der Atemis und der Aphrodite zahlreiche Hierodulen, Jungfrauen, die dort zur Keuschheit, hier zur Prostitution verurtheilt waren, gerade wie die Bayaderen in Indien, und deren Strabo z. B. in Kappadocien im Tempelhain der komanischen Göttin über sechs Tausend antraf. Bekannt sind endlich die Vestalinnen in Rom, welche höhere Ehre genossen als irgend ein Weib. Sie hatten überall den Vortritt, Jeder mußte ihnen ausweichen, wenn sie öffentlich erschienen; sie waren die Hüterinnen des ewigen Feuers und der heiligen Schilde, des Wohl und Wehes der ewigen Stadt.

Am stärksten wird der höhere Werth der Jungfrauschaft bei den Griechen durch die Schutzgöttin von Athen, Pallas Athene, ausgesprochen. Sie ist aus dem Haupte des Zeus gesprungen, also nicht auf die gewohnte unreine Weise geboren. Sie ist die reine, strenge, unbesiegte Jungfrau, Göttin des freien Geistes, Herrin der Weisheit, der geistigen Macht im Krieg und Frieden. Sie ist als Vorsteherin der eleusinischen Mysterien zugleich die Göttin der Reinigung, der vor seinem Tode sich eigentlich jeder Grieche unterwerfen mußte. Sie ist als Jungfrau ein Gegensatz gegen das eigentlich Weibliche; sie ist männlicher, als irgend ein anderer Gott und ist weit mehr Schutzgöttin des Mannes als wie der Frau. Sie sagt in den Eumeniden des Aeschylus:

„Volles Herzens lob' ich alles Männliche auch in der Ehe."

Die orientalischen Religionssysteme enthalten in sich denselben Prozeß, den die abendländische europäische Welt im Christenthum durchgemacht hat. Das Sündenbewußtsein, die Angst vor der eigenen rohen Natur, früher nur instinktmäßig vorhanden, zurückgedrängt in der Arbeit der ersten Geschichte, brach in der darauf folgenden Ermattung alle

Schranken durch und unterwarf sich den rohen Menschen, der noch nicht auf eigenen Beinen zu stehen gelernt hatte. Die Götter stehen zu fern, um einen Anhalt zu bilden, die Hülflosigkeit schafft sich also einen Mittelsmann, einen Erlöser. Dieser darf natürlich von der sündigen Natur der Menschen nichts an sich haben; er verschmähet daher als Geburtsstätte den heiligen Leib der Mutter und wählt den für das Alterthum weit heiligeren Leib der Jungfrau. Buddha, der aus der indischen Religion hervorgegangene Erlöser, Sofiosch bei den Persern und unser Christus verdanken ihr Dasein Jungfrauen, die nie von einem Manne vorher berührt waren. Daß die Griechen und Römer diesen Prozeß nicht innerhalb ihrer Religion vollbrachten, ist kein Vorwurf für sie, denn sie bewerkstelligten ihn nach Vernichtung der Religion auf weit höhere, auf philosophische Weise. Die Massen waren aber zur Philosophie noch nicht reif, die Geschichte mußte deshalb einige Stufen herunter zu einem weit roheren Volke gehen, um bei diesem die religiöse Form für den Umschwung im Reiche der Geister zu finden. — Wie in der christlichen Religion die Ascetik aufblühete und das Geschlechtsverhältniß recht mit Bewußtsein in den Koth getreten wurde, werden wir besonders besprechen.

Achtes Capitel.

Die Frau Eigenthum des Mannes.

Wir sehen ferner bei den Wilden, wie aus der bestialischen Natur zuerst der Begriff von der Herrschaft des Mannes und der erste Anfang der Ehe hervorgeht. Wenn die Frau dem Manne mit gleichen Kräften gegenüberstände, so würde ihre Verbindung keinem Gesetze, keiner Regel bei primitiven Volkszuständen unterliegen, wie dieses denn in der That beinahe der Fall ist bei solchen Stämmen, die keine Kriege zu führen genöthigt sind und im Ueberfluß leben, wo der Mann also mit seiner Muskelstärke sich nicht geltend machen kann; in Otaheiti z. B. und auf den Freundschafts- und Sandwichs-Inseln, wo die üppigere Natur, der weichere, sinnlichere Charakter des Volkes das Weib, besonders bei den Häuptlingen und Vornehmern, begehrenswerther macht und deßhalb ihm eine bessere Behandlung zuzieht. Die Vornehmen leben ohne bestimmtes Verhältniß mit den Weibern, die den gleichen Einfluß haben; nur beim niederen Volke verkauft der Vater seine Tochter, und auch dann entsteht ein festes Verhältniß erst, wenn die Frau geboren hat und der Mann das Kind nicht tödtet, sondern adoptirt. (Cook, dritte Reise.) Das harte Leben der Jäger- und Hirten-Völker läßt aber eine solche Milde nicht aufkommen; sie alle unterwerfen sich das Weib in der

Ehe, wie man ein Thier fängt und zähmt, und behandeln sie mit mehr oder weniger Grausamkeit.

„Bei diesen Völkern", so erfahren wir aus Collins **Description de la nouvelle-Galles-Meridionale**, „kündigt sich die Liebe durch Gewaltthätigkeiten und Grausamkeit an. Der junge Wilde wählt unter den Weibern der feindlichen Stämme sich eine aus. Er erwartet den Augenblick, wo Diejenige, nach der er verlangt, allein und ohne Beschützer ist; er schleicht unbemerkt heran, betäubt sie mit Schlägen seiner Keule oder seines Schwertes aus hartem Holze. Er schlägt sie auf Kopf, Schultern und Rücken so hart, daß nach jedem Hiebe Blut fließt. Nachher trägt er sie durch den Wald nach dem Orte, wo sein eigener Stamm haust. Dort wird nach vielen andern barbarischen Handlungen das Weib als sein Eigenthum anerkannt, und selten verläßt sie nachher ihren neuen Herrn. Die Verwandten der Frau rächen diese Beleidigung nicht, außer daß sie bei Gelegenheit Repressalien anwenden, indem sie ihrerseits die Weiber ihrer Feinde stehlen."

Die gewaltsame Bemächtigung der Frau durch den Mann erscheint als subsidiarisches Naturrecht auch noch bei den Völkern, wo die Frau gekauft wird. Bei den Esquimo's muß der Bräutigam, nach abgeschlossenem Vertrage mit den Eltern der Braut, sich dennoch derselben mit Gewalt bemächtigen. Diese, sobald sie kann, entflieht wieder, wird von Neuem eingefangen, und dann sitzt das arme Geschöpf, der harten Zukunft entgegensehend, Tage lang, mit zerrauften Haaren und ohne Nahrung zu sich zu nehmen, in der Hütte des Mannes, ehe sie sich in ihr Schicksal fügt. — Ebenso raubt der Tscherkesse seine Braut, die er vorher dem Vater abgekauft hat. — Professor Erman wohnte auf seiner Reise nach Ochotzk in der Hütte eines Tungusen, mit dem und

dessen Familie er auf ganz zutraulichem Fuße stand. Als er aber eines Tages die eine der Töchter allein vor der Hütte traf, flüchtete sie sich laut schreiend hinein. Er erfuhr, daß die Frau zwar vom Vater gekauft, oder ihm auf dieselbe Weise durch Knechtesarbeit abverdient wird, wie Jakob die Lea und Rachel gewann, daß man aber ein Mädchen auch gewinnen könne, wenn man, sie draußen allein antreffend, ihr Gewalt anthue. Dasselbe findet sich im mosaischen Gesetze, so wie im griechischen. Durch Nothzucht erwirbt man das Mädchen zur Frau. Die Hochzeitgebräuche bei Griechen, Römern und sogar an manchen Orten des heutigen Europa's stellen den Raub symbolisch dar, z. B. in den Landes in Süd-Frankreich. Jungfrauenraub, Suchen der Verlorenen, Krieg um sie, sind gewöhnliche Züge, die sich in den Mythen und epischen Gedichten der Völker finden, besonders bei den Griechen, bei denen in Sparta und in späterer Zeit noch in Byzanz der Raub stets Rechtens blieb. Jeder muß die ihm verlobte Braut rauben; erst dann, wenn er sie in sein Haus gebracht, gehört sie ihm; raubt sie unterdessen ein Anderer, wie König Demaratus die Braut seines Collegen stahl, so gehört sie diesem.

Der Mann hat sich der Frau bemächtigt, die Ehe ist fertig. Wenn vorher das Mädchen von Jedem gebraucht wurde, der Lust dazu hatte, so ist sie von nun an dem Manne zur Treue verpflichtet, den Ehebruch rächt er auf das fürchterlichste mit Verstümmelung oder Tod. — Man fordert von der Frau nicht, daß sie sittlich sei, sondern daß sie das Eigenthumsrecht des Mannes respectire. Es wird dieß um so klarer, wenn man die grenzenlose Lüderlichkeit der Wilden bedenkt, die sich ebenso auf die Mädchen erstreckt. Mannweiber, Inceste, Abortus, Schande mit Thieren u. s. w. sind Laster, die sich

fast bei Allen finden. Die erste Forderung der Sittlichkeit ist die eines Eigenthums, einer Servitut des Mannes, nur er kann dasselbe veräußern. Der Gebrauch, Frau und Töchter einem Gaste, einem Fremden anzubieten, ist daher ein fast allen Wilden gemeinsamer. Professor Erman fand diese Sitte sogar noch bei den Kamschadalen, diesem schon sehr von europäischer Gesittung berührten Volke. Es galt als tödtliche Beleidigung, ein solches Anerbieten auszuschlagen. Der Neger verborgt, vermiethet, verschenkt oder verpfändet seine Frauen. Der König von Aschantie hat 3333 Weiber, von denen er manchmal als Gnadenbezeugung eine Partie verschenkt, oder sie wegen eines Handelsvertrages als Pfand gibt. Ebenso ist es bei den Negern, den Indianern der Mosquitoküste beobachtet worden, daß die Frauen Andere verführen und diese hernach ihrem Eheherrn anzeigen, der dafür die Ehebrecher ranzionirt. An der Mosquitoküste z. B. forderte er jedesmal eine Kuh. Wir werden später in der Bibel Spuren eines ähnlichen Gebrauches noch bei den Juden finden.

Neuntes Capitel.

Polygamie und Polyandrie.

Es ist ein aus der Natur des Eigenthums natürlich hervorgehendes Verhältniß, daß der Mann gar keine Verpflichtungen gegen die Frau hat. Er kann ihr untreu werden, mehre Frauen nehmen, es können mehre Männer eine Frau gemeinschaftlich besitzen, er kann das Verhältniß auflösen und sie fortjagen.

Die Polygamie oder das Recht, mehre Weiber zu nehmen, ist bei allen Wilden unbeschränkt, und setzt er sich darin keine andere Schranke, als die des Bedürfnisses oder seiner Launen, vorausgesetzt, daß der Unterhalt ihm nicht zu viel Anstrengung kostet. Montesquieu und Andere haben die Polygamie aus dem Klima oder aus der Ueberzahl der Frauen erklären und zum Theil rechtfertigen wollen. Es haben aber so ziemlich alle Völker der Welt mit Polygamie angefangen, die edelsten darunter mit der steigenden Cultur sich zur Monogamie gewandt, und nur die ganz unentwickelungsfähigen Wilden und die Orientalen, welche eine gewisse Grenze materieller Cultur nie überschreiten zu sollen scheinen, sind dabei geblieben. — Nun ist es aber Thatsache, daß mit der Bequemlichkeit des Lebens, mit der Ruhe, Sicherheit und Verfeinerung der Cultur, die Sinnlichkeit, das Geschlechtsbedürfniß steigt. Malthus hat aus den Beobachtungen der

verschiedenen Reisenden, wie La Vaillant, Bruce u. s. w., nachgewiesen, daß die Unfruchtbarkeit der Weiber bei den meisten Wilden allerdings von der Kälte der Männer herrühre, diese aber wiederum ihren Grund nicht in einem Naturfehler, sondern in ihrer precairen, von Hunger und Krieg stets beunruhigten Lage habe. Der Grund der Polygamie ist daher nicht eine sinnlichere, sondern die bestialische Natur des rohen Menschen, welche jeden Genuß zu Tode hetzt. Es ist derselbe Grund, warum bei den Wilden und überhaupt den meisten Völkern, wo Polygamie existirt, außerdem noch Männerliebe und andere unnatürliche Laster herrschen. — Ein eben so wenig stichhaltiger Grund der Polygamie ist die Ueberzahl der Weiber, denn es ist eine schon früher bei den Esquimo's und noch neulich von Professor Erman in Kamschatka und auf den aleutischen Inseln beobachtete Erscheinung, daß Polygamie und Polyandrie neben einander vorkommen. Andere Reisende, wie Pallas, erzählen, daß gerade bei den Kalmouken die Weiber viel seltener wie die Männer sind, und dadurch und durch die Polygamie der Vornehmen, welche den Preis einer Frau sehr steigern, die Armen zum Cölibate verdammt sind.

Von den beiden andern, aus dem Verhältniß der Frau als Eigenthum des Mannes hervorgegangenen Erscheinungen, daß er sie verjagen, sie ihn aber nicht verlassen darf, und nur die Frau, nicht aber der Mann eine Untreue begehen kann, ist die letzte noch heute wahrzunehmen, z. B. in der Bestimmung des **code Napoléon**, daß einfacher Ehebruch nur ein Scheidungsgrund gegen die Frau ist. — Es versteht sich endlich von selbst, daß bei wilden Völkern die Frau nie Etwas besitzen kann.

Zehntes Capitel.

Die Frau erhält einen Werth.

Eine bedeutende Verbesserung in der Lage der Frau findet sich bei den Hirtenvölkern, deren materieller Zustand schon weit gesicherter und vollkommener ist als der der Jägerstämme.

Die Frau ist zwar noch immer Eigenthum der Familie oder des Mannes, allein sie hat schon einen Werth bekommen: sie muß dem Haupt ihrer Familie abgekauft werden.

Der Geldwerth, der ihrer Person anklebt, verhindert, daß sie wie früher die Beute des ersten besten Lusttragenden werde. Für sie entstehen daher schon als Mädchen Sittenlehren, denn der Vater muß dem Käufer die Waare in unverletztem Zustande überliefern. Bei Kalmouken und Mongolen sind die Mädchen zwar noch lüderlich, sie werden namentlich von den Priestern des Buddha gebraucht, sie dürfen aber nicht gebären.

Bei den Circassiern, den Juden, den Arabern u. A. wird die Sache schon ernster genommen; ein Mädchen, welches nicht Jungfer ist, wird zurückgeschickt und bestraft, bei den Arabern lebendig begraben, weßhalb man ihr zuweilen, z. B. im Kaukasus, einen Keuschheitsgürtel umgibt, eine Art ledernes Leibchen, welches der Bräutigam mit seinem Dolch durchschneidet. Nach persischen Religionsgesetzen soll

sogar ein Mädchen, welches im väterlichen Hause geschwängert worden, mit dem Kinde und der Amme desselben umgebracht werden.

Mit dem Kaufe der Frauen ist es wie mit der Polygamie: alle Völker haben damit angefangen, und nur die Europäer haben diese Sitte verlassen, um das entgegengesetzte Verhältniß einzuführen. Der Orient ist mit seiner Cultur dabei stehen geblieben.

Bei den nomadisirenden Horden, wie Kirgisen, Tartaren, Kalmouken und Araber, ist die Frau noch ganz der Macht des Familienhaupts anheimgegeben. Die allgemeine Ordnung, welche im Orient immer als Religionsgesetz erscheint, tritt vor dieser Gewalt zurück. Der Vater verkauft seine Kinder, und wenn er sie weder verkaufen noch ernähren kann, tödtet er sie. Die Tochter ist nun zwar dem Willen des Käufers hingegeben, allein ihr kommt hier zu Gute, daß eben durch den erforderlichen Kaufpreis sie zu einem Luxusartikel wird, der aber in den meisten Fällen wieder productiv sein kann. Die Weiber und die Heerden des Orientalen stehen sehr nahe beisammen; „fruchtbare Weiber, fruchtbare Heerden", das ist die Verheißung, die dem Tapfern oder dem Frommen wird. Sie sind beides das Capital, das Vermögen des Mannes und gehen sammt und sonders auf seinen Erben über.

Nach Herodot übernimmt der Usurpator Smerdes sämmtliche Weiber des Cambyses, und nach jenem Darius, der den Smerdes stürzte. Und es waren dieß nicht bloß die Kebs-, sondern auch die ordentlichen Weiber, indem die Atossa, Schwester des Cambyses, ausdrücklich erwähnt wird, und alle drei mit ihr lebten.

Ebenso machten es die Könige der Scythen, und in

der jüdischen Geschichte findet sich dasselbe in der Erzählung, wie Absalon seines Vaters Kebsweiber öffentlich beschläft, der also durch diese Besitzergreifung sich als Nachfolger manifestiren wollte.

Weiber und Kinder gehören zum Reichthum des Orientalen. Das Gesetz läßt ihn anfangs noch in ungestörter Dispositionsfreiheit über dieselben, es regulirt höchstens den Uebergang des Eigenthums vom Vater zum Ehemanne. Dabei wird die Ehe zur Pflicht gemacht und zwar zunächst nur aus dem Grunde, daß es der Staatsmasse nicht an neuen Individuen gebreche. — Die indische Religion mit ihrer vorherrschenden Neigung zur Ascese verlangte nur einen Sohn, um die religiösen Pflichten des Vaters fortzusetzen. Bei den Persern besteht die Ehre schon in der Masse, wie Herodot erzählt, und Zoroaster zählt als besonders verdienstliche Handlungen die drei auf: „seinen Baum pflanzen, ein Feld bebauen und Kinder zeugen.“ Bei den Juden werden wir dasselbe sehen. „Seid fruchtbar und mehret euch!“ gebietet Jehovah. Bei den Mohamedanern wird den Gläubigen die Polygamie zur Pflicht gemacht, damit zur Verherrlichung des Schöpfers viele Kinder geboren werden.

Wie nutzlos solche Gebote sind und wie die Zunahme der Bevölkerung nur von der gesicherten materiellen Existenz des Menschen abhängt, hat Malthus sehr überzeugend nachgewiesen.

„Mohamed“, sagt er, „könnte dem Araber für zehn Kinder das Paradies versprechen, es wäre umsonst, wenn die Nahrung für die Bevölkerung nicht hinreicht.“

Diese Ansicht der orientalischen Gesetzgeber hatte indeß das Gute, daß den Frauen aus demselben Grunde mehr Rücksicht und Schutz zu Theil wurde.

Allmälig wird die Macht des Ehemannes beschränkt, er darf die Frau nicht mehr tödten und verkaufen nach Belieben. Er ist der Frau ordnungsmäßigen Beischlaf schuldig, und nicht allein dieser, sondern auch den Kebsweibern und Sklavinnen, wie Moses z. B. verordnet.

Der Mann ist der befruchtende Phallus, die Weiber haben ein Recht auf Befruchtung, wie man ein Recht auf einen öffentlichen Brunnen hat. Der Staat hat ein Interesse daran und setzt die Ordnung fest. Dieß scheint bei den meisten orientalischen Völkern der alten Welt der Fall gewesen zu sein; bestimmt ist es bei den Persern und Juden, sogar bei den Griechen.

Pisistratus, Tyrann von Athen, heirathete zum zweiten Male, wohnte aber seiner Frau nicht nach der Ordnung bei, weil schon auf seinen Söhnen ein Fluch lastete. Die Frau klagte ihrem Vater, der dieß als eine solche Beleidigung ansah, daß er die Partei seines Schwiegersohnes verließ. Nach Plutarch soll Solon z. B. verordnet haben, daß ein Ehemann drei Mal monatlich seiner Frau beiwohnen müsse.

Der Beischlaf wird das Recht und die Ehre der Frau, sie hat Gnade gefunden vor dem Angesichte ihres Herrn. „Der König führt mich in seine Kammer, wir freuen uns.“ (Hohelied Salomon's.)

Je mehr die Ehre mit der Vaterschaft verknüpft wird, je höher der Kaufpreis der Frau steigt, desto besser, desto rücksichtsvoller wird ihre Behandlung. Sie wird besonders bei Fürsten und Vornehmen ein Luxusgegenstand, der durch Qualität und Quantität die Herrlichkeit des Gebieters erhöht. Sie wird es so sehr, daß, wie schon oben angeführt wurde, bei mehreren nomadisirenden Hirtenvölkern Asien's die

Heirath ein Privilegium des Vornehmen und Reichen wird, um so mehr das Recht, viele Weiber zu haben, wie denn die Polygamie sich bei allen Völkern, wo sie herrscht, nur auf die höchsten Klassen beschränkt, wegen der Kostspieligkeit derselben. — Der größte Luxus eines afrikanischen oder morgenländischen Königs sind die Hunderte oder gar Tausende von Weibern, die er besitzt. Der König, welcher den Gipfelpunkt der Macht in einem Reiche erlangt, hat auch gewöhnlich die meisten Weiber, wie Salomo, der Groß-Mogul u. s. w. Eine schöne Frau ist ein Prachtstück. Zwölf Monate mußten die Dirnen sich schmücken, ehe sie zum König Ahasverus kommen durften; „denn ihr Schmücken mußte so viel Zeit haben, nämlich sechs Monate mit Balsam und Myrrhen, sechs Monate mit guter Spezerei, so waren dann die Weiber geschmückt.“ — Der Besitzer ist stolz darauf, wie König Ahasverus auf die Königin Vasthi, oder König Kaudales auf seine Frau. Beide verstießen in ihrer Eitelkeit gegen die orientalische Sitte, das Weib, diesen begehrenswerthen Schatz, verhüllt und verborgen zu halten, eine Sitte, die, obschon sie ihren Grund in der Unzurechnungsfähigkeit und dem unfreien Willen der Frau hatte, doch wieder die Ehre derselben ausmachte, indem gar nicht besessen zu werden für sie gleich war mit vollständiger Werthlosigkeit und Verworfensein. Vasthi empörte sich also gegen die Zumuthung, den Gästen des Königs ihr Antlitz zu zeigen, und die Frau des Kaudales ließ diesen ermorden durch denselben Gyges, dem er sie in entkleideter Schönheit gezeigt hatte. „Ja, entweder“, sagte sie, „muß Jener, der solches angelegt, umkommen, oder Du, der mich nackend geschaut und gethan hat, was sich nicht gebührt.“ In den Adern der Lydierin rollte freilich schon des Herakles europäisches Blut; die arme Perserin

Vasthi ward verjagt für ihren Trotz, und „da wurden Briefe ausgesandt in alle Länder des Königs, in ein jegliches Land nach seiner Schrift und zu jeglichem Volk nach seiner Sprache, daß ein jeglicher Mann der Oberherr in seinem Hause sei."

Ein willenloses Prachtstück, das ist der Charakter der orientalischen Frau in seiner höchsten Auffassung. Sie arbeitet nicht, außer bei ganz armen Leuten und bei Nomaden und Hirtenvölkern. Herodot erzählt, daß zwei Päonen (ein griechisches Volk) ihre Schwester nach Sardes brachten, und sie, um des Darius Auge auf sie zu lenken, mit einem Eimer auf dem Kopfe, ein Pferd führend und dabei noch spinnend durch die Stadt gehen ließen. „Denn", sagt er, „weder Persisch noch Lydisch ist dieß, noch sonst nach Art irgend eines Volkes in Asien."

Darius ließ das ganze Volk nach Asien versetzen, weil solch' arbeitsame Weiber ihm ein Schatz dünkten. Trotz dem ist das Weib dabei moralisch sehr schlecht angesehen. Sie ist verderbter Natur, ein Wesen zweiter Klasse.

Der Orientale, mag er noch so sehr Luxus mit seinen Weibern treiben, er schätzt sie deßwegen doch nicht höher.

In den Gesetzen des Menou heißt es: „Wie sehr man sie auch bewache, so fassen die Weiber dennoch durch ihre Begierde nach Männern, durch ihre Unbeständigkeit, ihren Mangel an Anhänglichkeit, ihre verworfene Natur einen Haß gegen ihre Männer." — Wenn nun gleich in den Religionsgesetzen für die Brahminen dem Hause der Untergang gedroht wird, auf welches die Frau den Fluch geschleudert hat, so ist dieß doch nur eine Bestimmung für diese ideale Kaste, welche das gemeine Leben kaum mit den Fußspitzen berührte.

Menou's tausendjähriges Gesetz gilt noch heute bei den Hindu's, und welche Stellung darin dem Weibe angewiesen

wird, möge es selbst bezeugen. Nach Buch **II.** §. 147 muß bei einem Mädchen oder Weibe, selbst in deren eigenen Wohnung, Nichts zu ihrem bloßen Vergnügen gethan werden. §. 148: In der Kindheit muß eine weibliche Person von ihrem Vater, in der Jugend von ihrem Gatten, wenn ihr Gebieter aber todt ist, von ihren Söhnen abhängen; besitzt sie keine Söhne, dann von den nächsten Verwandten ihres Gatten; hinterließ dieser keine Verwandten, von jenen ihres Vaters; besitzt sie keine Verwandten väterlicherseits, von dem Fürsten. Nie soll ein Weib nach Unabhängigkeit streben! **IX.** B. §. 3: Ein Weib ist nie für Unabhängigkeit geeignet. 153: Wenn der Gatte die Eheceremonien nach den Vorschriften der Veda's erfüllt hat, spendet er seinem Weibe fortwährend Wonne hienieden, sowohl in als außer der Begattung, und er wird ihr Glückseligkeit in der andern Welt ertheilen. 154: Selbst wenn er die heiligen Gebräuche nicht beobachtet, oder andern Weibern zugethan ist, oder guter Eigenschaften ermangelt, so muß doch ein Gatte beständig als ein Gott von einem tugendhaften Weibe verehrt werden. 155: Den Weibern ist kein eigenes, von dem ihrer Gatten gesondertes Opfer, keine Religionsübung, noch Fasten gestattet: nur soweit als ein Weib seinen Herrn verehrt, wird es im Himmel erhöht. 157, 158: Wenn ihr Gebieter gestorben, soll sie nicht einmal den Namen eines andern Mannes aussprechen und alle sinnlichen Vergnügungen meiden. 166: Auf Wiederverheirathung steht Verachtung und Strafe. — **XI.** B. §. 2: Tag und Nacht müssen Weiber durch ihre Beschützer in einem Zustande von Abhängigkeit erhalten werden. 81: Eine unfruchtbare Frau kann im achten Jahre verstoßen und durch eine andere

ersetzt werden; eine, deren Kinder alle gestorben, im zehnten Jahre; eine, die nur Mädchen erzeugt hat, im eilften; eine, welche unschicklich redet, kann es augenblicklich werden.

So ist denn auch diesen Gesetzen gemäß noch heutigen Tages bei den Hindu's das Weib verachtet und dem Manne leibeigen. — Aus dieser jämmerlichen Stellung der Weiber erklärt sich auch das Verbrennen der Wittwen, welches, wenn der Mann einer höheren Kaste als die Frau angehörte, geboten, sonst aber freiwillig ist, und die übrigens auch bei andern Völkern, wie Scythen, Thrazier, Neger, dem Andenken des Mannes geopfert werden. Ihres Schmuckes, ihr Haares, ihrer Kinder beraubt, von Allen verstoßen und verlassen, bleibt der armen Frau nichts übrig, als im Feuertode der brutalen Männerherrschaft ein letztes, blutiges Opfer zu bringen.

Aber wie verhält sich dieses zu Frauengestalten, wie die alte indische Poesie sie schildert? Zu Sakontala oder Damajanti, „das lächelnde Freudenlicht?“ In der That, dieß ist eine höchst schwierige Frage, die im Dunkel der indischen Geschichte sich verliert. In Damajanti macht sich die ganze Majestät und Schönheit einer selbstständigen Frauennatur geltend. Sie wählt sich selbst den König Nal auf der großen Gattenwahl, zu der selbst drei der obersten Götter als Bewerber kamen. Sie ist stark und fest im Unglück, während Nal schwach ist. Sie ist dem Manne überlegen und er trägt willig den Einfluß ihrer geistigen und körperlichen Vollkommenheit. Dieser Widerspruch zwischen der epischen Poesie und dem historisch ermittelten Leben alter Völker findet sich übrigens auch bei den Griechen, denn Frauengestalten, wie Penelope, Arete und Helena, werden wir in der Schilderung des griechischen Frauenlebens eben-

falls vergeblich suchen. Freilich waren die erwähnten Frauen aus Brahmanen- oder Königsgeschlecht, zum Theil den Göttern verwandt und hatten mit dem Leben des Volkes so wenig etwas zu thun, wie etwa die Königin Semiramis mit den Weibern des Volkes, die nach Herodot öffentlich an den Meistbietenden versteigert wurden, oder sich bald der Göttin Mylitta zu Ehren, bald zu eigenem Vortheil dem Ersten Besten prostituirten; oder wie die Königin Tamyris, die den Cyrus besiegte, oder die Königin von Saba, welche mit Salomon an Weisheit wetteiferte, in deren Reichen nach Herodot's Nachrichten die Weiber die Beute der allgemeinen Lust waren. — Derselbe Widerspruch reproduzirt sich in der Mythologie der systematischen orientalischen Religionen. Denn, wenn unläugbar das Weib im Leben als ein Wesen zweiter Klasse angesehen wurde, so ist es sonderbar, daß dieser Begriff sich nicht in der Götterlehre mehr geltend gemacht hat, wo doch die Göttinnen in voller Selbstständigkeit sich neben den Göttern bewegen. Erst die Griechen, welche sich nicht, wie die Orientalen, aus innerer Ahnung eine wahre selbstständige Religion schufen, sondern willkürlich und ohne System fremde Götter übernahmen, die sie zu Repräsentanten ihrer bürgerlichen Zustände machten, stellten auch in Zeus und Here die bürgerliche Wirthschaft der Ehe und die Oberherrschaft des Mannes dar. —

Diese hohen Frauengestalten der epischen Poesie sind einzelne aristokratische Blumen, welche aus der Nacht der Geschichte, geschützt in der Macht und Pracht eines Königshauses, trotz der umgebenden Barbarei emporblühten. Ein neuer Beweis von der wunderbaren Elasticität der weiblichen Natur, die, zu Boden gedrückt durch die Noth und Angst eines rauhen Lebens, im ersten ruhigen Momente sich zu einer Vollendung erhebt, die den der Geschichte bedürf-

tigen Mann weit hinter sich läßt. Solche Gestalten aber können nicht dauern, sie werden in ihrer hervorragenden Existenz von der Masse verschlungen, die sich von jeher von dem Leben der Aristokratieen genährt hat, gleichwie ein stürzendes Gebirge den allgemeinen Boden erhöht. Weder so hoch wie im indischen Epos, noch so tief wie im gewöhnlichen indischen Leben, stand die Frau bei den übrigen großen Völkern des Orients. Bei den Persern, Türken, Arabern ist sie gewissermaßen ein neutrales Geschöpf: sie hat weder Verantwortung noch Verdienst Gott und dem Staat gegenüber, sondern nur dem Manne, ihrem Herrn. Nach den Sagen dieser Völker wird Adam aus Erde gebildet, ebenso sein erstes Weib Lilith. Allein weil Gott sie aus demselben Stoffe gemacht hatte, wie den Mann, wollte sie diesem nicht unterthan sein und entfloh mittelst eines Zaubers in die Luft. Auf Adam's Klage sandte der Schöpfer die Engel nach der Entflohenen aus, und da sie mit diesen zu ihrer Pflicht zurückzukehren sich weigerte, ward ihr die Strafe auferlegt, daß täglich dreihundert ihrer Kinder sterben sollten; dennoch blieben genug übrig, so daß alle Frauen, welche ihren Gatten nicht als ihren Herrn ansehen, von ihr herstammen. (Diese scheinen sich besonders in Europa ausgebreitet zu haben.)

„Der Ewige bildete nun aus Adam's Rippe ihm ein Weib, reizend, himmlisch schön, mit einer Anmuth übergossen, welche selbst die Engel zu Wünschen verleitete; — mit geflochtenem Haar, duftend von Salben, brachte der Herr sie tanzend zu Adam, und die Engel, die holdesten weiblichen Gestalten, doch nicht so schön, wie sie, stiegen herab vom Himmel und sangen und spielten auf himmlischen Instrumenten, und die Gestirne, die großen Lichter des Tages und der Nacht, tanzten nach dem Klange der Engelsharfen.

Der Herr sprach seinen Segen über das erste Paar und lud dasselbe zum Festmahl, an welchem die Chöre der Engel Theil nahmen. Aber ein Tisch von lauter Edelsteinen war mit von Engeln bereiteten Speisen besetzt, und an diesem saßen, hoch geehrt von Allen, Adam und Eva." Die Bedingung, unter der ihnen diese Ehre zu Theil wird, ist aber der Gehorsam gegen Gott von Seiten des Mannes und gegen den Mann von Seiten der Frau. Denn als Adam, wie in der hebräischen Sage, verleitet durch die Frau, von der verbotenen Frucht gegessen hat, wird er verurtheilt, unter Anderm hundertdreißig Jahre lang mit der widerspenstigen Lilith gegen seinen Willen Riesen und böse Geister zu zeugen. Also stammen von der Frau, welche an Stoff und Willen dem Manne gleich ist, alle Gewaltigen in Widerspenstigkeit und im Bösen. Die dem Manne unterworfene Frau aber gebiert die Kinder der Erde.

Die Mohamedaner haben die eigentlich orientalische Auffassung der Frau am weitesten und consequentesten ausgebildet. Erobernde Völker, wie sie und die alten Perser, hatten keine Zeit, sich der indischen Ascetik hinzugeben. Man findet bei jenen nur als Spuren des sonst in allen Religionen so stark ausgedrückten Sündenbewußtseins beim Geschlechtsverhältnisse, die Beschneidung, Waschungen und Reinigungen, einige darauf hindeutende Gebete vor der Hochzeitskammer und das Keuschheitsgelübde der Derwische. — Das Hauptopfer bringt der Moslemin seinem Gotte, indem er sich dem Kampfe gegen die Ungläubigen widmet; zur Belohnung dafür erhält er Weiber hier auf Erden und Houri's im Paradiese. Zugleich thut er ein Gott wohlgefälliges Werk, wenn er viele neue Streiter zeugt. Wie Mohamed's ungeheuere Potenz durch einen von Engelshänden zubereiteten Brei gestärkt wird, so ist noch heut zu Tage

die Nachfrage nach solchen Stärkungsmitteln das Erste, womit europäische Aerzte bei vornehmen Mohamedanern angegangen werden. Weiberliebe und Weihrauch entflammen mehr als alles Andere Mohamed's Andacht im Gebete. Gott erlaubt ihm als besondere Gunst neun Weiber, worunter mehre ihm in verbotenem Grade verwandte, und Sklavinnen à discretion zu halten. Andere Gläubige sollen hingegen nur vier Weiber haben.

Mohamed schlief einmal bei einer Sklavin, worüber seine Frau Hapsa, die sich dadurch beeinträchtigt glaubte, ihm Vorwürfe machte. Er verspricht ihr, die Sklavin zu verstoßen, befiehlt ihr jedoch, das tiefste Stillschweigen darüber zu bewahren. Die gute Frau kann aber nicht schweigen und erzählt den Vorfall ihrer Collegin und Mitfrau Aïscha. Das war zu viel, — Gott erzürnt darob und lies't in einem besondern Capitel des Koran dem Propheten den Text ob seiner Gefälligkeit gegen die Weiber, da er doch nichts Unerlaubtes diesen gegenüber gethan habe. Er soll strenge gegen sie sein, und diese mögen bedenken, daß er leicht andere gehorsame und gottesfürchtige Weiber bekommen könne. Die ungehorsamen Weiber gehen in's ewige Feuer, die gehorsamen in's Paradies.

Ebenso ist Mohamed im Vergleich zu der früheren Zeit sehr milde gegen die Weiber. Während bei den Arabern nur der Krieger erbte, soll die Tochter nach dem Koran die Hälfte eines Sohnestheils bekommen, die Mutter ein Sechstel von des bruderlosen Kindes Erbe, die Frau ein Viertel vom kinderlosen Manne, die Schwester die Hälfte des kinder- und elternlosen Bruders. Eine Ehebrecherin zu überführen, bedarf es der schwer zu findenden Anzahl von vier Zeugen. Auch werden die Gläubigen aufgefordert, ihre Weiber gut zu behandeln und sie nicht um ihre Morgen-

gabe zu kränken. Aber freilich, die häusliche Justiz blieb: der Mann kann die Frau verstoßen, einsperren, peitschen. Was helfen da alle Ermahnungen, wenn der Mann Kläger, Richter und Executor in einer Person bleibt? — Uebrigens hat der Koran das Verdienst, den Grund der weiblichen Unterwürfigkeit ohne Umschweife zu gestehen:

„Daher sollen rechtschaffene Weiber gehorsam sein und jedes Geheimniß verwahren, weil Gott sie durch den Schutz ihrer Männer verwahrt.“ —

Bei einem solchen System ist das Weib ganz außerhalb der sittlichen Weltordnung gestellt. Allah hat mit ihr nicht abzurechnen, denn sie hat ihm gegenüber keine Pflichten, sie hat auch nichts von ihm zu erwarten, denn sie ist nicht einmal recht unsterblich. Bloß ausnahmsweise sind vier Frauen, zum Theil Verwandte des Propheten, selig geworden. — So ist es denn auch im Leben und im Staate: eine Frau kann Niemanden beschimpfen; ihre Injurien, sogar wenn sie gegen Beamte geschahen, auch ihre Vergehen, werden nicht gerächt; sie hat ihren besonderen Richter in ihrem Manne, der consequenter Weise ein so willenloses Geschöpf verborgen und verschlossen hält. Es gilt nach orientalischen Sittensprüchen für ein Tugendwunder: „Mit einer schönen Frau allein zu sein und ihr keine Gewalt anzuthun.“

Die Frauen im alten Israel.

Elftes Capitel.

Die Frauen der Patriarchen.

Die alte Geschichte des Orients ist die Elementargeschichte der historischen Völker. Gewaltige Religionssysteme, gewaltige Staaten halten die Völker zusammen. Wie Naturkräfte, unerklärlich, unvermittelt und unerbittlich, lagern sich die höchsten Gewalten über dieselben. Der Einzelne ist werthlos diesen unheimlichen Mächten gegenüber, die ihn doch gänzlich beherrschen und verbrauchen. Wenn trotz dem der Familienvater in vollem Besitze willkürlicher Herrschaft über Weib, Kinder und Angehörige bleibt, so ist dieß kein Recht, welches er nach Oben, sondern nur nach Unten hat. Der ursprüngliche rohe Begriff des Wilden, wonach der Mensch Eigenthumsrechte an Weib und Kindern erwirbt, bleibt zwar bestehen, aber jeden Augenblick kann die herrschende Gewalt in diese Besonderheit hineingreifen und daran zerstören, was ihr beliebt.

In der jüdischen Geschichte sehen wir alle diese Verhältnisse in der Auflösung begriffen, wodurch, wie überall in geschichtlichen Umwälzungsperioden, das Mittelglied zwischen der früheren und der kommenden Geschichte, dem Orient und Europa, sich herausstellt. Wie Jehovah halb noch Natur-

gott, halb schon ein Reflex des inneren Menschen ist, so schwankt der jüdische Staat zwischen orientalischer Despotie und Anarchie; ebenso erhält die Familiengewalt ihren ersten Stoß durch den höheren Werth, welchen das Individuum einem Gotte und einem Staate gegenüber erhält, zu dem es sich schon selbstständig zu verhalten beginnt.

Ein großes Interesse erhält die jüdische Geschichte ferner für uns durch die ausführliche Ueberlieferung derselben.

Die Geschichte der Patriarchen gibt uns ein Bild des Sittenzustandes der orientalischen Hirtenvölker, welcher noch heute in vielen Beziehungen bei Arabern, Beduinen, ja, wie oben erwähnt wurde, bei Tungusen ein ähnlicher ist. — Abraham, Isaac, Jakob, Juda u. s. w. erscheinen als Fürsten nomadisirender Stämme. Der erstgeborne Sohn wird vom Vater in die Herrschaft eingesetzt; wie Isaac Jakob segnet:

„Sei ein Herr über deine Brüder, und deiner Mutter Kinder müssen dir zu Füßen fallen.“

Ihm gehört Alles, was in seinen Bereich fällt; Menschen, Vieh und deren Nachkömmlinge. „Die Töchter sind meine Töchter,“ sagt Laban zum fliehenden Jakob, „und die Kinder sind meine Kinder, und die Heerden sind meine Heerden, und Alles, was du siehst, ist mein.“

Brüder und Schwiegersöhne mögen sich übrigens meistens, wie Lot, Jakob und dessen Söhne, vom Stammhaupte getrennt und selbstständige Herrschaft erworben haben. Wenn der Erstgeborne auch die Hauptsache erhielt, so erhielten doch alle Söhne ein Erbtheil, wie Abraham sogar den Kindern seiner Kebsweiber Geschenke gibt und sie von Isaac ziehen läßt. Die Töchter aber erbten nichts, sie wurden verkauft oder, wie es nach der Klage der Töchter Laban's:

„Wir haben doch kein Theil und Erbe mehr in unseres

Vaters Hause; hat er uns doch gehalten, wie die Fremden, denn er hat uns verkauft und unseren Lohn verzehrt,"
den Anschein hat, verschenkt. — Bei Moses wird es offenbar als Neuerung angeführt, daß

„so Jemand stirbt und hat nicht Söhne, so sollt ihr sein Erbe seiner Tochter zuwenden."

Vermögen macht frei, vor alten Zeiten so gut wie heute. Die Erbtochter ward es trotzdem nur halb. Sie mußte einen Mann aus ihres Vaters Stamme wählen, damit ihr Vermögen der nächsten Gemeinschaft, zu der sie gehörte, nicht verloren gehe. Ging sie mit ihrem Vermögen so in die Macht und das Eigenthum des Mannes über, wie die übrigen Weiber? Wir wissen es nicht; jedenfalls aber warnen Sittenprediger, wie Salomo und Sirach, vor reichen Weibern:

„Wenn das Weib den Mann reich macht, so ist da eitel Hader, Verachtung und große Schmach."

Sie werden sich also den Besitz von Vermögen schon zu Nutze gezogen haben.

Die Töchter und Weiber der Patriarchen hingegen besaßen nichts, als höchstens einige Sklavinnen oder leibeigene Mägde:

„Siehe, deine Magd ist unter deiner Gewalt", sagt Abraham zu seinem Weibe Sarah, welche sich über die Hagar beschwert, als diese hochmüthig zu werden anfing, weil Abraham mit ihr einen Sohn gezeugt hatte. Auch die Kinder dieser Mägde gehörten ihnen, oder kommen auf ihren Namen, wenn der eigene Mann sie mit ihnen erzeugt hatte. Daher der sonderbare Wettstreit Rahel's und Lea's, welche wechselseitig dem Jakob ihre Mägde beigaben, damit die so erzeugten Kinder auf ihren Namen kämen.

Kinder waren der Vortheil und die Ehre der Frau,

denn ohne solche mußte sie befürchten, einer andern, oder gar einem Kebsweibe nachgesetzt zu werden, oder nach dem Tode ihres Mannes unter die Herrschaft der Söhne einer verhaßten Nebenbuhlerin zu kommen.

„Und Lea ward schwanger und gebar einen Sohn, der hieß Ruben, und sprach: Der Herr hat angesehen mein Elend; nun wird mich mein Mann lieb haben.“

„Und ward abermal schwanger und gebar einen Sohn und sprach: Der Herr hat gehöret, daß ich unwerth bin, und hat mir diesen auch gegeben. Und hieß ihn Simeon.“

„Abermal ward sie schwanger und gebar einen Sohn und sprach: Nun wird sich mein Mann wieder zu mir thun, denn ich habe ihm drei Söhne geboren. Darum hieß sie ihn Levi u. s. w.“

In solchem Lobgesange wechseln sich im 30. Cap. des ersten Buches Moses Rahel und Lea fünf Mal ab, als sie selbst oder ihre Mägde für sie, Söhne gebären. Nur beim letzten Kinde verstummt der Jubel, für dieses hat die Mutter Lea kein Jauchzen, denn es war ein Mädchen! Freilich nur ein Knabe konnte den Stamm des Mannes fortpflanzen und dessen Horde und Habe vor Zersplitterung und fremder Herrschaft bewahren. Daher bei den meisten orientalischen Völkern die Leviratsehe, wonach Jemand die kinderlose Wittwe seines Bruders heirathen mußte u. s. w. in infinitum. Thamar hält sich sogar, nachdem sie schon zwei Söhne Juda's umsonst zu Männern gehabt, als dieser ihr den dritten vorenthält, an ihren Schwiegervater selbst, läßt sich unerkannt als Hure von ihm beschlafen, und Juda, nachdem er den wahren Hergang erfahren, sagt:

„Sie ist gerechter, denn ich, denn ich habe sie nicht gegeben meinem Sohne Sela.“

Daß Kinderlosigkeit der Frau bei nomadisirenden Hirten

als ein Unwerth, eine Schande angesehen wurde, läßt sich erklären, weil eine solche Horde ihre Stärke in der Anzahl ihrer Köpfe fand; daß aber dieser Begriff durch die jüdische Geschichte bis zu den Evangelisten gekommen ist, läßt uns nicht viel Gutes ahnen von dem Fortschritt der Frauen zu eigenem Werthe. Elisabeth, die Mutter Johannes des Täufers, ruft, als sie sich im Alter schwanger fühlt, noch ganz in der Art, wie Lea und Rahel, aus:

„Also hat mir der Herr gethan in den Tagen, da er mich angesehen hat, daß er meine Schmach unter den Menschen von mir nähme."

Es ist natürlich, daß bei solchen Verhältnissen unter den verschiedenen Weibern und Kebsweibern eines Mannes eine Ordnung des Beischlafes existirt, wie sie bei Persern, Aegyptern und Griechen erwähnt wird. Rahel verkauft der Lea ihre Nacht um die Dudaim ihres Sohnes (ein Kraut zum Liebestrank):

„Da nun Jakob des Abends vom Felde kam, ging ihm Lea hinaus entgegen und sprach: Bei mir sollst du liegen; denn ich habe dich erkauft um die Dudaim deines Sohnes. Und er schlief die Nacht bei ihr."

Ebenso setzt Moses fest, wenn ein Vater seinem Sohne eine zweite Magd zur Frau gibt:

„So soll er der ersten an ihrem Futter, Decke und Eheschuld nicht abbrechen. *)

Das Verhältniß der Frauen bei den Patriarchen ist

*) Die Rabbinen haben später Satzungen der Art gemacht, die sie für mosaisches Recht ausgaben. Der Talmud gibt dem Gelehrten, weil er zu studiren hat, die Freiheit, nur einmal in zwei oder drei Jahren bei seiner Frau zu schlafen, ermahnt ihn aber, es wöchentlich zu thun; Taglöhner auf dem Lande wöchentlich zwei Mal, muntere junge Leute täglich.

allerdings ganz dem Zustande des Volkes gemäß. Ein hartes, unruhiges, herumziehendes Hirtenleben konnte ihnen nicht sonderlich förderlich sein. Dennoch finden sich noch auffallende Spuren einer besondern Werthlosigkeit der Frau, die selbst hier uns unerklärlich bedünken. Als Abraham nach Aegypten zieht, sagt er zu Sarai, seiner Frau:

„Liebe, so sage doch, du seiest meine Schwester, auf daß mir's desto besser gehe um deinetwillen, und meine Seele bei dem Leben bleibe um deinetwillen."

Die List gelingt auch; Pharao, weil er Sarai ledig glaubt, nimmt sie, wofür dem Abraham viel Vieh und Mägde werden. Erst als der ägyptische König die Wahrheit erfährt, gibt er das Weib zurück. Dieß scheint förmlich Sitte gewesen zu sein; denn Isaac macht es mit seiner Rebecca bei Abimelech ebenso; worauf ihm dieser vorwirft:

„Warum hast du denn das uns gethan? Es wäre leicht geschehen, daß Jemand vom Volke sich zu deinem Weibe gelegt hätte."

Man sieht, das Weib hat wenig dabei zu sagen, ob sie beschlafen werden soll oder nicht; nur der Eigenthumstitel des Mannes kann sie schützen. —

Das Volk von Gomorrha will den bei Lot eingekehrten Engel des Herrn erkennen, worauf jener, um die Menge zufrieden zu stellen, ihr seine Töchter anbietet. Ebenso entzieht in Gibea der Hauswirth eines Leviten diesen dem Verlangen des Pöbels, indem er seine Tochter und sein Kebsweib preisgibt. *)

*) Wenn man bedenkt, daß die Israeliten eine Menge Gebräuche von den Aegyptern, z. B. nach Herodot die Beschneidung, überkamen und daß bei diesen und den Nachbarvölkern der Israeliten in Klein-Asien das öffentliche Preisgeben der Weiber zu gottesdienstlicher Feier überall an der Tagesordnung war, so begreift

Das bisher Angeführte ist aus epischen Volkssagen geschöpft, die, in späterer Zeit erst gesammelt, uns nur einen vergoldeten Reflex der hervorragendsten Zustände der früheren Zeit geben. Sarah, Rebecca, Lea, Rahel, Thamar waren die Fürstinnen des früheren Volkes, so gut wie im indischen Epos Damajanti, oder bei den Griechen Helena, Arete, Penelope u. s. w., nur daß die hebräischen Damen uns keine Verlegenheit bereiten, indem sie nicht gleich jenen aus der Nacht der Geschichte mit einer selbstständigen Hoheit hervorragen, der ihr Zustand in der späteren cultivirten und historischen Epoche bei weitem nicht entspricht. Aber freilich dort erblühten jene aus der sicheren Huth reicher Königshäuser, während die Hütte des wandernden Hirten ein schlechtes Treibhaus für die zarte Pflanze der Weiblichkeit ist.

---

man die heftige und ewig wiederkehrende Polemik bei Moses und den Spätern gegen die Hurerei, die Gräuel der Heiden, „die ihren Göttern nachhuren"; ebenso aber auch muß man sich nicht wundern, wenn bei den Juden selbst noch Spuren solcher Gebräuche und Rückfälle vorkommen. Im alten Testamente lies't man übrigens, wie oft das Volk später dem Dienst des Baal und der Astaroth verfiel.

Zwölftes Capitel.

Das Weib nach Moses Gesetz.

In der mosaischen Schöpfungsgeschichte findet sich dieselbe Auffassung des Weibes, wie in der erwähnten Sage der Perser, Araber u. s. w. Sie ist ein vom Manne abgeleitetes, untergeordnetes Geschöpf.

„Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei."

Sie wird aus seiner Rippe gemacht, sowie beim Kamschadalen aus dem Daumen, wohingegen die widerspenstige, dem Manne gleichstehende Lilith in der persischen Sage gleich ihm aus Erde gemacht war. Wenn Adam nachher sagt:

„Das ist doch Bein von meinen Beinen, und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist;"

„Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein ein Fleisch;"

so hat man bis auf den heutigen Tag die zweite Hälfte dieses Satzes, als einen besonders würdigen Ausdruck der Geschlechtsvereinigung, im Munde geführt.

Es wäre sonderbar, wenn der Orient mit seiner Polygamie, seinen Kebsweibern u. s. w. uns hierin noch heute

ein Vorbild sein sollte. Adam will auch in der That nichts Anders sagen, als daß die ursprünglich vereinigten, nachher getrennten Theile sich stets wieder zu vereinigen suchen: eine Auffassung, die sich in vielen Religionen findet, und die im platonischen Gastmal noch von dem spöttischen Skeptiker Aristophanes vorgetragen und persiflirt wird. Bei dieser Anschauung bleibt immer noch der durch das Leben bestätigte Rückhalt übrig, daß der ursprünglich männlich und weiblich, Beides in sich enthaltende Mensch in sehr ungleiche und an Werth verschiedene Theile auseinander gegangen sei. Bei Moses kann man den verschiedenen Werth sogar zu Gelde angeschlagen sehen. Eine Frau wird vor Gott ungefähr zu zwei Dritteln der Summe wie der Mann geschätzt.

Die bei vielen orientalischen Völkern mit der Bibel übereinstimmende Erzählung vom Sündenfall enthält eine merkwürdig richtige Ahnung von dem innersten Verhältnisse der männlichen und weiblichen Natur: das Weib verletzt das erste aller Gesetze und verführt den Mann zu gleicher Auflehnung.

„Weil es ein lustiger Baum wäre und er klug machte", aß Eva davon, und gab davon dem Manne. Deßhalb trifft sie der Fluch:

> „Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst, du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, und dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein."

Der Mann hingegen wird verurtheilt zur saueren Arbeit im Schweiße seines Angesichts.

Noch heute aber ist das Weib, wie Kant sagt, „unwillig jedes Gesetzes." Noch heute sucht sie den Mann aus der Ordnung des Gesetzes zu reißen und ruft den in der

Arbeit verlorenen Knecht zu sich zurück. Aber umsonst; sie trägt noch immer den alten Fluch, die alte Bedrückung, sie ist nur frei im Paradiese, d. h. da, wo Ueberfluß und Sicherheit im Menschlichen die Knechtesarbeit für den Mann, und für sie den Schutz überflüssig machen.

Je unsicherer der allgemeine Culturzustand, um so schlimmer ist die Lage der Frau.

In der unruhigen Geschichte der Hebräer konnte sie zu keiner Entwickelung gelangen. Nur im Kampfe vollbrachte dieß Volk seine polemische Aufgabe gegen die orientalischen Begriffe von Religion und Staat. In der Ruhe hingegen verfiel es jedesmal in die früher bekämpften Sitten, Gebräuche und religiösen Feste seiner mächtigen und luxuriösen Nachbarn, bis es endlich, von der Bildung der Römer und Griechen in's Schlepptau genommen, die letzte Aufgabe darin fand, dem philosophischen Theile derselben eine populäre, welthistorische Form zu geben.

Das Familienleben und die Ehe, wie wir sie in Moses Gesetzen finden, kommt sonst ganz mit denen der andern Orientalen überein; von der Auflösung und Polemik, die sich in Religion und Staat gleich so stark zeigt, finden sich vorerst nur wenige Spuren. Die väterliche Gewalt wird allerdings hier und da zu Gunsten der Leibeigenen und der Söhne, die nach der Ordnung ihrer Geburt erben sollen, beschränkt. Auch scheint es, daß der Mutter, wenigstens in Bezug auf ihre Kinder, einiger Einfluß eingeräumt wurde: ein Sohn, der Vater und Mutter nicht gehorcht, soll von diesen vor die Aeltesten des Volkes geführt und gesteinigt werden. Dieß waren indeß nur geringe Einschränkungen. Der alte Begriff des Eigenthums an Frau und Kindern bestand im Wesen fort, besonders für die Töchter. Eine solche kann kein Gelübde dem Herrn thun, so lange sie in

ihres „Vaters Hause im Magdthum ist“, gegen dessen Willen. Ebensowenig, wie die Frau gegen den Willen des Mannes. Der Vater kann seine Tochter verkaufen, und der Käufer ist nur schuldig, ihr den ordnungsmäßigen Beischlaf zu leisten oder sie weiter zu verkaufen, nur nicht in ein fremdes Volk. Eine ordentliche, nicht als Magd gekaufte Frau hingegen kann der Mann nicht verkaufen, wohl aber sie aus Unlust, mit einem Scheidebrief versehen, verstoßen.

Es ist, wie bei den andern Orientalen; Weiber und Kinder gehören zur Habe des Mannes:

„Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch Alles, was dein Nächster hat.“

Dem Frommen werden fruchtbare Weiber, fruchtbare Heerden verheißen, ihm wird Gnade an der „Frucht des Leibes und des Viehes;“ dem Gottlosen hingegen kommt seine Habe nicht zu Gute: „Ein Weib wirst du dir vertrauen lassen, aber ein Anderer wird bei ihr schlafen. Ein Haus wirst du bauen, aber du wirst nicht darin wohnen. Einen Weinberg wirst du pflanzen, aber du wirst ihn nicht gemein machen. Dein Ochse wird vor deinen Augen geschlachtet werden, aber du wirst nicht davon essen u. s. f.“ Esel, Schaf, Weib, Söhne und Töchter, Alles verdirbt. —

Das Eigenthum an Frau und Tochter kann von einem Dritten verletzt werden. Ist eine Entschädigung möglich, so erhält sie ganz folgerichtig der Vater oder der Ehemann. Beschläft Jemand ein Mädchen, so muß er sie kaufen und zur Frau nehmen und verliert das Recht, sie nach Belieben zu verstoßen. Will der Vater sie ihm nicht geben, so soll er fünfzig Seckel Silber zahlen. Bei einer Magd, die ihr

Herr nicht selbst erkannt hat, kostet es nur einen Widder. Thut er hingegen einer Braut Gewalt an, so ist der Schaden unersetzlich, und er wird getödtet. Ebenso trifft die Todesstrafe denjenigen, der die Frau eines Andern verführt: auch die Frau muß sterben, weil sie in ihrer Person das höchste Eigenthum des Mannes verletzte. Dieser aber kann seiner Frau gegenüber keinen Ehebruch begehen.

Schlägt Jemand ein fremdes Weib, so daß ihr die Frucht abgeht, so muß er nach des Mannes Forderung und Richterausspruch Entschädigung zahlen. Die Frucht ist ja des Mannes, so gut wie die seiner Leibeigenen, Sklaven und Heerden.

Wie bei andern Verkaufsgeschäften, so gab es auch hier einen Prozeß über den richtigen und unbeschädigten Empfang der Waare. Wenn nämlich ein Mann behauptet, er habe seine Frau nicht als Jungfrau empfangen, so soll der Vater derselben „hervorbringen der Dirne Jungfrauenschaft und die Kleider vor den Aeltesten der Stadt ausbreiten." Es war also nothwendig, daß, wie Michelis behauptet, der Vater in der ersten Nacht in der Nähe blieb und sich sofort der Kleider, oder des Betttuches bemächtigte, welches, wie er meint, sogar gestempelt worden sei.

War nun die Anklage falsch, so erhält der Mann eine Züchtigung und muß ganz folgerichtig nicht seiner Frau, sondern deren Vater hundert Seckel Silber als Entschädigung zahlen. War sie aber begründet, so wird das arme Weib gesteinigt.

Eine eben so barbarische Prozedur ist das Eiferopfer, eine Art Gottesgericht, welchem ein Mann seine Frau unterwerfen kann, gegen die er Verdacht der Untreue hegt. Sie muß bitteres, verfluchtes Wasser trinken, und der Priester

soll sie beschwören: daß ihre Hüfte schwinde und ihr Bauch schwelle, und sie ein Fluch und Schwur unter ihrem Volke sei, falls sie ihrer Schuld sich bewußt ist.

Daß die Frauen, wenn sie nicht Erbtöchter waren, schwerlich anderes Eigenthum hatten, als vielleicht ihren Schmuck und ihre Kleider, geht aus den Erbgesetzen hervor, in denen außer den Erbtöchtern kein Weib genannt wird. Es scheint, daß demnach die Wittwe unter die Macht des Erben ihres Mannes kam, oder in die väterliche Familie kehrte. Selbstständig, wie z. B. die Judith, die im Besitze des Vermögens ihres Mannes ist, waren sie wenigstens im Anfange nicht.

„Die Waise, die Wittwe, die unter dir sind, oder in deinen Thoren sind", heißt es bei Moses.

Polemisch verhält sich Moses den andern Orientalen gegenüber in seinen Eheverboten wegen zu naher Verwandtschaft und, wie man behauptet hat, auch in Einschränkung der Polygamie, wofür aber der Beweis mangelt. Er setzt sie an mehren Stellen ausdrücklich voraus, und nur ein Mal und zwar in dem unächten fünften Buche heißt es: der König solle nicht viele Weiber nehmen.

Dreizehntes Capitel.

Die spätere Zeit.

In der Folge scheint mit mancher andern Barbarei auch die Polygamie verschwunden zu sein. Die Könige verfielen zwar der alten Sitte ihrer Nachbarn, und es ist bekannt, welch' stattliches Serail König Salomo hatte; indeß scheint sie im gewöhnlichen Leben schon frühe und später unter griechischer und römischer Herrschaft gänzlich verschwunden zu sein.

Das Buch Tobias, Jesus Sirach und die Evangelien, die so häufig Eheverhältnisse berühren und gegen deren Auswüchse polemisiren, erwähnen nie die Polygamie, die sie gewiß nicht geschont haben würden, hätte sie noch existirt. Die Sprüche Salomonis erwähnen noch unter den Dingen, wodurch Unruhe im Lande entsteht: „die Magd, die ihrer Frauen Erbe wird", was wohl dahin zu verstehen ist: die Magd, die zum Kebsweibe wird und die Gunst des Mannes erlangt.

Auch die Sitte, das Weib zu kaufen, scheint durch europäischen Einfluß verschwunden zu sein. In den Sprüchen Salomonis heißt es noch: „Viele Töchter bringen Reichthum." Bei Völkern, wo die Weiber ausgestattet werden, gilt der entgegengesetzte Satz. Später wird der Kauf nicht mehr erwähnt, und im Buch Tobias, welches freilich sehr spät abgefaßt sein mag, schenkt der Vater sein halbes Ver-

mögen dem Bräutigam, und es wird eine Ehestiftung aufgesetzt. — Die Frau scheint freilich auch damals noch vermögenslos gewesen zu sein, denn Tobias erbt auch die andere Hälfte und disponirt darüber.

Gegen das Verstoßen der Weiber wird zwar hier und da polemisirt. Der Prophet Malachias sagt davon:

„Ihr bedeckt den Altar Jehovah's mit Seufzern und Thränen."

Und Jesus Sirach ermahnt, ein gutes, frommes Weib nicht zu verstoßen. Dieß und die wenigen Umstände, die er und Salomo mit zänkischen und widerspenstigen Weibern zu machen rathen, zeigt, wie oft dieß Verstoßen vorkam.

„Laß deinem Weibe nicht Gewalt über dich, daß sie nicht dein Herr werde."

„Wie man dem Wasser nicht Raum lassen soll, also soll man dem Weibe den Willen nicht lassen."

„Will sie dir nicht zur Hand gehen, so scheide dich von ihr." (Jesus Sirach.)

Diese so stark ausgesprochene Furcht vor der Herrschaft des Weibes, die übrigens noch ebenso bei Griechen und Römern sich findet, zeigt, welche Barbaren die Alten im Geschlechtsverhältnisse waren, und wie tief bei ihnen die Frau noch niedergedrückt sein mußte. Es waren Menschen, die nur in der Extase eines fanatischen Religionsbewußtseins, unter der Zuchtruthe Jehovah's und im Kampfe sich erhoben, in Ruhe und Sicherheit aber entarteten.

Die höchste Bedeutung des Weibes, den Mann aus der Entfremdung zu sich zurück zu rufen, konnte also noch gar nicht hervortreten, und wo es roh und instinktmäßig geschah, mußte dieß als unsittlich erscheinen. Daher das bis in's vorige Jahrhundert auch bei unsern Zeloten so be-

liebte Schimpfen über die Weiber, deren erste und größte Lehrer die Alten waren.

„Alle Bosheit ist gering gegen der Weiber Bosheit.“

„Die Sünde kommt her von einem Weibe.“ (Jesus Sirach.)

Tadel und Lob des Weibes beziehen sich nicht auf das, was sie für sich, ja nicht einmal auf das, was sie Gott gegenüber ist, sondern nur auf den größeren oder minderen Werth, den sie für den Mann hat.

Dem unzüchtigen, faulen, zänkischen wird das keusche, fleißige, gehorsame und schweigsame Weib gegenübergestellt. Diese ist „wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum.“

„Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebelang.“

„Sie geht mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen.“

„Sie ist ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt.“

„Sie steht des Nachts auf und gibt Futter ihrem Hause und Essen ihren Dirnen.“

„Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen.“

Lauter Elementar-Vorschriften, die man heut zu Tage einem Mädchen mitunter bis in's zehnte Jahr mitgeben mag. Im Uebrigen aber hat das moderne Weib sich so hoch erhoben über die rohen Voraussetzungen dieses Tadels und dieses Lobes, daß sie nichts mehr damit zu schaffen hat.

Bei einem Volke, dessen Nachbarn zu Ehren ihrer Götter die heilloseste Unzucht trieben, wo die Männer der Knabenliebe und noch ärgern Lastern fröhnten, wo die Mädchen sich ihre Ausstattung durch Prostitution erwarben und das Weib Jedem gehörte, der ihr im Namen der Göttin Mylitta ein Geldstück in den Schooß warf, da mochte es an der Zeit sein, durch strenge Gesetze und starke, derbe

Polemik der bestialischen Natur einen engen Zaum anzulegen. Ein moderner Gesetzgeber aber beleidigt mit solchen unverdauten Reminiscenzen alter barbarischer Zeiten den Geist des Jahrhunderts, wo die ehelichen Conflicte wenigstens von weiblicher Seite aus dem Triebe zur Freiheit und Selbstständigkeit und nimmer aus einem geilen Naturell entspringen, welches als Curiosität sich höchstens noch im Gehirne einiger zelotischen Prediger und versessener Staatsmänner finden mag.

Trotz der Steinigung spielt dennoch der Ehebrecher im alten Testamente eine Hauptrolle. Hier sowohl, wie bei den Griechen und Römern, mangelt diese Bezeichnung fast niemals dem Manne, den man beschuldigen will. Ein Verbrecher schleicht er bei Salomo in der Dämmerung umher und dringt verschleiert in die Häuser. Wie wohlgefütterte Hengste wiehern die Ehebrecher bei Jeremias nach den Weibern der Andern. —

Wenn die Gesetze so wenig gegen die Geilheit vermochten, um wie viel schwächer werden sie sich der Liebe und der Freiheit gegenüber beweisen!

Sobald das Weib dem Manne selbstständig gegenübertritt, wird die Liebe der feinste psychologische Prozeß, wie er wohl am höchsten in den Romanen der George Sand wiedergegeben ist. Die sinnliche Vereinigung ist das letzte Siegel desselben.

Steht das Weib aber unter dem Manne, so kann die erotische Poesie nur die sinnliche Extase enthalten, worin die Orientalen, wenn man geschmacklose Uebertreibungen wegnimmt, manche schöne Sachen geliefert haben, wie z. B. die Hebräer das Hohelied Salomonis:

„Wie schön ist dein Gang in den Schuhen, du Fürstentochter! Deine Lenden stehen gleich an einander, wie

zwo Spangen, die des Meisters Hand gemacht hat. — Dein Nabel ist wie ein runder Becher, dem nimmer Getränk mangelt. Dein Bauch ist wie ein Weizenhaufen, umsteckt mit Rosen."

Die antike Liebespoesie steht im umgekehrten Verhältniß zur modernen. Diese gibt den Seelenprozeß und spricht nur ahnungsweise und andeutend das Leiblich=Werden desselben aus, während jene sich nur an die Sinnlichkeit halten kann, wobei ihr das geistige Verhältniß wie ein ferner Ton zu Ohren klingt:

„Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie ein Siegel auf deinen Arm. Deine Liebe ist stark wie der Tod, und Eifer ist vest wie die Hölle. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn. Daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen. Wenn Einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es alles nichts." (Hohelied.)

Wie weit ist es von diesem Feuer der Sinnlichkeit zu der trübseligen Ansicht von Genuß und Liebe in den späteren Schriften der Hebräer, als der ascetische Einfluß der griechischen Philosophie sich auch bei ihnen bemerkbar machte und das Christenthum vorbereitete!

Moses gebietet, einen Mann, der ein Weib genommen, ein Jahr mit Kriegsdiensten zu verschonen:

„daß er fröhlich sei mit seinem Weibe, das er genommen hat."

Der Engel des Tobias will von solcher Freude nichts mehr wissen:

„Du aber, wenn du mit deiner Braut in die Kammer kommst, sollst du drei Tage dich ihrer enthalten und mit ihr beten."

„Wenn aber die dritte Nacht vorüber ist, so sollst

du dich zur Jungfrau zuthun, mit Gottesfurcht, mehr aus Begierde der Frucht, denn aus böser Lust, daß du und deine Kinder den Segen erlangest, der dem Samen Abraham's zugesagt ist."

Der Verfasser der Weisheit Salomonis geht schon weiter: er preiset den ledigen Stand und die gänzliche Enthaltung.

So lange das Volk im harten Kampfe aufging, verhielt es sich zu seinem instinktmäßigen Sündenbewußtsein äußerlich im Sündopfer, in Waschungen, Reinigungen und in der Beschneidung. Es nahm aber dasselbe nicht mit in den täglichen Verkehr des Lebens. Statt der Opferung des ganzen Menschen oder des ganzen Zeugungsgliedes gab der Hebräer die Vorhaut hin.

„Dasselbe", sagt Jehovah, „soll ein Zeichen sein des Bundes zwischen mir und euch."

Es war das Brandmal der Sünde, welches der Hebräer gerade da mit sich herumtrug, wo er sich am meisten noch in seiner Rohheit fühlte. Hiermit aber war es genug, denn im Geschlechtsverhältniß überließ er sich ohne Rückhalt dem Genuß. Anders aber war es, nachdem die Aufregung des Kampfes vorüber war und der Mensch, mit seiner rohen Natur allein gelassen, keine Befriedigung, als in der Flucht vor derselben finden konnte. Nun erst ward er der eigentliche Knecht seines Sündenbewußtseins, nun genügten ihm weder Opfer noch Reinigung, noch Beschneidung mehr: die Sünde ging in sein Fleisch und Blut über, er konnte sie nicht mehr auf das Haupt des Opferthiers wälzen, er konnte sie nicht mehr vergessen im Kampfe, zu dem ihn Jehovah nicht mehr rief.

Wir werden denselben Katzenjammer am Ende der griechischen und römischen Geschichte gewahren. Die Israe-

liten folgten darin dem Vorgange der griechischen Philosophie, welche das Christenthum vorbereitete. Die vollständige Ascetik herrschte nach dem Beispiel griechischer Philosophenschulen bei den Essenern und den Therapeuten, die sich in Gott versenkten und nach Art christlicher Mönche in Keuschheit und strenger Zucht lebten. Die letzte Aufgabe der Israeliten war es, der aristokratisch stolzen Philosophie die der Masse zugängliche populäre, d. h. religiöse Form zu geben.

Griechen.

Vierzehntes Capitel.

Der Staat.

So lägen denn die dunkeln weltlichen und göttlichen Mächte des Orients hinter uns, und wir betreten Hellas, das glückselige Land, dessen stolze Bürger zuerst den freien Gedanken faßten, den Staat und die Religion ihren eigenen Zwecken und Interessen unterthan zu machen. Der Entschluß, zu herrschen und frei zu sein, den früher nur einzelne Geschlechter gefaßt und ausgeführt hatten, den eigneten nunmehr ganze Städte sich an, deren Bürger daher, so demokratisch ihr Verhältniß unter sich sein mochte, nach Außen hin, in Bezug auf Unterthanen, Schutzverwandte u. s. w., die Stelle der alten Dynasten und Tyrannen vertraten. „Einer Tyrannei gleich“, sagt Perikles in einer Rede an das Volk, „ist die Herrschaft, die ihr habt, welche an euch gebracht zu haben, ungerecht, aufzugeben aber gefährlich, ja unmöglich scheint.“ Je größer die Menge privilegirter, aristokratischer Existenzen ist, je bedeutender muß die innere Entwicklung derselben werden. Die Griechen und unter diesen vor Allen die Athener erreichten daher eine Blüthe und Ausbildung, wie sie in dem Verhältnisse nicht wieder vorkommt. — Das Material unserer Geschichte ist reicher geworden; unsere

Anschauungen und Bedürfnisse haben sich unendlich erweitert und verfeinert. Philosophie, Poesie und Kunst beherrschen in ihren Vorlagen ein unendlich größeres Gebiet; aber Menschen, die so im ungetheilten, ungestörten Genusse ihrer nationalen Production und Bildung waren, wie die athenischen Bürger, hat die Geschichte nicht wieder gesehen. Die gemeine Noth des Lebens berührte sie wenig, sie lebten nur ihrem Vergnügen, dem Genuß des Schönen und vor allen Dingen dem Staate. Aber es führten dieses Leben nur eine Handvoll Männer, ohne Frauen und auf Kosten dieser und der ganzen übrigen Welt.

Jede Aristokratie würde gerechtfertigt sein, wenn sie nicht immer ihre Schranke fände in den Rücksichten und den Bollwerken, die sie gegen die übrige unprivilegirte Welt aufwerfen muß. Ihrer Selbstbefreiung steht die Gefangenschaft der übrigen Menschen, auf deren Kosten sie lebt, entgegen, denn jede neu errungene Freiheit zittert elektrisch durch die Herzen der Völker, mögen Religions- und Staatslehrer ihnen noch so eifrig vorpredigen, daß sie nicht Allen zukäme. —

So wie die Aristokratie innerhalb eines Staates auf Kosten der anderen Staatsangehörigen, so kann auch ein ganzes Volk von Aristokraten auf Kosten anderer Völker eine Blüthe der Ausbildung erlangen, die weit über dem allgemeinen Durchmesser der Zeit steht. Beiden fehlt es aber endlich an der breiten Basis zur Fortentwicklung, und so werden sie bald von der nachdrängenden Masse überfluthet, die, wie das Meer, ihren Spiegel zuletzt über jede Erhabenheit breitet.

Die Griechen, obschon sie in Athen zu einer vollkommenen Demokratie gelangten, schlossen sich doch gegen die übrigen Völker und sogar unter einander auf das strengste

ab. Spartaner und Athener lebten auf Kosten ihrer Sklaven, auswärtiger Unterthanen und Bundesgenossen. Eine solche Oasis freier, zum Theil hochgebildeter Menschen bedurfte bei dem unendlich roheren Zustande der übrigen Welt starker Ringmauern, hinter denen sie ihre abnorme, staunenswerthe Entwicklung bewahren und ausbilden konnten. Daher war dem Griechen der Staat das höchste Prinzip; wer außer ihm lebt, ist nach Aristoteles seiner Natur nach mehr oder weniger als ein Mensch, Gott oder Thier. Wie eine schwerumdrängte Festung der stärksten Mauern, so bedurfte er der strengsten Formen und der steten Mitanstrengung aller Bürger. Bürgertugend geht über Menschentugend sowohl bei Plato, als bei Aristoteles, und der griechische Staat kennt nur den Bürger, um so mehr, als er in seiner isolirten Stellung zu anderen Staaten und Völkern nur feindselige Beziehungen kannte. Seine Vollendung fand der griechische Staat in dem Systeme des Plato, so wie jede Abstraktion, jede augenblicklich noch so nothwendige Beschränkung praktisch doch zuletzt an der Besonderheit und Wahrheit der Menschennatur scheitert und deßhalb ihre Vollendung, ihre consequente Durchführung nur im Kopfe der großen Denker findet.

Plato will jedes Sonderinteresse: Familie, Weib, Kind, Eigenthum aufheben, damit der Bürger nur dem Staate angehöre; ja der Philosoph, der das absolut Gute angeschaut, muß herunter von seiner Höhe und sich gewaltsam zum Durchmesser des Staates herunterdrücken.

Aber auch so muß jede Aristokratie, jede Absonderung von der Menschheit endlich zu Grunde gehen, weil der Kampf um die Erhaltung der Grenze zuletzt den ganzen Menschen gefangen nimmt, der durch solchen steten Wachtdienst seinen höheren Zweck und Bedeutung verliert.

Die Athener freilich waren viel zu fein gebildet und geistreich, um sich auf die Kasernenwirthschaft Plato's einzulassen. „Die selbstständige Entwicklung der Besonderheit ist das Moment, welches sich in den alten Staaten als das hereinbrechende Sittenverderben und der letzte Grund des Untergangs derselben zeigt.“ (Hegel.)

Schon wurde ihnen der Dienst zu viel, den der wirkliche Staat bis jetzt von ihnen verlangt hatte; sie lachten lieber zu den Komödien des Aristophanes, philosophirten bei ihren Gastmälern, lebten mit Knaben und geistreichen Hetären und fielen endlich den Barbaren zum Raube, die vor diesen feinen Menschen nur das rohe aber ewige Recht der Masse voraus hatten.

Fünfzehntes Capitel.

Das Weibliche dem Griechen verhaßt.

Das erste und größte Opfer, welches die Griechen dem Staate brachten, war die Frau. Aber sie läßt sich ihr Recht nicht nehmen, mögen unsere Philosophen noch so sehr die Vortrefflichkeit der alten Welt preisen und eine künstliche Begeisterung für dieselbe auf Kosten der weit reicheren Gegenwart pflegen: Die Kälte des Herzens ist der durchgehende Typus des griechischen Wesens, was es dem wahrhaft modernen Gemüth entfremdet. Alles Sittliche ist noch äußerlich, eine eiserne Nothwendigkeit beherrscht Himmel und Erde, der gegenüber das Individuum machtlos ist.

Bei aller Freiheit von der gewöhnlichen Noth des Lebens waren die Griechen Sklaven z. B. des Staates in weit höherem Maße, als irgend ein modernes Volk; eine Sklaverei, die in der demokratischen Betheiligung Aller an demselben zwar eine Milderung fand, für den Modernen aber ungenügend ist, weil sie eine zwangsweise war, und er viel zu viel Privatleben hat, um sich so der Oeffentlichkeit hinzugeben. In einem solchen Schematismus konnte das Individuum mit der Willkür seines Herzens keinen Platz finden; das Weib ward unterdrückt, der Mann hingegen ging auf in einer ihm an und für sich fremden Form, die aber zu ihrer Herstellung und Erhaltung seine ganze Kraft erforderte und somit auch ihn befriedigte.

Das Wesen der griechischen Classicität besteht daher in einer schönen aber gleichmäßigen Form, statt der unendlichen Verschiedenheit der Dinge. Wie das classische Profil seine unabänderlichen Regeln hat in der Kunst, so die classische Seele in der Tragödie, die Lyrik im strengen Rhythmus, und der classische Verstand in der Philosophie.

Die höchste Spitze erreichte dieser Schematismus in den Sophisten der Athener, deren großer Gegner Sokrates noch selbst darin befangen war. Mit einem rein formellen willkürlichen Prozeß, ausgehend von Axiomen, gegen deren Wahrheit das Herz und die Erfahrung sich auflehnt, erfreut sich hier der Philosoph seiner Geschicklichkeit, wenn er zu Resultaten gelangt, die in directem Widerspruch mit der Natur der Dinge stehen, und die er auch alsbald, wie ein abgenutztes Spielzeug, wieder von sich wirft. Die Auflösung selbst also, die bei modernen Völkern Sache des Herzens ist, war bei den Griechen noch eine künstliche Form, eine Theorie. Unübertroffen sind daher die Griechen bis jetzt nur in der Kunst, die sich allein mit der Form beschäftigt, in der Bildhauerei, und auch hier schematisirten sie Anfangs die äußere Menschengestalt, indem ihre ersten Statuen keine Beine und Arme hatten. Erst in der späteren Epoche emanzipirten sie sich von dieser Gefangenschaft zur vollen, freien Menschenfigur. —

Wo war Rettung aus diesem Formalismus für das individuelle Gemüth, für die freie Willkür des Herzens? Sollte es zu den Göttern seine Zuflucht nehmen? Sollte es in einer anderen chimärischen Welt die Freiheit von den beengenden Formen dieser, und der Gefangenschaft im Staate finden? Doch der Olymp war sehr positiv und seine Bewohner die strengen Wächter der weltlichen Institutionen;

denn Staat und Religion waren noch Eins, wie im Orient, ein Conflict unter ihnen nicht möglich.

In einer solchen Ordnung findet sich kein Platz für die Frau. Das Häusliche, Persönliche des Griechen verschwand vor der Macht des Oeffentlichen und Allgemeinen. Die Privatwohnung des Griechen war unbedeutend, kümmerlich, — die Gesetze schrieben dieß sogar förmlich vor. Die Frau war bei den Athenern darauf beschränkt, der Mann lebte außerhalb derselben. Das Private, Besondere war nach griechischen Ansichten ein nothwendiger Fehler des Menschen, die Frau, die sich nur darauf beschränken konnte, mangelhafter Natur. — Plato, der in seinem Staat die Frau befreien will, setzt nicht die private Persönlichkeit in ihre Rechte ein, sondern er verfährt ganz so wie unsere Emanzipationsprediger, wenn er ihr die Theilnahme am Staate und dessen Arbeit zumuthet. So lange die Freiheit auf solchem Preise beruhet, wird aber die Frau ihrer nicht theilhaftig werden. In Sparta freilich, wo die ganze Erziehung in der Abrichtung der Leiber zum Gebrauch des Staates, die politische Thätigkeit des Bürgers meist in der Kriegführung bestand, und die Privatwohnung des Einzelnen nur eine besondere Zelle in der großen Staatskaserne war, stand das Weib dem Manne schon näher. Die Gymnastik kräftigte beide Geschlechter, beide genossen dieselbe Ausbildung, das eine, um im Kriege, das andere, um im Gebären seinen starken Leib dem Staate nutzbar zu machen. Deßwegen wiesen Xenophon, und überhaupt die Schule des Sokrates, so gern auf Sparta hin, welches den Staat zu weit größerer Vollkommenheit gebracht habe, als Athen. Wenn dieses die Frau in Sklaverei hielt, damit der Trieb ihres Herzens nicht störend in den Staats-Organismus eingreife, so zwang sie dagegen jenes, förmlich zu entarten und

die Natur des Mannes in ihrer ganzen damaligen Staatsergebenheit anzunehmen. Mädchen und Jungfrauen mußten öffentlich und nackend mit Knaben und Jünglingen ringen und Gymnastik treiben, was den Athenern ein Gräuel war.

„Wie kann ein Mädchen am Eurotas, auch wenn sie wollte, keusch sein, außerhalb des Hauses hoch aufgeschürzt, beim Wettrennen in so mancher Berührung mit jungen, nackten Schenkeln? Wahrlich, mir ein Gräuel!" (Euripides.)

Bei der Heirath sorgten die Gesetze dafür, daß die Brunst künstlich gesteigert werde, indem sich die jungen Eheleute bei ihren ersten Zusammenkünften heimlich treffen und auch dann noch Anfangs enthalten mußten. — Wer keine Kinder mit seiner Frau erzielen konnte, durfte den zeitweisen Gebrauch der eines Andern begehren. Auf einen desfallsigen Antrag antwortete eine Frau: „Als Kind lernte ich gehorsam sein meinem Vater, und ich that es auch; seit ich Weib bin, meinem Manne. Wenn nun Jener etwas Billiges von mir verlangt, so soll er es diesem zuerst offenbaren."

Das Geschlechtsverhältniß in Sparta stand auf dem Gesichtspunkte einer Stuterei, und es sind die Gesetze Lykurg's von den Anordnungen eines Gestütdirectors in diesem Punkte um wenig oder nichts verschieden. Man lese nur die Betrachtungen, welche Plutarch diesen Gesetzgeber anstellen läßt. Er hält es für anmaßend, eine Frau für sich allein haben zu wollen, da man doch aus der Zucht der Hunde und Pferde sehen könne, wie vortrefflich das entgegengesetzte System sei. —

Die Denksprüche der Spartanerinnen bei Plutarch zeigen, welche furchtbare Energie der Staat gehabt haben muß, der das weibliche Geschlecht moralisch aufhob und Männer daraus machte. Diese Mütter, welche sich freuen über den

gefallenen Sohn, welche den geflohenen eigenhändig tödten, oder beklagen, daß ihr einzig überlebender nicht Reisegefährte des ruhmvollen Todten geworden, sie sind nur noch Weiber dem Leibe nach, d. h. sie sind nur so weit weiblich, als sie ein reiner Militärstaat brauchen kann. Ihr Fühlen, ihr Lieben, Herz sowohl wie Leib, alles ist Staatseigenthum, jede Besonderheit ein Verbrechen. Daher bewunderte man die spartanische Jungfrau, welche auf die Frage: ob sie schon mit einem Manne zu thun gehabt habe, — die Antwort gab: „Nein, — wohl aber ein Mann mit mir.“ Sie hatte ja dabei nichts zu sagen, sie war nur passives Werkzeug.

Die geringe Nachsicht, welche der spartanische Gesetzgeber noch hie und da gegen die Besonderheit der einzelnen Menschennatur haben mochte, wird in Plato's Idealstaat gänzlich hinweggeräumt: Die Weiber sollen ebenso erzogen werden wie die Männer, zu Krieg, Jagd, Musik, nackender Gymnastik u. s. w. Alle Männer bis zu fünf und zwanzig Jahren werden mit den Frauen bis zu vierzig Jahren vom Staate paarweise zusammen gethan, wobei darauf zu sehen ist, daß die Stärksten und Besten zusammen kommen. Niemand kennt seine Kinder, der Staat allein erzieht sie. Nach dieser Periode ist Alles gemeinsam und kann zusammen leben, wer will, nur dürfen die Frauen nicht mehr gebären. Alle in einer Generation Begriffene sind Eltern der folgenden, und ist jede geschlechtliche Verbindung derselben untersagt; sonst gibt es keinen verbotenen Grad, nicht einmal unter Geschwistern.

So weit geht beim Menschen der Fanatismus der Abstraction, daß er unter dem Namen von Religion, Vaterland, Staat u. s. w. ihr seine ganze Natur zum Opfer zu bringen bereit ist. Aber, wie gesagt, der Philosoph ist nur darum consequenter als die Wirklichkeit,

weil er unmenschlicher ist. Die griechischen Staaten z. B. sahen darauf, daß die gewisse Anzahl von Bürgern, die zur Erhaltung des Ganzen nothwendig, und zu deren Lebensbedarf die Arbeit der Sklaven ausreichte, stets vorhanden sei und nicht überschritten werde. Je nach der Anzahl derselben war man strenger oder nachsichtiger in den Heirathen, da nach dem Gesetze eine Bürgerin Athen's nur einen Bürger dieser Stadt heirathen durfte. — Zu vieler Kinder entledigte man sich durch Aussetzung der häßlichen und schwachen, zu stark anwachsender Bevölkerung durch Colonisation und Krieg. — Plato und Aristoteles gehen schon weiter und schreiben der Frau vor, wie lange und wie oft sie gebären darf; Letzterer verlangt, daß nach einer gewissen Anzahl Kinder die Frau abortiren müsse.

Sechzehntes Capitel.

Die Bürgerin.

Die Orientalen, in ihrer Werthlosigkeit den göttlichen oder menschlichen Despoten gegenüber, waren nicht so beaufsichtigt in ihrem Privaten, besonders in ihrer Ehe, wie der griechische Bürger. So viel Mühe verdiente der Einzelne noch nicht, und der Staat hatte noch viel zu sehr im Großen zu operiren, als daß er sich so sehr in Einzelheiten verlieren konnte. Der griechische Bürger hingegen war im Staate, wie ein Sohn von guter Familie in einer Erziehungsanstalt. Dem orientalischen Staat war es nur um die Masse zu thun; daher verlangte er eigentlich nur, daß der Mensch sich überhaupt fortpflanze; dem griechischen hingegen ging es um die Erhaltung und Reinheit der besonderen Race. Bei ihm erst ward die Ehe eine fest umschränkte Institution, eine Staatspflicht, aus der das Vergnügen, die Wollust ausgeschieden und andern Kreisen zugewiesen wurde.

Die griechischen Schriftsteller reden oft von der unangenehmen Pflicht der Ehe, besonders in den höheren Kreisen des Lebens. Und in der That, was konnte den Mann zur Ehe führen, als Pflicht und Gesetz, wenn er Liebe, Sinnlichkeit im Zusammenleben mit Hetären und Knaben befriedigte, die er beide ihrem Wesen und ihrer Bildung nach weit über die Frau setzte? über die Bürgerin, welche systematisch roh und ungebildet erhalten wurde, damit ihr Lieb-

reiz nicht etwa Unordnung in die so nüchterne Institution bringe.

> „Ist etwa nicht die Hetäre bessrer Sinnesart
> Als eine angetraute Frau? Um viel fürwahr!
> Die eine, wie verkehrt sie auch sei, schützt das Gesetz
> Im Hause; die andre weiß, daß sie des Mannes Gunst
> Durch ihr Betragen kaufen, oder wandern muß.“
>
> Amphis.

Der größere Werth, den das Individuum als Bürger im griechischen Staate, denn in der orientalischen Masse hat, kommt zwar zunächst auch der Frau zu Gut. Es ist nicht mehr gleich, wen ich heirathe: denn nur eine Bürgerin kann mit einem Bürger wieder fähige Staatsmitglieder erzeugen.

Kein adliger Stammbaum kann genauer geprüft werden, als die Athener und vielleicht noch mehr die Spartaner es mit der reinen Abkunft ihrer Bürger thaten. Herodot sagt, der Seher Tisamenes und sein Bruder seien die einzigen Menschen, welche jemals zu Spartiatenbürgern gemacht worden seien, und zwar nur deßhalb, weil man sie nach einem Orakelspruche durchaus nöthig hatte.

Die freie griechische Jungfrau wird nicht mehr gekauft, denn sie ist nicht mehr die Wollust des Mannes; sie braucht keine Mitweiber mehr zu dulden, denn sie ist nicht mehr die Willkür des Mannes. Sie bringt dem Manne eine Mitgift: für sich selbst ein Zeichen der Freiheit, dem Manne aber eine Entschädigung für die Mühe, mit der er dem Staate neue Bürger erzieht.

„Reiche Geschenke brachte ich meinem Gatten, so daß ich wohl frei reden darf“, sagt die Hermione des Euripides. Dieses freie Reden war aber gar nicht nach dem Sinne der Alten, weßhalb schon Solon verordnet haben soll, daß die Mitgift nicht bedeutend sein dürfe. Einer Frau unter-

than zu werden, galt den alten Schriftstellern für großes Unglück und für Schimpf, und deßhalb warnen sie so oft vor reichen Weibern.

Ein Mädchen ohne Mitgift zu heirathen, galt schimpflich für beide Theile, es war ja Sitte der Barbaren. Wenn daher im alten Testament Töchter ein Reichthum der Eltern genannt werden, so klagen die griechischen Dichter über sie als Last und schweres Besitzthum.

Noch mehr zeigt sich die größere Freiheit der Frau in der Scheidung, denn wenn der Mann sie, wie im Orient, verstoßen konnte, so durfte sie ihn auch verlassen. Ganz formlos scheint indeß die Scheidung nicht gewesen zu sein, wie aus der Geschichte von Alcibiades' Frau erhellt. Sie erschien vor dem Archon und übergab ihm die vorgeschriebene Scheidungs-Urkunde. Sie wollte ihren Mann verlassen wegen seines lüderlichen Lebenswandels. Bekanntlich ergriff sie Alcibiades und trug sie wieder nach Hause, was nirgends Widerspruch fand, weil der Begriff der gewaltsamen Ergreifung der Frau von Seiten des Mannes den Griechen noch nicht so fern lag.

Endlich ist die alte Barbarei gegen ein gefallenes Mädchen oder eine Ehebrecherin verschwunden. Eine Braut, die nicht Jungfrau war, wurde den Eltern zurückgeschickt, ebenso die Ehebrecherin, welche außerdem ehrlos wurde.

Die Bürgerin hat auch die Ehrenrechte ihres Standes: bei öffentlichen Prozessionen müssen die Weiber und Töchter der Schutzverwandten ihr den Stuhl nachtragen; sie allein darf die Thesmophorien und wahrscheinlich noch andere Gottesdienste begehen. Aber das ist auch Alles, was sie gegen den Orient gewonnen hat. Sie war und blieb ihr Leben lang unter männlicher Herrschaft. Der Vater disponirte nach Willkür über das Mädchen, nach seinem Tode

der nächste Verwandte. Der Mann konnte im Testament der Wittwe Hand vergeben; hatte er dieß unterlassen, so that es der nächste Verwandte oder gar ihr eigener Sohn, falls er großjährig war. — Noch hatte die Tochter kein Erbtheil, nur die Erbtochter erhielt, wie bei Moses, das väterliche Vermögen. In Sparta disponirte in solchem Falle der König über ihre Hand, in Athen aber mußte sie ihren nächsten Verwandten heirathen, und wenn sie, ehe sie Erbin wurde, schon an einen Andern verheirathet war, sich scheiden lassen, um mit Jenem sich zu verbinden. Dafür ließ ihr das Gesetz die Rücksicht widerfahren, zu bestimmen, auf wie viel Beischlaf sie monatlich Anspruch machen könne. —

Der Staat also konnte lösen und binden, denn die Ehe bestand ja nur in Rücksicht auf ihn. —

Die Frau war lebenslänglich unmündig; kein Geschäft, das sie abgeschlossen, war gültig, ja sogar, was der Mann auf ihren Rath gethan hatte, konnte für nichtig erklärt werden. —

Wenn man in der griechischen Komödie und den Rednern die Unruhe beschrieben lies't, welche die Bürger von Athen den ganzen Tag in öffentliche Versammlungen, in die Ekklesia, an's Gericht, zum Wachtdienst, oder gar in den Krieg trieb; wie sie sich untereinander beaufsichtigten, spionirten, verleumdeten, verurtheilten auf die kleinsten Anzeichen von Verdacht; — so begreift man, warum sie die Frauen so gut wie im Hause eingesperrt hielten, warum besondere Richter (Gynnäkomen) über Zucht und Anstand der Frauen, und Gesetze über eheliche Treue und Sitte, über Zurückgezogenheit und Kleiderluxus nur für sie existirten. Sie waren ja auch ein Theil des Staates, sie hatten ja auch eine Aufgabe für denselben zu lösen; unmöglich konnte es der eifersüchtige Demos dulden, daß seiner argwöhnischen Spürnase fern sich noch Etwas bewege.

Die Weiber in den Thesmophoriazusen des Aristophanes beschuldigen den Euripides, daß er durch sein Schimpfen über sie die Männer argwöhnisch gemacht habe:

„Von ihm bethört, versiegeln sie der Frau'n Gemach
Und legen Schloß und Riegel vor bei Nacht und Tag;
Um uns genau zu bewahren, halten sie obenein
Molosser Doggen, dem nächtigen Freunde wie ein Spuk zu sein!
Das kann man noch nachseh'n. Aber was wir sonst gethan,
In der Speisekammer zu schmecken, was wir Gutes sah'n,
Wein, Kuchen, Oel, das nicht einmal mehr leidet man!
Denn seht, die Männer tragen selbst jetzt wohl verwahrt
Die Schlüssel mit sich, Schlüssel von ganz verwünschter Art."

Da mag nun komische Uebertreibung dabei sein, der Grund bleibt wahr. Glaubt doch der Redner Lykurg, es noch besonders entschuldigen und rechtfertigen zu müssen, wenn die Athenerinnen, als die Nachricht von der Niederlage bei Chäronea nach Athen kam, an die Thüre traten, um sich nach Tod oder Leben ihrer Angehörigen zu erkundigen. — Je anständiger, reicher und vornehmer eine Frau war, je weniger durfte sie sich auf der Straße sehen lassen, außer bei sehr nothwendigen, zum Theil gesetzlich bestimmten Anläßen, und dann immer in vorgeschriebener Kleidung und Begleitung von Dienerschaft.

Alle die berühmten Anstalten, die Gymnasien, Palästren, Akademieen blieben ihr verschlossen; es ist sogar wahrscheinlich, daß sie nicht einmal dem Schauspiel, wenigstens nicht der Komödie, beiwohnen durfte. Bei den olympischen Spielen war den verheiratheten Frauen das Erscheinen bei Todesstrafe untersagt. Sie theilten weder die Arbeit, noch die Belehrung, noch die Lust, das Vergnügen des Mannes. Sie durften keinem Gastmahl beiwohnen, wo statt ihrer Hetären und Flötenspielerinnen, Schmarotzer und Spaßmacher die Gäste erheiterten. Selbst bei der einfachen Be-

wirthung von Fremden im eigenen Hause mußte sie unsichtbar bleiben. Unter den Gräueln des üppigen Sybaris wird auch die Anwesenheit der Bürgerinnen beim Schmause erwähnt. Man war so argwöhnisch, daß überhaupt in Abwesenheit des Hausherrn kein Mann ein Haus betreten durfte, in dem Weiber wohnten.

Die freie Athenerin saß also in der dürftigen Privatwohnung bei ihrer Wollarbeit:

„Ohne Theil an den Rosen aus Pierien, wird sie in des Aides Haus ohne Glanz umherschweifen, unter den dunklen Schatten hinausflatternd.“ (Sappho.)

Man redet nicht von ihr, und insofern ist sie nach Thucydides' Ausspruch die beste Frau. Was von der Bildung, der Kunst und Poesie des Volkes das Weib schmücken und erheben konnte, das fiel der öffentlichen Dirne, der Hetäre, als ihr Beruf zu. In einer schwachen Stunde schickten daher die Bürger einmal ihre Frauen in die Schule der großen Buhlerin Aspasia, und bei Lucian ermahnt eine Mutter, die ihre freie Tochter zur Hetäre machen will, sich würdig zu diesem Stande vorzubereiten, und nach Art ihrer großen Vorbilder alle schlechten Manieren der ehelichen Frau, das laute Schreien, unmäßige Essen und Trinken, häßliche Bewegungen u. s. w. abzulegen.

Die Spartanerin machte allerdings von sich reden, aber nur, weil die Unterdrückung des Weiblichen bei ihr vollständig war und sie jeden Anspruch, etwas Anderes wie eine Soldatenmutter zu sein, aufgegeben hatte. Ob es bei den andern Griechen verschieden war, ist gleichgültig; es ist genug, wenn wir die Spitzen des Lebens kennen. Wir werden später von den Dichterinnen und Philosophinnen bei den Aeolern reden, die, wenn sie keine Hetären waren, doch jedenfalls in Athen dafür angesehen wurden.

Siebenzehntes Capitel.

Die Ehe.

Zweck der Ehe in Athen und Sparta war also die Erzeugung neuer Bürger. Das Weib gehörte nicht mehr dem ersten Ergreifer, nicht mehr der Familie, sondern hauptsächlich dem Staate. Trotz dem schimmert das ursprüngliche Naturrecht des Mannes an der Frau: der Raub, die Gewalt, noch sehr sichtbar durch die Institution der Ehe durch.

Wir sahen, wie schon der Wilde der Südseeinseln sich den Raub des fremden Mädchens von seinem Stamm sanctioniren läßt. Nicht das Recht des Weibes, sondern das des Vaters, dem man ein Eigenthum, welches Geldwerth erhielt, abkaufen mußte, beschränkte die Gewalt. Der Frau gegenüber blieb dieß Recht bestehen, nur mußte man den Eigenthümer entschädigen. Im Orient erhielt der Vater das Geld hierfür; in Athen zahlte der Nothzüchter und Entführer eine Geldbuße an den Staat. Ganz recht, denn nicht Jener war beschädigt worden, die Frau wurde ja nicht mehr gekauft, sondern der Staat in der Bürgerin, welche für die politische Ehe verdorben wurde.

In Sparta hingegen war der Raub gesetzmäßig. Jeder mußte das Mädchen, welches er zur Frau haben wollte, sich erst rauben, ja es ging so weit, daß man die Braut eines Andern, wenn es gelang, sie fort in's eigene Haus zu

stehlen, als Frau erhielt, wie bei Herodot der König Demaratus es mit der Verlobten seines Collegen macht. — Endlich wird bei Heirathsceremonien der meisten Griechen der Raub und die Gewalt wenigstens symbolisch dargestellt. Der Mann verschließt das Gemach, in welches man die Braut gebracht hat, und seine Freunde bewachen die Thüre desselben. In den Hochzeitsgesängen wechseln sich Chöre der Jungfrauen und Jünglinge, aber Erstere beklagen den Raub ihrer Gespielin, die Gewalt, welche sie leidet; Letztere verhöhnen die Mädchen, singen das Lob Hymen's und die Freuden des Lagers, oft auf sehr obscöne Weise.

Was war denn auch die Gewalt am Weibe so Fremdes und Arges bei einem Volke, das, in ewigen Kriegen unter sich lebend, Weiber und Kinder der Besiegten als Sklaven heimführte oder verkaufte? Stand nicht jeder Griechin das schöne Loos bevor, eines Tages einem rohen Soldaten, der die Ihrigen erschlagen, in Allem zu Willen sein zu müssen, oder verkauft, von einem Kuppler als öffentliche Dirne durch die Städte Griechenland's geführt zu werden, wie dieß in der alten Komödie öfter dargestellt wird?

Der ursprüngliche rohe Naturbegriff, daß das Weib Eigenthum des Mannes sei, hat sich bei den Griechen besonders in der Ansicht von ihrer dem Manne untergeordneten Natur und des Gehorsams, den sie ihm schulde, auf civilisirte Weise fortgesetzt.

Sokrates im Oekonomikus des Xenophon fragt den Isomachus, der als das Muster eines Haus- und Eheherrn dargestellt wird, um sein Verhältniß zu seiner Frau und Häuslichkeit:

„Ich halte mich nie zu Hause auf", antwortet Isomachus, „denn, meine häuslichen Angelegenheiten zu besorgen, ist es an meiner Frau genug." (Ein angenehmes

Verhältniß!) Die Erziehung seiner Frau bestand, als er sie erhielt, darin: Wolle zu weben und mäßig im Essen und Trinken zu sein. Auf Sokrates Frage, wie er sie nun belehrt habe, fährt Isomachus fort:

„Als sie mir nun handsam (er spricht von dem Tage nach der Hochzeit) und soweit gezähmt war, daß sie mir Rede stand (die vom Staate sanctionirte Gewalt!), fragte ich sie ungefähr auf folgende Weise: Sage mir, liebe Frau, hast du auch schon nachgedacht, weßwegen ich dich wohl genommen und deine Eltern dich mir gegeben haben? Denn daß wir nicht um eine andere Person verlegen sein durften, bei der wir schlafen sollten, dieß weiß ich, ist auch dir kein Geheimniß. (So etwas ihrer Frau zu sagen, würden heut zu Tage wenig Männer den Muth oder die Unverschämtheit haben.) Da ich aber nun mit mir zu Rathe ging und deine Eltern deinetwegen sich beriethen, welches der beste Gehülfe im Hauswesen und in der Kinderzucht wäre, den wir wählen könnten, so habe ich dich, und deine Eltern, wie es scheint von Allen, unter denen sie die Wahl hatten, mich auserwählt." (Die Frau allein ist nicht gefragt worden.) Der weise Philister fährt später fort:

„Mir scheint es nämlich, die Götter haben sehr weise das Paar verbunden, das wir Mann und Weib nennen, damit es sich durch die Gemeinschaft so nützlich als möglich werde. Erstens nämlich ist jenes Paar bestimmt, mit einander zur Fortpflanzung des Geschlechts sich zu begatten, damit die verschiedenen Gattungen der lebenden Wesen nicht aussterben; dann wird dem Menschen wenigstens der Besitz einer Stütze im Alter, als die Folge davon, verschafft; endlich lebt der Mensch nicht, wie die Thiere, unter freiem Himmel, sondern er bedarf vielmehr eines Obdachs..... Die Frau soll in, der Mann außer dem Hause schaffen;

Gott hat deßhalb dem Weibe mehr Liebe zu den Kindern, wie dem Manne, und einen größeren Theil Furchtsamkeit gegeben, um das Heimgebrachte zu verwahren." —

Und über diese jämmerliche Ansicht von der Ehe und der Frau ruft Sokrates begeistert aus: „Wahrlich, du schilderst mir die Denkungsart deiner Frau ganz männlich!"

Xenophon läßt als Ideal-Philosoph und unzufriedener Aristokrat den Staat ganz aus dem Spiel. Er betrachtet die Ehe nur in Rücksicht auf den Einzelnen, und da ist es bemerkenswerth, daß er etwas Anderes, als den äußeren ökonomischen Nutzen ihr nicht abzugewinnen vermag. Die Schüler des Sokrates gehörten meistens zu den feinsten Aristokraten Athen's, denen die Pöbelherrschaft ein Gräuel war, und die deßhalb auch der Volkswitz in Aristophanes zu seiner Zielscheibe nahm. Daß sie indeß gern bereit sind, dem Staate Alles, auch das Weib, zu opfern, wenn er zu aristokratischer Ruhe und Stabilität gelangt, geht aus ihrer Vorliebe für Sparta und dem Staatsideale des Plato hervor.

Wie tief muß aber die Frau in der Wirklichkeit gestanden haben, wenn der Ideal-Philosoph und Aristokrat sie nur bis zur Haushälterin hinaufzuheben vermag, die keinen Theil am Manne hat, als daß sie ihm Kinder zeugen und das Heimgebrachte verwahren soll.

Pythagoras und seine Schule legten dem Weibe und der Ehe schon eine höhere Bedeutung bei. Ocellus Lucanus sagt:

„Da der Mensch Theil eines Hauses, eines Staates und der Welt ist, so ist er verpflichtet, zur Erhaltung des Hauses, des Staates und der göttlichen Weltordnung beizutragen, daher Diejenigen, die in der Beiwohnung nicht Erzeugung von Kindern beabsichtigen, die wichtigsten Ein-

richtungen des menschlichen Lebens verletzen. (Dasselbe sagte der Engel des Tobias.) Wenn aber solche Menschen in ihrem Frevel und ihrer Unenthaltsamkeit dennoch Kinder erzeugen, so werden diese als unselige Wesen von Göttern und Dämonen im Hause und Staate verabscheut sein. Nicht also wie das vernunftlose Thier soll der Mensch dem Geschlechtstriebe folgen; auch nicht bloß darauf sehen, daß die Erde sich mit Menschen, sondern daß sie sich mit guten und tüchtigen Menschen erfülle. Denn auf diese Weise werden sie in den Staaten gesetzliche Ordnung, in ihrem Hause heilsame Ordnung genießen und die Götter zu Freunden haben."

Die Stellung, welche hier der Pythagoräer der Ehe als Keim und Grundlage der Gesellschaft, als Gesellschaft im Ursprünglichen und Kleinen anweist, ist so richtig, daß noch heute Hegel in seiner Rechtsphilosophie nicht darüber hinausgekommen ist. — Das Schema, die Form ist da, es fehlt aber der Inhalt. Der Grieche hatte, so zu sagen, kein Haus, er hatte auch keine Götter, die etwas Anderes gewesen wären, als die höheren Wächter des Staates. Dieser, in der ersten Energie seines Auftretens, konnte keine Innerlichkeit neben sich dulden. Zweck der Ehe war also Kindererzeugung für den Staat. Das Christenthum, werden wir später sehen, stellt den umgekehrten Prozeß dar. Die Innerlichkeit in ihrem ersten Fanatismus kann keine äußere Institution dulden; die Ehe hat daher weder Kindererzeugung, noch sonst einen äußerlichen Zweck, sondern nur den mittelbar innerlichen, ein Abzugskanal störender unreiner Begierden zu sein. *Hier wie dort ist sie ein Uebel.*

Pythagoras hatte berühmte Schülerinnen, die Phintys, die Theano, welche über Ehe und die Pflichten der Weiber geschrieben hat. Aber selbst diese emanzipirten Weiber in

Hellas konnten der Frau keine andere Stelle, als eine sklavische anweisen. Phintys philosophirt darüber, in welchen Fällen eine Frau mit Anstand das Haus verlassen dürfe, wie viel Dienerinnen sie begleiten sollen u. s. w. Des Mannes Wille ist nach ihr der Frau lebenslänglich Gesetz, und der Gehorsam die schönste Mitgift, die sie ihm bringen kann.

Als Theano, die durch treffende Antworten berühmt war, gefragt wurde, wie sie Ruf zu erlangen gedenke, antwortete sie mit Homer:

„Den Webstuhl handhabend und mein Lager bereitend."

Die zweite Hälfte des Verses hat außerdem den verblümten Sinn: sich zur ehelichen Pflicht bereit haltend.

Wie weit Plato den Fanatismus des Staates getrieben hat, davon haben wir bereits gesprochen. Es ist höchst komisch zu lesen, welche Anstalten er vorschreibt, damit das Werk der Kinderzeugung für diesen recht gedeihlich ausfalle:

„Braut und Bräutigam sollen stets darauf bedacht sein, dem Staat die besten und schönsten Kinder zu schenken. Das Werk der Zeugung geschehe mit Andacht; man darf dabei weder krank, noch zerstreut, noch betrunken sein. Der Staat soll besondere Wächterinnen anstellen, die darüber wachen."

Den Herrnhutern ist es vorbehalten geblieben, diese Vorschriften wirklich auszuführen bei der Streiterehe, nur daß sie dadurch nicht Kämpfer für den Staat, sondern für Gott zu erzielen beabsichtigen.

Wie gesagt, dieser Ideal-Philosoph, der im „Staat" die Wirklichkeit kurz und klein schlägt, ebnet auch alle Unterschiede zwischen Mann und Frau. Er geht, wie unsere Emanzipationsprediger, von dem Satze aus: Tugenden und

Fähigkeiten der beiden Geschlechter sind gleich, oder können wenigstens gleich gemacht werden durch die Erziehung, warum soll die Frau nicht Mann werden?

Die Freiheit, welche das alte Hellas dem Weibe anbot, mußte das Aufgeben jeder Besonderheit ihres Geschlechts zur Bedingung haben. *)

Aristoteles stellt denn auch den natürlichen Zustand wieder her: Die Mäßigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit des Weibes und des Mannes ist nach ihm nicht, wie Sokrates meinte, eine und dieselbe. Die Gerechtigkeit des Mannes z. B. ist dem Herrschen, die des Weibes aber dem Gehorchen und Dienen angemessen. Die Herrschaft des Mannes, als des Vorzüglicheren, ist Prinzip in der Ehe, so wie im Gesellschaftsrecht überhaupt. Der Mann hat die Anlage zum Herrschen von der Natur, er hat den Muth des Befehls, die Frau den Muth der Dienstleistung. Nichts ziert den weiblichen Mund so sehr als Schweigen. Frauen, Kinder und Sklaven haben jede ihre besondere Tugend, die aber der Mann als Herrscher in sich vereinigt.

Im Begreifen der Ehe als Institution ist Aristoteles am umfassendsten von allen alten Philosophen, und ist die neuere Zeit kaum über ihn hinausgegangen.

Die Ehe und die Familie ist der erste sittliche Hülfsverein; er begreift in demselben die ökonomischen Vortheile des Xenophon, die sittlichen des Pythagoras und die politischen des Plato, und außerdem die reine individuelle Lust oder natürliche Lebendigkeit, wie Hegel sagt.

Aus der Familie entstehen Gemeinden und dann der

*) Uebrigens hat Plato in anderen Schriften ganz die gewöhnlichen griechischen Ansichten über die schlechte, untergeordnete Natur des Weibes, die naturgemäß vom besseren Manne beherrscht werden müsse.

Staat. Wie es aber im Staat und den Gemeinden Herrschende und Beherrschte gibt, so auch in der Ehe; hier wie dort soll der Beste herrschen, und dieß ist von Natur der Mann.

Diese Ansicht ist im Griechenthum geblieben bis zum Ende desselben und fand ihr Symbol sogar in einer Göttin, **Dea viriplaca**, eine dem Manne holde Göttin, in deren Tempel sich nach Valerius Maximus die Eheleute begaben, welche einen Hader unter sich zu schlichten hatten. Ihr Name sollte die Majestät des Mannes und die Ehre und den Gehorsam, welche die Frau ihm schuldig ist, andeuten.

„Den zweiten Part zu spielen, ziemet stets der Frau,
Des Ganzen Leitung aber kommt dem Manne zu.
Ein Haus, in dem die Frau die erste Stimme hat,
Muß unvermeidlich untergeh'n früh oder spät."

So singt Menander, der verliebte Lustspieldichter, der keine Komödie ohne Liebe dichtete, und den Alciphron einen so rührenden Briefwechsel mit seiner Geliebten führen läßt. Aber freilich, das waren alles Hetären, die zur Lust und nicht zum Heirathen da sind.

Die Verbindung mit der Frau ist die erste Ordnung, der erste Verein, die Grundlage aller Institutionen. Das Weib ist das Bindemittel der Menschen. Ihre rührende Gestalt, in hülfloser Schöne der ungebändigten Natur gegenüber, ist der mächtigste Sporn des Mannes zur Civilisation. Wie sie bindet, so lös't sie auch wieder, denn sie ist es, welche mit uninteressirter Menschlichkeit dem Sklaven der äußeren Ordnung seine geistige Freiheit wiedergibt. Je weniger die Frau gilt bei einem Volke, um so härter können die Gesetze des gemeinsamen Verbandes sein, weil der Gemeinschaftlichkeit kein besonderes Interesse entgegensteht. Um so rascher und brutaler

wird dann aber auch die Auflösung als Reaction eintreten, weil das Hauptbindemittel noch so wenig Bedeutung und Interesse hat. So sprangen auch die Griechen von dem Fanatismus des Staates, von der strengen freudelosen Ehe des Bürgers über zum thierischen Alleinleben des Cynikers, zur allgemeinen und sogar öffentlichen Begattung. Wenn dieses Extrem auch in praxi wenig Ausführung fand, so war dieß um so mehr der Fall mit der Philosophie der Stoïker, Epikuräer und Neuplatoniker, welche sich aus aller äußeren Ordnung, und deßhalb auch von jeder Verbindung mit dem Weibe in die Stille des beschaulichen Gemüths zurückzogen. Ihre Lehren bildeten in dem großen Verfalle der antiken Welt den wahren sittlichen Verband aller Gebildeten, bis das Christenthum der aristokratischen Philosophie den populären Religionsmantel umhing.

Die Aussprüche griechischer Philosophen über die Ehe, welche Stobäus gesammelt hat, theilen sich sämmtlich in die ascetische Mißgunst derselben, oder in die antike Auffassung als Anstalt zur Erzeugung von Kindern für den Staat.

Nichtsdestoweniger bestanden die Schattenbilder der alten Staatseinrichtungen fort, und staatsmännische Philosophen, Moralisten suchten, wie es immer in Zeiten der Auflösung Sitte ist, durch Verherrlichung der alten Zeiten dem Einsturz zu wehren.

In solcher Darstellung und solchem Bemühen wird unwillkürlich dem alten Prinzipe die Härte, die Energie seines Auftretens abgestreift, um die fessellose Gegenwart nicht durch ein zu hartes Joch zu schrecken. So ist in Plutarch die schroffe Isolirung der Frau verschwunden. Alles sei in der Ehe gemeinschaftlich: Freude und Leid, ja sogar das Vermögen; aber es soll freilich nur dem Manne als dem Oberhaupte zugeschrieben werden. Auch diesem wird

die Treue zur Pflicht gemacht, auch die Bildung, die Gelehrsamkeit soll der Frau nicht mehr fern bleiben. Das aber schien die alte Welt auch zu Plutarch's Zeiten noch nicht überwunden zu haben, daß das Weib seiner Natur und dem Gesetze nach unter dem Manne stehe.

„Wie ein Flötenspieler nur durch fremden Mund redet, so die Frau nur durch den des Mannes. Wie bei dem Zusammenklange von zwei Tönen die Melodie von dem tieferen abhängt, so wird in einem wohlgeordneten Hause jede Handlung mit einstimmigem Willen verrichtet, gibt aber die Leitung und den Willen des Mannes zu erkennen. Kurz, der Mann herrsche über die Frau, wie die Seele über den Leib. Von ihm empfange sie Bildung; denn ohnedieß bringt sie nur böse Anschläge und schändliche Leidenschaften zur Welt.“

Noch immer empfiehlt dieser weltmännische Weise der neuvermählten Freundin die Elementartugenden der Ehrbarkeit, Schamhaftigkeit, Unschuld; noch immer preis't er derselben als Symbol schweigsamer Häuslichkeit die Venus des Phydias, welche auf eine Schildkröte tritt; — Alles Dinge, die man heute höchstens aus alter Unsitte noch einem zelotischen Priester ungeahndet durchgehen läßt. —

Als die griechischen Philosophen und Gelehrten endlich sich zu dem so lange verachteten Christenthume bequemen mußten, ging durch sie die eigentlich gar nicht christliche Ansicht von der Unterordnung der Weiber mit über. Der heilige Chrysostomus, dem der Heide noch durch den Priesterrock guckt, sagt:

„Der Mann ist für den Staat, die Frau für das Haus bestimmt. Gott hat, für den Frieden sorgend und die schickliche Ordnung betrachtend, das Leben in diese beiden Theile zerspalten, und den nothwendigeren und nützlicheren dem Manne, den geringeren und mangelhafteren der Frau übergeben.“

Achtzehntes Capitel.

Die Hetäre.

„Wenn ein Reisender, der sich Athen nähert, neben dem Wege das prächtige Grabmal sieht, welches seine Blicke schon von Weitem an sich zieht, so bildet er sich ein, es wäre das Grabmal des Miltiades oder Perikles oder eines anderen großen Mannes, der dem Vaterlande gedient. Wenn er aber hinkommt und nachfragt, so hört er, daß es eine athenische Buhlschwester ist, die man so prächtig begraben hat."

Dicäarchus.

Man hat in unseren Tagen den Satz einmal aufgestellt: die Prostitution sei die Ergänzung der christlichen Ehe. Ich muß gestehen, daß ich denselben nicht verstehe; wohl aber trifft er bei den alten Griechen zu, denen die Hetäre alles Das bieten sollte, was das Gesetz an Lust, Freude und Freiheit aus der strengen politischen Ehe verbannt hatte.

Die Hetären waren besonders in Athen von Solon zum Schutz der strengen Ehe eingeführt. Sie waren, nicht wie bei uns, ein Schaden, eine Beule am gesellschaftlichen Körper, sie waren eine Staatsinstitution so gut wie die Ehe selbst. Sie waren kein Uebel, dessen Unheilbarkeit man seufzend erträgt, sie waren vielmehr eine nothwendige Ergänzung des Geschlechtsverhältnisses und des Weibes überhaupt, welches in der Ehe nur unvollkommen repräsentirt war.

Die Frau war da, um Kinder zu zeugen und in abgeschlossener Einsamkeit Wolle zu weben, sie war kaum ein

Bedürfniß, mehr die Pflicht des Mannes. Die Hetäre war aber Alles, was das Weib dem Manne sein kann: Lust, Liebe, Schönheit, weibliche Kunst und Geist, — sie hatte nur einen Makel, — sie war ehrlos, und mußte das Brandmal ihrer Niedrigkeit sogar in der vorgeschriebenen Kleidung mit sich herumtragen.

Bei allem Ruhm, den sich griechische Hetären erworben haben mögen, sie durften doch dem Manne in der rohen Ueberschätzung seines Geschlechts nicht zu nahe kommen. Die freie Bürgerin war die Sklavin ihrer angebornen Freiheit und Ehre, während sich die öffentliche Dirne die Freiheit nur durch die ihr anklebende Schande erkaufte.

Die Hetären waren Sklavinnen, Freigelassene oder ehrlos gewordene Freie, niemals konnten sie Bürgerinnen sein. Während diese roh und ungebildet blieben, mußten jene sich Alles aneignen, was das Vergnügen der Liebe erhöhen konnte. Neben den verworfensten Buhlerkünsten, neben dem Studium aller jener schmutzigen Reizmittel erstorbener Lust, lagen sie in besonders dazu eingerichteten Schulen, oder unter der Privatanleitung eines ausgezeichneten Mannes der Musik, Poesie, Philosophie ob. So erzog Apelles die Laïs; Lastheneia war Plato's und Leontium Epikur's Schülerin.

Bekannt ist der Ruhm der Aspasia, der Geliebten des Perikles. Hieß er der Olympier, so ward sie Here genannt. Staatsmänner bekannten, bei ihr die Beredsamkeit, Philosophen, wie Sokrates, die Weisheit erlernt zu haben; wie z. B. dieser im Menexenus des Plato eine große Rede über die im Kriege Gefallenen hält, welche er von der Aspasia so eben gehört zu haben vorgibt. —

Es ist eigen, daß diese berühmteste aller griechischen Frauen gerade in der formellen, streng geregelten Kunst der Beredsamkeit, die dem weiblichen Geschlechte so fern liegt,

wie der Krieg, besonders gerühmt wird. Die Beredsamkeit hat es nur mit der Masse zu thun, und kein Element ist dem Weibe feindseliger, antipathischer als dieses. Diese Kunst beruht auf kluger Berechnung, besonders bei den Griechen, und wenn die Begeisterung ein Mal eingreift, so ist es gewiß keine aus persönlichen Verhältnissen entsprungene, wie sie allerdings dem Weibe außerhalb der Masse die höchste Ueberredungsgabe verleiht. — Wie hoch übrigens Aspasia stehen mochte, sie blieb in der Meinung des Volkes doch immer die Buhlerin. In den Komödien ward sie Omphale, Dejanira, auch wohl Juno genannt, am häufigsten freilich geradezu als unverschämte Buhlerin bezeichnet. Aristophanes sagt in den Acharnern, die Megarenser hätten der Aspasia zwei Buhlerinnen geraubt (sie hielt nämlich eine Hetärenschule), und dadurch habe diese den Perikles zum Kriege veranlaßt, der in der Folge der peloponnesische wurde. (Eine oft angeführte Anekdote). Sie ward auch wegen Religionsbeleidigung angeklagt, weil sie nicht allein Hetären halte, sondern auch dem Perikles freigeborne Frauen zuführe; eine Anklage, von der sie ihr großer Freund durch seine Thränen vor den Richtern rettete. — Es ist gewiß nichts unrichtiger, denn die Vorstellung eines solchen Verhältnisses als eines sittlichen nach modernen Begriffen. Aspasia blieb die staatlich ehrlose Buhlerin, die nur den Beruf hatte, wenn sie vollendet sein wollte, nicht allein eine Priesterin des Vergnügens, sondern auch der schönen Form zu sein.

Man könnte noch Vieles erzählen von Ruhm und Ansehen der Hetären, besonders in den Zeiten nach Alexander's Tode, wo sie Könige beherrschten, ja sogar selbst Königinnen wurden, wie Thargelia und die Kinder der Thaïs; von der Lamia, welcher Demetrius Poliercertes einst die Contribution, die Athen wegen ihrer enormen Höhe mit großer

Mühe erschwungen hatte, für ihre Seife schenkte; von den Statuen, den Tempeln, welche man ihnen errichtete. Nur die Hetäre war Gegenstand der Liebeslieder, nur um sie drehte sich die verliebte Intrigue der späteren Komödie, kurz, sie befriedigte des freien Hellenen Bedürfniß nach der schönen Form auch im Weibe. — Von einer wirklichen Liebe ist freilich auch hier nicht die Rede; nirgends eine Spur von Enthusiasmus, sittlicher Erhebung, wie wir sie gleich nachher in der Knabenliebe nachweisen werden. In den Hetärenbriefen und Gesprächen des Alciphron, Athenaeus, Lucian und Aristänet sehen wir die Jünglinge Athen's ihr Vermögen verschwenden an ihre Geliebten; wir sehen sie auf dem Meere fahren oder beim Gastmahl sitzen, während schöne Mädchen auf verschiedenen Instrumenten ihnen Musik machen, oder das Kleid emporschürzend einen Tanz anheben; wir sehen sie mit griechischer Oeffentlichkeit nach dem Mahle in ihre Arme sinken, nachher noch nächtlich die Straßen durchstreifen und Muthwillen ausüben; wir sehen, wie heut zu Tage, den Reichen aussaugen, den Armen vor der Thüre; wir erfahren unzüchtige Witze dieser Damen, Händel und Streit um ihren Besitz, kurz, der ganze Umgang erscheint nicht besser, als wie der mit pariser Loretten, nur daß diese doch noch mehr Achtung für ihre freie Persönlichkeit verlangen, als es die Hetären wagen durften. Sogar die zärtlichen Briefe des Menander und seiner Geliebten bekunden nur eine etwas längere Verliebtheit, wie wir sie auch heut zu Tage in solchen Verhältnissen noch häufig treffen, z. B. die in mehr als einer Hinsicht sehr antike Liebe von Gentz und Fanny Elsner.

Das Bedürfniß der schönen Form beim Griechen war die erste bedeutende Forderung der Sittlichkeit; denn habe ich erst ein Mal diese

gefunden, so findet und modificirt sie bald ihren Inhalt. In so elementaren Zuständen, wie sie damals waren, ist aber noch Beides getrennt.

Ganz Griechenland, singen griechische Dichter, das unbesiegte, Kriegsruhm strahlende, beugte sich vor Laïs Schönheit.

Dieß galt der schönen Form. Was das Andere betraf, so höre man den Philosophen Aristipp sprechen, ihren Liebhaber:

Diogenes: „Aristipp, du lebst mit einer gemeinen Hure; entweder entsage ihr, oder bekenne dich, wie ich, zur Secte der Hunde“ (Cyniker).

Aristipp: „Scheint es dir ungereimt, in einem Hause zu wohnen, das auch Andere bewohnt haben? Oder in einem Schiffe zu fahren, in welchem schon Viele gefahren sind?“

Derselbe Philosoph antwortete, als man ihm sagte, Laïs liebe ihn nicht:

„Ich glaube nicht, daß mich der Wein und der Fisch liebt, den ich genieße, und dennoch macht mir der Genuß von Beiden Vergnügen. Ich besitze Laïs, ohne daß sie mich besitzt.“

Dieß galt dem Inhalt.

Diese religiöse Verehrung des Griechen vor seiner Hauptaufgabe, der Förderung der schönen Form, war es, welche die Reize einer Laïs und Phryne und Anderer als Götterbilder in Statuen verewigte; sie war es, welche die Richter Athen's ergriff, als der Vertheidiger der wegen Religionsbeleidigung angeklagten Phryne ihren Busen entblößte; sie war es endlich, welche das versammelte Volk zu Staunen und Verehrung hinriß, als dieselbe Hetäre beim

Poseidonfeste zu Eleusis in entkleideter Schöne als Aphrodite dem Meere entstieg. —

Trotz all' dieser Verehrung war das Loos dieser öffentlichen Mädchen im Alter nicht besser, als bei uns. Auch eine Laïs, eine Phryne sitzt einsam und verlassen da; denn das Weib hat überhaupt bei den Griechen keinen Antheil an der wahren Liebe. Dieß stellt sich besonders klar heraus bei einer Uebersicht der griechischen Dichter.

Neunzehntes Capitel.

Was die Frau bei den griechischen Dichtern gilt.

Um mit Homer anzufangen, so ist schon oft die höhere Stellung der Frauen bei ihm als ein unauflösbarer Widerspruch mit der späteren Zeit hingenommen worden. Bei genauer Betrachtung der Verhältnisse scheint mir aber die Erklärung nicht schwer. In Athen und Sparta drückte der Staat, der gemeinsame Verband der Freien in Schutz und Trutz zur Erhaltung und Mehrung der Herrschaft, mit der ganzen Energie eines neuen Prinzipes die Privatfreiheit des Einzelnen nieder. Er war die Schranke, der man, wie schon erwähnt, bedeutende Opfer bringen mußte. Bei weit größerer Bildung aber waren die griechischen Bürger doch lange nicht so frei, wie die Einzel-Aristokraten, die Heroen, Dynasten und Geschlechter vor ihnen, welche durch die Macht ihrer Persönlichkeit auch ihren Weibern Geltung verschaffen konnten.

Bei Homer wird die Frau noch gekauft. „Dreimal selig, sagt Odysseus zur Nausikaa, ist:

Der, mit Geschenk obsiegend, als Braut dich zu Hause führet."

Ja sogar die Götter verkauften ihre Töchter, denn Hephästos, nachdem er Mars und Aphrodite im goldenen Netze gefangen, verlangt vom Vater Zeus die Geschenke zurück, die er für sie gegeben. Die Helden führen ferner die kriegsgefangenen Weiber als Beischläferinnen mit sich,

während im spätern Athen kein Ehemann nur eine Hetäre in sein Haus bringen durfte. — Es ging diesen freilich oft schlecht genug, wenn sie mit der Eifersucht der rechtmäßigen Frau in Conflict geriethen. So ward Kassandra von Klytämnestra ermordet, und Andromache an einen Knecht verheirathet.

Laertes, Odysseus' Vater, zieht es daher vor, aus Furcht vor seiner Frau, das Lager der Euriklea, die er um zwanzig Rinder gekauft, gar nicht zu berühren.

Der gesetzliche Zustand der Frau war damals gewiß noch ungünstiger für sie, wie später. Nach dem Manne herrscht der Sohn, und wir sehen den blutjungen Telemachos seiner Mutter, der göttlichen Penelopeia, befehlen, die heruntergekommen war, den Sänger anzuhören:

„Auf zum Gemach hingehend, besorge du Spindel und
Webstuhl und gebeut den dienenden Weibern
Fleißig am Werke zu sein. Das Wort gebühret den Männern
Allen, und mir am meisten, denn mein ist im Hause die Obmacht."

Worauf die Königin Folge leistet und sich über die Weisheit ihres Sohnes wundert. — Die Freier muthen sogar demselben zu, seiner Mutter zu befehlen, das Haus zu verlassen und sich von Neuem zu vermählen, was auch ohne Zweifel geschehen wäre, hätte man sichere Kunde vom Tode des Odysseus gehabt.

Zeus, der einzige Gott, der in geregelter Ehe lebt, ist sehr brutal gegen seine Gemahlin; er schimpft sie, ja hängt sie einmal auf zwischen Himmel und Erde, ihre Füße mit Gewichten beschwert.

Zu dieser, den Gesetzen nach ungünstigeren Stellung der Frau kommt noch die größere Unsicherheit und der schreckliche Umschwung, den ihr bei den ewigen Fehden und

Raubzügen jeder Tag bringen kann. Ergreifend ist das Loos der Frau im Kriege in der Odyssee geschildert.

„So wie in Thränen ein Weib um den lieben Gemahl sich daherstürzt,
Der vor der Vaterstadt und dem heimischen Volke gefallen,
Strebend den grausamen Tag von Stadt zu entfernen und Kindern.
Sie nun schauet den Mann, wie er zuckt im Kampfe des Todes,
Und umher ihm geschmiegt, wehklaget sie. — Jene von hinten
Schlagen wild mit Lanzen den Rücken ihr und die Schultern,
Führen sie dann als Sklavin, um Noth zu erdulden und Arbeit,
Und in erbarmungswürdigem Harm verblüh'n ihr die Wangen."

Man kann noch hinzufügen, daß bei der Kriegsbeute Homer erst die Ochsen und dann die Weiber, die Griechen in den Perserkriegen aber die Weiber zuerst vertheilten. Und trotz alledem, welche selbstständige Hoheit bei den meisten Frauen im Homer! Mit welcher Würde sitzt Arete im Königssaale an der Seite des Alkinoos und ertheilt Rath, den dieser immer befolgt und ausführt. Athene sagt von ihr, nachdem sie erzählt, wie Alkinoos sie zur Gemahlin erkor:

„Welcher sie ehrt, wie nirgend ein Weib auf Erden geehrt wird,
Aller, die jetzo vermählt das Haus der Männer verwalten;
Also wird nun jene verehrt mit herzlicher Achtung,
Wie von Alkinoos selbst, so auch von den trautesten Kindern;
Auch von dem Volke umher, das gleich einer Göttin sie anschaut,
Freudig mit Gruß sie empfangend, so oft sie die Stadt durchwandelt,
Denn nicht fehlet es ihr an Geist und edlem Verstande,
Ja auch Zwiste der Männer entscheidet sie selber mit Weisheit."

Ebenso sitzt Helena im Königssaale des Menelaos und theilt das Gespräch und die Berathung der Männer. Ihre hohe Geburt als Tochter Zeus' gibt ihr einen solchen Werth, daß nach allen Entführungen, nachdem sie durch so viele Hände gegangen, ihre Würde, ihr Ansehen ganz unberührt davon bleibt.

Welch' liebliches, frei und keck auftretendes Mädchen

ist Nausikaa, und mit welch' ritterlicher Zartheit naht sich ihr Odysseus; ja sogar ihre Mägde bittet er, bei Seite zu treten, weil er baden will:

— — — „denn es beschämt mich,
Dazusteh'n so entblößt, schönlockigen Mädchen im Antlitz."

Wir werden endlich ebenso vergebens bei den späteren Griechen das Bild einer Ehe wiederfinden, wie die „der sinnigen Penelopeia und des herrlichen Dulders Odysseus."

Alle diese Heroen freilich waren Alleinherrscher, und die Macht ihrer Selbstständigkeit, so wie der Glanz ihrer Persönlichkeit theilte sich auch ihren Töchtern und Frauen mit, die sich zwar nie ganz zu der Höhe des Mannes erhoben, wie in der indischen Sage die Damajanti, aber dennoch das Leben des Mannes theilten und allen anderen als Herrscherinnen gegenübertraten. — Welcher Unterschied zwischen dem mythischen König von Sparta, Menelaos, und seinen historischen Nachfolgern! Er hätte sich nach späteren Gesetzen von der Helena scheiden müssen, einmal um ihres Ehebruchs willen, dann, weil er keinen Sohn von ihr hatte, wie es dem König Kleomenes ging, den die Ephoren zur Scheidung von seiner kinderlosen Frau, und als er dieß nicht wollte, eine zweite zu nehmen zwangen. Oder gar dem König Agesilaos, den die Ephoren zwingen wollten sich zu scheiden, weil seine Frau zu klein sei, und sie nicht wollten, daß er dem Staate Königlein erzeuge. Einen Uebergang dazu, wie die königliche Einzelmacht der Heroen unterging in der freilich weit größeren Collectivmacht der Städte, woran ihre Nachkommen zwar betheiligt waren, dafür aber doch an der früheren Macht und persönlichen Freiheit große Einbuße litten, sehen wir in den vornehmen Geschlechtern der Städte und deren früheren Geschichte, ehe sie das Haupt unter das Allgemeine beugen mußten. Auch

bei ihnen hat das Weib noch größeren Werth, weil es den Adel des Stammes trägt.

Kallias, der Alkmäonide, war unter Anderen berühmt durch eine reiche Aussteuer, welche er seinen Töchtern gab, und die freie Wahl, die er ihnen in Bezug auf ihre Gatten ließ.

Ein Anderer dieses Geschlechts, Klisthenes, hielt, um seine Tochter zu verheirathen, eine Gattenwahl, wie der Vater der Damajanti in der indischen Sage, und wie Tyndareus, Helena's Vater, in der griechischen, indem er die edelsten Griechen ein Jahr lang beherbergte und während der Zeit sie Kampfspiele anstellen ließ.

Endlich tritt in den Perserkriegen in der Königin Artemisia, die Xerxes all' seinen Feldherren vorzog, ein Weib auf, welches im Epos eine Hauptrolle gespielt haben würde, hätte sie nicht schon der nüchternen Zeit der Volksherrschaft angehört. Die Athener hatten einen Preis von zehntausend Drachmen auf ihren Kopf gesetzt; „denn", wie Herodot sagt, „es war ihnen ein Arges, daß ein Weib gegen Athen den Krieg führe."

In der Masse, in der Demokratie mußte die Frau, die nur durch den Einzelwerth des Mannes bisher etwas geworden war, mit diesem verschwinden. Der Mann erhielt Ersatz als Theilhaber an der mächtigen Gemeinschaft; das Weib aber, welches ewig nur persönlich sein kann, ward entschieden feindlich zurückgestoßen; sie verschwand mit dem Privaten, der Besonderheit, dem Aristokratischen des Mannes.

Das Aparteste, was ein Mensch für sich haben kann, das ist die Frau und die Art, mit ihr zu sein. Hierin mußte sich der Aristokrat dem eifersüchtigen Haufen in Athen fügen, während dieser es ruhig geschehen ließ, daß es meistens die Nachkömmlinge der alten

Geschlechter waren, wie Cimon, Perikles, Alcibiades, die ihn leiteten und beherrschten.

Der Dichter, der seine Zeit bewegt, wählt nicht willkürlich seine Motive; er nimmt aus den Herzen der Zeitgenossen, was am mächtigsten dort anklingt. Das Weib mit den Leiden und der Lust seiner Liebe, mit seiner uninteressirten Menschlichkeit, ist das Haupt- und Licht-Bild aller modernen Dichter; die Griechen wissen noch nichts von diesem Ideale, und nur in Euripides, der späteren Komödie und vorzüglich im griechischen Roman, also im Verfall griechischen Wesens und Dichtens, finden sich rohe Anfänge eines solchen Interesses. Rühmend sagt Aeschylus in den Fröschen des Aristophanes von sich, als er in der Unterwelt mit Euripides um den Dichterthron streitet:

„Und man suchet umsonst, wo ein liebendes
Weib sich in meinen Tragödien findet.“

Der Vater der Tragödie hat es mit den Elementarleidenschaften der Menschen, mit der wilden Naturkraft der Heroen zu thun, denen die ersten sittlichen Begriffe entgegentreten. Das Weib ist die zitternde Taube, der man fast unwillig den nothwendigen Schutz gewährt. Der König von Argos sagt den schutzflehenden Danaiden:

„Wie müßte mir nicht solch' ein Opfer bitter sein,
Wenn Männerblut für Weiber unsre Felder tränkt.“

Sie gehen sehr ungeschlacht mit den Weibern um, die griechischen Heroen, und haben noch keine Ahnung jener galanten Aufopferung der Paladine und Ritter. Wie schimpft König Eteokles über die armen Weiber, welche aus Furcht vor dem Feinde jammern! Unerträgliche Wesen, dem weisen Manne ein Gräuel nennt er sie.

„Niemals im Unglück, noch der liebern Zeit des Glücks,
Möcht' ich Gemeinschaft haben mit dem Weibervolk.

Ein Weib, das herrscht, vor Frechheit ist's nicht auszusteh'n,
In Angst gar ist sie ein doppelt Kreuz für Haus und Stadt."

Und doch, wie jammervoll schildert der Chor der Frauen darauf ihr klägliches Loos im Kriege:

„Leiden müssen neue Mägde, leiden neu
Speererrung'ne Lust des Lagers,
Siegesstolzen Mannes Wollust."

Tritt das Weib aber in Herrschaft hervor, wie die Klytämnestra im „Agamemnon", so ist es noch weniger zu ihrem Vortheil. Erst ist die stolze Königin kriechend, sie rechtfertigt sich vor dem Herold des Agamemnon, sie habe keine Siegel verletzt, noch Wollust und verbotene Heimlichkeit getrieben. Sie ist so übertrieben freundlich gegen den rückkehrenden Gemahl, daß dieser sie ermahnt:

„Auch wolle sonst nicht mit mir zärteln nach der Art
Der Weiber, noch am Boden liegend tief herauf,
So wie's Barbaren thun, mir knechten deinen Gruß."

Nach dem Morde aber erscheint sie in wildem Trotz, das Henkerbeil auf der Schulter tragend. Bei Sophokles ist alles ruhige Idealität; es ist der befriedigte Zustand des Griechenthums auf dem Höhepunkt seiner Blüthe, welches hier im verklärten Lichte der Dichtkunst erscheint. Was nach ihm kommt, ist Zwiespalt und Auflösung. Dieser Tragiker soll gesagt haben: er stelle das Weib dar, wie sie sein solle, Euripides, wie sie ist. Und in der That, er hat uns das höchste Ideal des Weibes hinterlassen, zu dem das Alterthum sich aufschwingen konnte, ein Ideal, welches Philologen, alte Gelehrte und Menschen, die nie das Glück hatten, die Macht und Größe des modernen Weibes zu empfinden, noch heute zur Verehrung hinstellen möchten und welches man in neuesten Zeiten — eine merkürdige Curiosität — sogar wieder auf die Bühne gebracht hat.

„Die Pietät wird in einer der erhabensten Darstellungen, der sophokleischen Antigone, vorzugsweise als das Gesetz des Weibes ausgesprochen, und als das Gesetz der empfindenden, subjectiven Substantialität, der Innerlichkeit, die noch nicht ihre vollkommene Verwirklichung erlangt, als das Gesetz der alten Götter, des Unterirdischen, als ewiges Gesetz, von dem Niemand weiß, von wannen es erschien, und im Gegensatz gegen das Offenbare, das Gesetz des Staates, dargestellt, — ein Gegensatz, der der höchste sittliche und darum der höchste tragische, und in der Weiblichkeit und Männlichkeit daselbst individualisirt ist."

Die Achillesferse des gewaltigen Hegel sind die Frauen und ihre willkürliche Liebe. Er bewundert so sehr die Griechin, weil sie nicht aus eigener innerlicher Machtvollkommenheit Den oder Jenen liebt und sich dafür opfert, sondern im Pflichtgefühl der von den Göttern gebotenen Bruderliebe aufgeht.

Die Liebe, eine Substantialität! Welche Wonne für den Philosophen, diese unbändige Macht auch in ein festes Verhältniß mit allgemein gültigen sittlichen Gesetzen gebracht zu haben! Die Liebe ist nicht mehr wählerisch und eigensinnig, sie fügt sich der allgemeinen Knechtesarbeit, an der großen Besserungsanstalt, den sittlichen Kategorieen, mit zu arbeiten.

Aber nein, der höchste sittliche Conflict kann erst dann entstehen, wenn die Pietät keinem Gesetze, keinem anderen Verhältnisse, als dem selbstgeschaffenen der Freiheit folgt, kurz, wenn sie zur Liebe geworden ist. Warum die Philosophen noch ihr Ideal in Antigone finden, das wissen wir; warum die Philologen, das ist von selbst klar; warum aber das Publikum diesen erhabensten sittlichen Conflict kalt und trotz der vollendeten Form uninteressirt vorüber gehen sieht, das ist noch klarer, wenn man nur Augen hat, um in dem

ersten besten modernen Stück denselben Kampf von freieren Menschen weit lebensvoller, tiefer und reicher dargestellt zu sehen.

Antigone opfert sich den Pflichten gegen ihre Familie und geräth darüber mit Kreon und den Gesetzen des Staates in Streit. Der Glanzpunkt ihrer Erscheinung liegt in der schönen Stelle:

„Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da."

Hiermit wäre allerdings die höchste Stellung des Weibes im Aneinanderstoß der Leidenschaften gegeben; es kommt nun freilich nur darauf an, zu welcher Freiheit im Lieben sie es denn gebracht hat.

Was das moderne Bewußtsein da zunächst beleidigt, ist der sichtbare sittliche Draht, der diese Personen, wie im Puppenspiel, regiert. Ueberall Gesetz und nirgends freie Wahl. — Antigone würde dasselbe für Eteokles gethan haben, wäre dieser unbegraben geblieben. Es ist also nicht die besondere Liebe zu Polyneikes, die ihr den Tod bringt, sondern das Gebot der Götter, den Bruder nicht unbegraben zu lassen. Das moderne Gemüth kann aber nur gerührt werden durch die willkürliche Leidenschaft und Aufopferung eines souveränen, von Natur aus edlen Gemüthes. Antigone aber spricht sich selbst und ihrem Heroismus das Sklavenzeugniß:

„Doch vor den Guten hab' ich dich mit Recht geehrt,
Denn traun, ich hätte nimmer, war ich Mutter auch,
Und war der Gatte sterbend mir dahingewelkt,
Im Widerstreite mit der Stadt die That versucht;
Wie aber mag ich dieses Wort rechtfertigen?
Ein andrer Gatte ward mir an des Todten Statt,
Von andrem Manne wieder das verlorne Kind;
Da doch der Hades Mutter mir und Vater birgt,
So kann ein Bruder nimmerdar für mich ersteh'n."

Eine unserer Frauen mit solcher Bruderliebe wäre geradezu ein moralisches Ungeheuer. Im Alterthum aber ist sie gerechtfertigt, weil das Weib an den Mann verkauft, vergeben wird und deßhalb weder Freiheit noch Heiligkeit im Geschlechtsverhältnisse finden kann.

Herodot erzählt, daß Darius einen Satrapen mit seiner ganzen männlichen Familie hinrichten lassen wollte. Gerührt durch den Jammer seines Weibes, erlaubt er ihr, einen loszubitten, worauf sie sich, statt des Gatten oder eines Kindes, ihren Bruder wählt und dem König auf seine Frage, warum sie so entschieden habe, wörtlich dasselbe antwortet wie Antigone. Dem König däuchte dieß so wohlgesprochen, daß er ihr den ältesten Sohn noch dazu schenkte.

So jammert denn auch die sterbende Antigone nicht um Hämon, ihren Bräutigam; sie gedenkt seiner vielmehr mit keinem Worte, sondern um den Verlust der Hymenäen und der Kinderpflege Glück. — So selbstständig und edel ist das antike Weibe noch nicht, daß sie um den bestimmten Mann klagen dürfte, denn ein Mann ist ein Mann, und das Verlangen nach einem bestimmten würde ihr als unrechte Begierde ausgelegt werden. Die Familie hingegen ist ihr Alles, sie ist ein Naturverhältniß, nicht von Menschen ihr aufgedrungen.

Das vollendete Weib des Alterthums geht mit ihrer Innerlichkeit in derselben auf, weil außerhalb für sie nur Noth und Unterdrückung lauert.

Es war eine Curiosität, die durch das Schroffe des Gegensatzes etwas Pikantes erhielt, ein Stück auf die Bühne zu bringen, worin alle sittliche Mächte außerhalb des Menschen stehen, wo insbesondere die Pietät, die Liebe des Weibes in der gegebenen Familie beschränkt und geboten ist, und dieß zu einer Zeit, wo das durch die Geschichte

veredelte Gemüth endlich seine Souveränität geltend macht und das Pathos der Kunst beherrscht.

Hegel's sittlicher Despotismus wird diesem antiken Steinbilde kein warmes Leben einhauchen. Vergeblich sogar begießt man es mit der lauwarmen Musik-Sauce Mendelsohn'scher Weichlichkeit: die Geschichte hat schon ihren Spott mit dieser erhabenen Reliquie getrieben.

Die Julia des Shakespeare opfert die Familie um den Feind derselben, den sie liebt, und die Leiche ihres Vetters Tybalt, der erheuchelte Schmerz um seinen Tod muß ihr zum Vorwand dienen, um sie in die Arme seines Mörders zu führen. Eine bodenlos unsittliche Handlung nach Begriffen der sophokleischen Tragödie, die nicht allein die Menschen, sondern die Götter der Ober- und Unterwelt, die Erinnyen mit ihren Fackeln und Schlangen in Bewegung gesetzt haben würde.

Sophokles hat den elementaren Stoff, der ihm vorlag, mit der höchsten Formvollendung behandelt, in der ungetrübten Ruhe, welche ihm sein unentzweites Verhältniß zu den Zuständen gab. Anders aber Euripides; seine Heldinnen, wie Medea, Hermione, Phädra, treten nicht allein mit einzelnen Gewalten, sondern mit dem Rechts- und Sittlichkeits-Bewußtsein der ganzen damaligen Welt in einen Zwiespalt, den der Dichter gänzlich ungelös't läßt.

Er war Philosoph, gehörte zur Schule des Sokrates, in welcher der erste Grund gelegt wurde zur Zurückziehung des Individuums aus dem bisherigen Staatsleben auf sich selbst. Im Heroenleben, aus dem die Tragödie ihre Stoffe nahm, konnte Euripides diese Tendenz zur Auflösung am besten den Frauen in den Mund legen, weil sie bei diesen am frühesten und naturgemäßesten sich zeigt.

Euripides ist der erste Romantiker unter den griechischen

Tragikern, er benutzt die alte Heroenzeit, die Elementarperiode der sittlichen Menschheit, um ihr die Auflösung seiner Zeit unterzuschieben; er gibt in dem Kampfe der Urgewalten dem Weibe, das für sein Recht streitet, eine Bedeutung, die kaum in seiner Zeit geahnt werden durfte.

Die Männer schimpfen in seinen Stücken über das arme Geschlecht auf ganz maßlose Weise. Wenn man die Kinder auf andere Weise bekommen könnte, meinen Jason und Hyppolit, dann wäre Alles gut.

„O Zeus, verfälschet hast du einst der Menschen Glück,
Da du die Weiber brachtest an das Sonnenlicht.
Wolltest du erhalten das vergängliche Geschlecht,
So müßt' es nicht den Frau'n das Dasein schuldig sein.
In deine Tempel müßten dir die Sterblichen
Erz und Eisen weihen oder schweres Gold,
Und dafür Kinder aus des Gottes Hand empfah'n
Nach seinen Schätzen jeder, daß im Vaterhaus
Er frei hinfort lebt', ohne dieser Frau'n Gezücht.
Denn daß das Weib ein großes Unglück sei, ist klar.
Der Vater, welcher es erzeugt' und auferzog,
Gibt großen Brautschatz, um der Plage los zu sein.
Der Jüngling zwar, der solchen Unhold zu sich nimmt,
Frohlockt und schmücket köstlich die unselige
Abgöttin mit stets ändernder Gewande Pracht:
Der Arme, der sein reiches Haus also verarmt!
Auch zwingt ihn Scheu vor seiner schönen Vetterschaft,
Mit froher Miene zu behalten solche Pein.
Oder ist die Gattin fromm und schlimm der Schwiegersohn,
So wird das Gute von dem Unheil unterdrückt.
Glückselig, wessen Weib nur unnütz (weiter nichts)
In träger Einfalt an des Mannes Seite steht.
Die Klugen haß' ich. Sei in meinem Hause nie
Mir eine weiser, als es ihr Geschlecht geziemt;
Denn Hinterlist haucht öfter diesen Witzigen
Die Liebesgöttin ein; das ungeschickte Weib
Scheucht von der Thorheit sein beschränkter Sinn zurück.

Kein Sklavenweib auch müßte dringen zu den Frau'n,
Nein, stumme Thiere müßten stets bei ihnen sein,
Daß Keiner wäre, den sie je anredeten,
Und welcher Antwort ihnen gebe wiederum.
Nun aber sinnen stets die Bösen Böses aus
Daheim und d'rauf verbreitet es die Dienerin."

Der Chor, besonders wenn er aus Weibern besteht, klagt über das jammervolle Loos, die Schmach, das Elend seines Geschlechts.

„Unwandelbar legt auch in der Weiber Wesen ein Gott hülflose Verzweiflung."

Bekanntlich hat man deshalb den Dichter als Weiberhasser verschrieen, und Aristophanes, der, wie das Volk, dessen Ansichten er ausspricht, nur die Oberfläche der Dinge berührt, läßt ein weibliches Strafgericht über ihn ergehen. Man erzählt auch, daß Euripides vom eigenen Weibe zu leiden hatte und so zu seiner Polemik gegen das andere Geschlecht kam. Allein nichts ist ungerechter, als diese Beurtheilung. Diese Klagen über die Weiber zeichnen zum Theil elegisch, zum Theil ironisch den herrschenden Zustand und sein Elend, um aus demselben um so mächtiger die Empörung einer Medea, Hermione und Kreusa hervorgehen zu lassen, oder das heldenmüthige Opfer einer Iphigenia, Polyxena, Makaria mit um so größerem Glanze zu schmücken. Wahrlich, es wäre eine schlechte Art, ein Geschlecht zu befeinden, indem man ihm mit der Hauptrolle, dem ganzen Interesse, zuletzt auch den Sieg verleiht.

Freilich ermangeln seine Weiber nirgends sehr derber Gefühle. Iphigenie, nachdem sie durch ihren Traum des Unterganges ihres ganzen Geschlechts sicher zu sein glaubt, wird förmlich blutdürstig; nicht allein die künftigen Gefangenen will sie nun ohne Widerwillen opfern, sie wünscht sich sogar, eine günstige Welle möge ihr die Stifter alles

Unheils, den Menelaos und die Helena, an das skytische Ufer werfen und so vor ihr Messer liefern. Göthe und der Verfasser des Gluck'schen Operntextes mußten, um modernes Gefühl nicht zu beleidigen, gerade das Gegentheil ihr in den Mund legen. Noch blutdürstiger ist Alkmene in den Herakliden. — Wenn wir im Herodot lesen, wie die Weiber Athen's, nachdem Lycidas, der zum Frieden mit Xerxes gerathen hatte, von den Männern war gesteinigt worden, dessen Weib und Kinder aus dem Hause hervorholten und ihrerseits steinigten, so können uns solche Züge nicht befremden.

„Das Unbezwinglichste von Allem ist ein Weib" sagt Euripides in einem Fragment. Er hat die Gewalt des Geschlechts geahnt, aber noch nicht die höchste, die es in der Liebe entfaltet. Medea, Hermione, Kreusa sind stolze Weiber, die ihr gekränktes Recht mit weiblicher Leidenschaft rächen oder verfechten. In der Phädra hat er aber das Aeußerste versucht für einen Mann des Alterthums, indem diese Heldin, ohne alles gegebene Recht, in ehebrecherischer Liebe zu ihrem Stiefsohn sich verzehrt. Solch' ein Stoff ist aber für antike Hände zu bedeutend, es ist ein roher, unförmlicher Block geblieben. Die Liebe der Königin erscheint wie eine Krankheit und Hippolyt's Unempfindlichkeit als reine Rohheit. Ueberdieß ist der Kampf der Aphrodite und Artemis um diese beiden Personen, die so aus göttlicher Eifersucht rein verdorben werden, eine gar zu wohlfeile Erfindung.

Nach Euripides soll sich die Romantik noch weit mehr geltend gemacht haben, es soll sogar zum bürgerlichen Trauerspiel gekommen sein. Leider ist davon keine Spur übrig geblieben. Statt dessen müssen wir uns an die Komödie halten. Wenn wir den Aristophanes beim Wort nehmen



wollten, dann müßte Athen ein wahres Gomorrha der Weiber gewesen sein. Sie erscheinen läufig wie Hündinnen, zotig, saufend, zänkisch, betrügerisch u. s. f. Ueberhaupt wimmelt es hier von Zoten, vor denen sich unsere Matrosen noch entsetzen möchten. Laster werden den meisten Personen angedichtet, von denen man kaum mehr eine Vorstellung hat; kurz, wie Homer der Vater der Dichtkunst und Aeschylus der Vater des Erhabenen, so könnte Aristophanes füglich der Vater der Schweinerei genannt werden. — Es ist natürlich, daß, wo die sittlichen Anforderungen in der Tragödie nur so erhaben erscheinen, weil sie noch so einfach und elementar sind, da auch der wirkliche Niederschlag, welchen als den wahren Zustand des Lebens die Komödie lachend dem tragischen Kothurn entgegenhält, eine sehr ursprüngliche Gemeinheit und Bestialität zur Schau tragen muß. Und dabei erinnere man sich, daß Aristophanes gegen seine Vorgänger und Zeitgenossen nicht wenig auf seine Verfeinerung des Witzes sich zu gute weiß, wenn er die Sprache der **posteriora** und ähnliche liebenswürdige **Lazzi** etwas seltener anbringt.

So sehr nun auch unser Komiker carrikiren mag, so ist doch so viel klar, daß die Athener an den gröbsten, ekelhaftesten Zoten ein großes Vergnügen hatten, daß sie gar keine Scheu und Scham davor empfanden, sich selbst und ihre Frauen, was bekanntlich bis zur persönlichsten Bezeichnung ging, auf der Bühne in den schmutzigsten Situationen, in der rücksichtslosesten Preisgebung der privatesten Verhältnisse, bis zur ehelichen Beiwohnung dargestellt zu sehen.

Die attische Komödie hat nichts Heiliges mehr; Götter und Religion, der Staat, das Privatleben, das Geschlechtsverhältniß, Alles wird Preis gegeben, und das mit Recht, denn an keinem von diesen Dingen war mehr etwas zu

halten. — Auch wir würden wenig Bedenken tragen, alle diese öffentlichen, dem Zersetzungsprozeß der Geschichte unterworfenen Verhältnisse der Komik zum willkommnen Stoff überliefert zu sehen; *auch uns ist nichts heilig, außer dem, was wir an uns dem urweltlichen Schmutze entrissen haben und was das Individuum als seinen besondern Schatz der Geschichte und ihrer Oeffentlichkeit abgerungen hat.*

Bei Aristophanes ist die Auflösung allgemein. Alles geht zu Grunde, und das Individuum rettet sich aus der bisherigen Arbeit nichts als den rohesten Genuß. Dem betrügerischen Staatsmann, dem schuftigen Sykophanten, dem bestechlichen Richter, dem eigennützigen und streitsüchtigen Feldherrn wird der kluge Philister gegenübergestellt, der, von all' dieser Unruhe des Staates sich fern haltend, betrunken und von lüderlichen Dirnen umgeben, sein Siegeslied anstimmt. Wie z. B. im „Frieden" der Chor der Alten singt:

„Und am Feu'r Kastanien schwärzend,
Und ..... (zu stark) ....
Und ein thrakisch Mädel herzend,
Wenn zu Bett mein Ehekreuz."

So weit wirft sich das moderne Individuum nicht mehr weg. Mögen alle äußeren Formen seines Daseins, die großen Erziehungsanstalten des Staates und der Religion über ihm zusammenbrechen, es sinkt deßwegen noch nicht zu diesem thierischen Zustande herab, und vor allen Dingen ist die Frau heilig, welche nur mit dem Herzen des Einzelnen, nicht mit der Oeffentlichkeit mehr es zu thun hat. *Ihre freie, menschliche Herzenswillkür, nicht die pfiffige Genußsucht des Philisters ist der moderne Gegensatz zum Staate.*

Wenn Aristophanes in phantastischen Figuren und unmöglichen Situationen kein Abbild der Wirklichkeit im Einzelnen, sondern nur symbolisch im Ganzen und Großen gab, so ist die spätere Komödie ein getreues Spiegelbild der wirklichen, und weil der Staat schon seine Bedeutung verloren hat, der häuslichen Zustände des Volkes. Aristophanes verhält sich zu Menander, wie etwa der geistreiche englische Carrikaturist Mr. Punch zu Hogarth oder zu neueren französischen Zeichnern, wie Gavarni, kurz, wie die Carrikatur zur Darstellung der komischen Wirklichkeit.

„Keine Erzählung des heiteren Menander ist ohne Liebe", sagt Ovid, und seitdem ist die Liebesintrigue in der Komödie herrschend geblieben. Ein bedeutender Sieg der Persönlichkeit! — Aber freilich, es ist noch ein gar armseliges Ding um diese Liebe der Alten. Das ganze Interesse dreht sich um die, meist von einem pfiffigen Sklaven beseitigten Hindernisse; der Seelenprozeß der Liebenden ist ein noch unentdecktes Land.

Die Geliebte ist eine Sklavin oder eine Hetäre, denn da die Komödie ein getreues Spiegelbild des Lebens sein sollte, konnte man das verschlossen gehaltene freie Mädchen nicht auftreten lassen. Höchstens, daß einmal eine attische Jungfrau bei einem jener ausschweifenden Gottesdienste verführt worden war, oder eine Sklavin als freigeborne Athenerin erkannt wird und die anfangs gar nicht beabsichtigte Ehe nun nothgedrungen eintritt. Bei Terenz und Plautus, durch welche diese Komödie zu den Römern überging, und durch die wir sie fast allein noch kennen, dauert die wegwerfende Ansicht über die Weiber und das beliebte Schimpfen über sie noch immer fort.

„Menander wird bleiben, so lange es einen trügerischen

Sklaven, einen harten Vater, eine falsche Kupplerin, eine schmeichelnde Dirne geben wird.“ (Ovid.)

Bis in unsere Zeit hinein hat uns diese Form des Lustspiels verfolgt: diese Bedienten, welche, klüger und gewandter, als ihr unthätiger Herr, allein den Knoten schürzen, und denen man später, um die weibliche Seite zu verstärken, ebenso pfiffige Kammerzofen entgegenstellte; diese Scapin's, diese Lisetten, welche die Herrschaft und ihre Liebe gänzlich in den Hintergrund drängen.

„Waren denn“, fragte mich eine Dame neulich im „Schatzgräber“ von Mehul, „in früheren Zeiten die Dienstboten so viel klüger selbst als ihre Herren, standen mit denselben auf so vertrautem Fuße und erhielten dennoch von Zeit zu Zeit Schläge?“ — „Wissen Sie nicht, Madame, daß dieß verkleidete Griechen sind? Der Bediente ist ein Sklave von ebenso guter Familie und Erziehung, wie sein Herr, nur daß seine Vaterstadt ist erobert und er als Knecht verkauft worden.“ — „Warum denn aber immer noch diese abgelebte Form?“ — „An alten Gebäuden, Madame, flickt man so lange wie möglich, und dann wird in der Literatur nur alle paar Jahrhunderte ein Schatzgräber geboren, der die Reichthümer, welche das Leben seitdem angesammelt hat, zu heben weiß.“ — — —

Nicht günstiger, wie das Theater, war die lyrische Poesie, dieser Tummelplatz moderner Verliebten, den griechischen Frauen. Bei Hesiod und Simonides dasselbe Schimpfen über die holden Blumen der Erde. Pandora hat nach der Theogenie des Ersteren alles Uebel in die Welt gebracht:

„Denn ihr ist das Geschlecht der zartgebildeten Weiber.
Unheilvoll ist solches Geschlecht, und die Stämme der Weiber,
Wohnend zu Schaden und Leid in der sterblichen Männer Gemeinschaft,
Nicht dem harten Bedarf, nein, schwelgender Ueppigkeit folgend u. s. w.“

Nach Simonides stammen die Frauen von den Thieren ab: „Vom Schwein die unsaubre, vom Fuchs die allzu schlaue und für Gutes und Böses gleich geschickte, vom Hunde die schwatzhafte, von der Erde die faule, vom Meere die ungleiche und wandelbare, vom Esel die zu Allem unlustige, als zum Essen und sonstigen Sinnengenuß, vom Wiesel die widerwärtige, vom Pferde die putzsüchtige, vom Affen die häßliche und bösartige. Nur eine Race gibt es, die den Männern zum Heil erschaffen ist, die von der Biene stammende arbeitsame und ihres Hauses treulich wartende Frau."

Derselbe Dichter führt in einem berühmten Skolion die Güter des Lebens auf: „Gesund sein ist das beste Gut dem Erdenmann. Danach als zweites: schön gebildet sein. Das dritte: reich sein ohne Trug, und dann das vierte: mit den Freunden sich des Lebens freuen." — Die Weiber und die Liebe kennt er nicht. —

Freilich gab es auch Liebesdichter, die aus politischem Verdruß oder Ueberdruß den Wein und die Hetären priesen. Wenn sie aber ganz der Liebe sich hingaben und aus ihr gleichsam ihre Profession machten, dann besangen und liebten sie Knaben, wie Ibykus und vor allen Dingen der berühmte Anakreon. Beide waren am Hofe des Polykrates, der, wie ein orientalischer Fürst, mit großem Luxus lebte, umgeben von schönen Knaben, zu denen in grauen Haaren unser Dichter in Liebe entbrannte, sie besang und ihnen nachhing mit einer Sinnengluth, wie sie kaum ein moderner Poet seiner Geliebten widmet.

Der Eros des Anakreon haut ihn zusammen mit einem großen Beile, wie ein Schmied, und dann badet er ihn in winterlichem Gießbach. Schöner ist das Fragment von Ibykus:

„Wiederum schaut mich Eros unter den schwarzen Wimpern mit schmelzenden Blicken an und treibt mich durch Lockungen aller Art in die endlosen Netze der Kypris. Wohl zittere ich vor seinem Angriff, wie ein Jochtragendes Roß, das in heiligen Spielen um den Preis kämpft, wenn es dem Alter naht, nur ungern mit raschen Gespannen in die Rennbahn eintritt.“

Noch feuriger, sinnlicher, wie diese Männer, beschreibt ein Weib, die Dichterin Sappho, ihr Liebesgefühl, welches, nicht etwa einem Manne, sondern einem Mädchen gilt:

„Mich erschüttert wieder Eros, der die Kraft der Glieder löst, das bittersüße unbezwingliche Ungethüm. Aber dich, o Atthis, verdrießt es, meiner zu gedenken, du fliegst der Andromeda zu.“

Einer Anderen singt sie:

„Den Göttern gleich scheint mir jener Mann, wer es irgend sei, der dir gegenübersitzt und deinem süßen Sprechen und reizvollen Lächeln lauscht. Mir hat es das Herz im Busen betäubt, denn wenn ich dich sehe, versagt mir sogleich die Stimme, gebrochen ist die Zunge, ein feines Feuer rieselt unter der Haut hin, die Augen erblinden und ein Sausen erfüllt die Ohren.“

Die schöne Form deckte bei den Griechen Alles zu. Sie ist zwar an sich eine Forderung der Sittlichkeit, allein so schnell wirft der Mensch seine rohe Natur nicht weg. Es war schon ein Großes, daß ein Volk die dehors derselben so classisch ausbildete. Der Greis Anakreon, der in grauen Haaren schmarotzend dem Wein und fremden Knaben fröhnte, er ward geehrt, weil er durch seine lieblichen Verse das griechische Leben um schöne Formen bereicherte. Mochte Sappho noch so sehr Weiber lieben, sie war eine große Lehrerin der schönen Form. Sie sagt einer ungebildeten Frau:

„Wenn du einst stirbst, wirst du daliegen, ohne daß irgendwann in Zukunft deiner gedacht wird, weil du keinen Theil an den Rosen aus Pierien hast",

und zu ihrer Nebenbuhlerin Andromeda:

„Welche Frau hat dir den Sinn bezaubert, du, die ein bäurisch Kleid trägt und es nicht versteht, die Gewänder um die Knöchel fest anzuziehen."

Da Niemand die armen Frauen lieben wollte, so liebten sie sich untereinander; die Ordnung der Natur schien umgekehrt: die höchste Begeisterung, die reichste Poesie, so wie den seligsten Genuß fanden die Geschlechter nicht in wechselseitiger, sondern in der Verbindung unter sich. So tief war die Trennung, daß sie nur in der politisch gebotenen Ehe, nicht aber in den höheren Sphären des Lebens, in Liebe, Poesie und Philosophie zusammenkamen.

Bei den Aeolern sollen die Frauen immer größere Freiheit genossen haben, und so vereinigten sich vorzüglich in Lesbos ältere und jüngere zu Schulen, in denen sie der Musik, Poesie und Liebe oblagen, ungefähr wie in Athen Sokrates und seine Schüler. Unter ihnen werden viele Dichterinnen und Philosophinnen, zum Theil von großem Rufe, erwähnt. Den Athenern mit ihrer strengen Weiberzucht war dieß sowohl, wie die Gymnastik der Frauen in Sparta, ein Gräuel, sie betrachteten jene als Hetären, gaben sie dafür aus und verspotteten sie in ihren Komödien, deren viele unter dem Titel Sappho existirt haben. Erwiesen ist es freilich nicht, ob alle diese Dichterinnen und Philosophinnen nicht auch Hetären waren; in Athen wenigstens war es nur diesen erlaubt, sich zu solchen Künsten zu bekennen und darin als Meisterinnen aufzutreten.

Zwanzigstes Capitel.

Die Knabenliebe.

Mochten diese Frauen noch so ausgezeichnet sein, sie hatten doch keinen Reiz für die Männer. „Das Weib hat an der Liebe keinen Theil", wie griechische Schriftsteller sagen. — Das Geschlechtsverhältniß wird noch in einer Oeffentlichkeit und rohen Bloßlegung seiner schamhaftesten Geheimnisse gehandhabt, daß alle Heiligkeit, aller Reiz, alle Poesie daraus verschwindet. — Ueberall stand der Phallus aufgerichtet, oder ward feierlich in religiöser Prozession umhergetragen, ein brutales Zeichen, wie wenig sich der Mensch in seiner schamhaftesten, privatesten Leiblichkeit noch selbst angehöre. Das entsprechende weibliche Symbol ward bei Hochzeiten als Schmuck und Amulet gebraucht und von den verheiratheten Frauen Athen's im geheimen, nächtlichen Gottesdienst der Thesmophorien verehrt, und dabei mußten sie sich auf Kräuter setzen, denen verborgene Kräfte gegen unkeusche Gelüste zugeschrieben wurden. Daß solche zur Beschwörung der bestialischen Natur eingerichtete Gebräuche sie erst recht hervorrufen mußten, läßt sich leicht denken. Die Auferstehung derselben ward denn auch in den Orgien der Aphrodite und im Bacchusfeste redlich gefeiert.

„Sie riecht nach Kolias- und Genetyllis-Fest (Cultus der Aphrodite)", sagt Aristophanes von einer reichen und

vornehmen Frau, die als ausschweifend geschildert wird. — Obscöne Tänze, unzüchtige Gesänge der Frauen gehörten zu diesem, ihnen eigenthümlichen Gottesdienste, so wie beim Dionysusfest die Männer zotige Spottlieder auf die Weiber absangen. Bei der Fahrt zu den eleusinischen Mysterien trafen die Frauen ihre Liebhaber, und wenn die Verführung eines freien Mädchens erwähnt wird, so war es bei einer solchen Andacht geschehen.

Diese unverschämte Nacktheit der heiligsten Verhältnisse des Menschen würdigte die Frau zur wahren Zeugungsmaschine herunter,

„die man schätzt nach der Kinder Anzahl", (Luc.)

und dem ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß selbst in späteren Zeiten, als der Staat alle Kraft verloren hatte, das Weib in Griechenland nicht mehr hervortrat.

Plutarch, der fünfzig Jahre nach Christus lebte und sich augenscheinlich alle Mühe gibt, das weibliche Geschlecht zu heben, kann doch nicht mehr aus ihr machen, wie die Früheren. In dem Aufsatz von der Liebe streiten die Anhänger der Knabenliebe gegen die der Weiberliebe. Die Liebhaber des schönen Bachon wollen durchaus nicht zugeben, daß er heirathe; darüber entsteht der Streit, in dem den Vertretern der Männerliebe die höhere Art des Gefühls nicht abgestritten wird, sondern nur durch eine sehr gezwungene Beweisführung dargethan werden soll, daß auch Weibern von Rechts wegen etwas Liebe zukommen müsse. „Die Ehe ist nützlich", sagt der Knabenfreund; „und es ist gut, daß der Gesetzgeber sie dem Volke anpreiset; aber wahre Liebe darf nie im Frauengemach gesucht werden. Bei Weibern nur Wollust, bei Jünglingen Liebe und Tugend; deßhalb habe Solon den Sklaven die Knabenliebe verboten."

Allerdings, meint der Weiberfreund, habe Solon im Feuer der Jugend gesagt:

„Bis zur lieblichen Blume der Jugend küsse du Knaben;
Ihre Schenkel, ihr Mund, traun, sind reizend und süß."

Aber älter und vernünftiger, habe er sich zu den Weibern gewandt:

„Süße Werke der Venus, euch lieb' ich! Ihr Freuden des Bacchus
Und der Musen, ihr gebt Menschen fröhlichen Muth!"

Der unglückliche Advokat, der den holden Frauen nicht einmal das Jugendfeuer des Mannes zu gewinnen weiß und sie mit dem Weine sich in sein vernünftiges Alter theilen läßt! Wie sauer wird ihm die Arbeit, wenn er zugestehen muß, daß die angenehmen, liebenswürdigen Weiber meistens nicht tugendhaft, die sittsamen und keuschen etwas Widriges und Unausstehliches an sich hätten! Sein einziges Argument ist ein mythologisches Rechenexempel: Aphrodite und Eros (Venus und Amor) gehören zusammen, erstere aber, d. h. die sinnliche Befriedigung, sei unnatürlich bei Knaben und habe keinen sittlichen Zweck, wohl aber bei Frauen.

Immerhin; allein ist es zu verwundern, wenn der Grieche die Verbindung mit einem, seiner Ansicht nach, natürlich und staatlich ihm untergeordneten Wesen nicht Liebe nennen wollte? Liebe ist nur möglich zwischen gleichberechtigten und gleichbefähigten Naturen; denn wie kann ich mich wiederfinden, wie mein ganzes Wesen reflectiren lassen in einer mir untergeordneten Natur? Wo sollte der Grieche dieß finden, als im eigenen, im männlichen Geschlecht, da der Staat und die Philosophie das Weib so tief unter ihn herunterdrückten? Sagt doch selbst Plato: die Seele des Mannes, der seine Bestimmung nicht erfüllt habe, fahre erst in eine Frau und dann in ein Thier, und auch Aristo-

teles schreibt den dem Manne schuldigen Gehorsam aus der niederen Natur der Frau her, die schadenfroh, neidisch, unzufrieden, betrügerisch, leichtgläubig, vom Manne betrachtet werden solle, wie das Feld vom Ackerer. Lucian sagt sogar:

„Die Thiere lieben nur die Weibchen, weil sie Thiere sind und keine Vernunft haben; sie lieben nicht.“

Wie behandelt endlich Sokrates, der menschliche Philosoph, der große Lobredner und Dichter der Liebe, seine Frau? Als er im Gefängniß sich zum Tode vorbereitet, besiehlt er seinen Schülern, sie fortzubringen, damit das Weibergeheul nicht seine letzten Betrachtungen unterbreche. Als wenn die Kraft, im letzten Momente zu lieben, nicht größer wäre, als die, mehr oder minder gezwungenen Betrachtungen anzustellen!

Aber freilich, wenn Sokrates von der wahren Liebe spricht, geht er von der Knabenliebe aus, um zur Liebe des absolut Schönen zu kommen.

„Die Liebe“, nach ihm im „Gastmahl“, — „geht auf Erzeugung und Ausgeburt im Schönen sowohl geistig wie körperlich; denn die Erzeugung ist das Ewige, wie es im Sterblichen sein kann, nach Unsterblichem strebt die Liebe, um das Gute immer zu haben. Die nun dem Leibe nach zeugungslustig, wenden sich mehr zu den Weibern und sind auf diese Art verliebt, indem sie durch Kinderzeugen Unsterblichkeit und Nachgedanken und Glückseligkeit, wie sie meinen, für alle künftige Zeit sich verschaffen. Die aber der Seele nach, wenden sich zur Kunst und Weisheit, vor allen Dingen zu der größten und schönsten, die sich in der Staaten und des Hauswesens Anordnung zeigt. — Diese geistig Zeugungslustigen machen nun den Prozeß der höheren Liebe durch, indem sie, ausgehend von der echten Knabenliebe, von

der Schönheit des einzelnen zuerst abstrahiren zur Schönheit aller schönen Leiber, sodann von der Leiber- zu der Seelenschönheit, bis ein ungemessenes Streben nach Weisheit auf dieser hohen See des Schönen sie zur Anschauung des absolut Schönen bringt.“ Und dieses läßt Sokrates die Diotima, eine Priesterin, sprechen, die also selbst hier den Ausspruch bestätigt, daß die Weiber an der wahren Liebe in keiner Weise betheiligt sind. Freilich spricht Sokrates hier von der Knabenliebe als einer rein geistigen, allein daß diese ideale Ansicht der Wirklichkeit keineswegs entspreche, zeigt die Concession, die er im „Phaidros“ der sinnlichen Knabenliebe macht.

„Wenn sie aber (nämlich der Knabe und sein Liebhaber) ein minder edles, nicht philosophisches, doch aber ehrliebendes Leben führen, so finden wohl leicht einmal beim Trunk oder in einem anderen unbesorgten Augenblicke die beiden unbändigen Rosse die Seele unbewacht und führen sie zusammen, daß sie das, was die Menge für das Seligste hält, wählen und vollbringen, und haben sie es einmal vollbracht, so werden sie es nun auch in der Folge genießen, aber selten, weil nicht des ganzen Gemüthes Zustimmung hat, was sie thun. Als Freunde also werden auch diese, obgleich nicht ganz so wie jene, mit einander während ihrer Liebe und auch, wenn sie darüber hinaus sind, leben, überzeugt, daß sie die größten Pfänder einander gegeben und angenommen haben, welche frevelhaft wären, jemals wieder ungültig zu machen, und in Feindschaft zu gerathen. Am Ende aber gehen sie unbefiedert zwar, doch schon mit dem Triebe, sich zu befiedern, aus dem Körper, so daß auch sie nicht geringen Lohn für den Wahnsinn der Liebe davon tragen.“ ..... „Diese so großen und so gött-

lichen Vorzüge, o Knabe, wird dir des Liebhabers Freundschaft erwerben." —

Daß die Knabenliebe die einzig wahre und echte sei, darüber ist nirgend der geringste Zweifel. Plato unterscheidet sich nur dadurch von der Vergangenheit, daß er diese Liebe rein vergeistigt und sie zuletzt ganz vom Menschen abtrennt. Daher der Name platonische Liebe, den man in spätern Zeitaltern mit der Liebe selbst auf das Verhältniß zum Weibe anwandte und bezog, obschon der griechische Philosoph eine andere Beziehung zum Weibe als die der Begattung und Kinderzeugung nie im Sinne gehabt hat.

Plato selbst also, der Idealist, der die geistige Liebe zum Knaben allein gelten lassen will, liefert uns die stärksten Beweise, daß in der Wirklichkeit diese Liebe auch sehr materieller Natur war. — Im „Gastmahl" vereinigt man sich, den Eros zu preisen. Die Art, wie dieß die Anderen vor dem Sokrates thun, bezeichnet den bisherigen Standpunkt und philosophischen Begriff der Liebe. Sie Alle sind ganz unbefangen in der Voraussetzung des sinnlichen Genusses; erst Sokrates macht mit seinem neuen System den Schluß, und seine Entsinnlichung der Knabenliebe ist der Kern des neuen platonischen Systems. So sagt im „Gastmahl" Pausanias: es gebe eine gemeine und eine himmlische Aphrodite; die gemeine stamme von Mann und Weib her, daher liebten ihre Anhänger Frauen und Knaben durcheinander auf gemeine Weise; die himmlische stamme nur vom Manne her. „Daher denn wenden sich zu dem Männlichen die von diesem Eros Angewehten, indem sie das von Natur Stärkere und mehr Vernunft in sich Habende lieben."

Was aber eigentlich Sitte sei in Bezug auf die Liebe, darüber sagt er unter Anderem: „Schändlich nämlich

ist es, einem Schlechten und auf schlechte Art gefällig werden, schön aber, einem Guten und auf schöne Art ...... so ist es doch auf alle Weise schön, der Tugend wegen sich hinzugeben."

Noch klarer spricht sich über den wahren Zustand der Liebe in Athen der folgende Sprecher, Aristophanes, aus. Die Menschen, phantasirt er, wären früher je zwei zusammengewachsen gewesen, entweder Mann und Frau, oder zwei Frauen, oder zwei Männer. Zeus schnitt sie später auseinander:

„Von so Langem her also ist die Liebe zu einander den Menschen angeboren, um die ursprüngliche Natur wieder herzustellen, und versucht, aus Zweien Eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen. Jeder von uns ist also ein Stück von einem Menschen, da wir ja zerschnitten, wie die Schollen, aus einem zwei geworden sind. Also sucht nun immer Jedes sein anderes Stück. Welche Männer nun von einem solchen Gemeinschaftlichen ein Schnitt sind, was damals Mannweib hieß, die sind weiberliebend, und die meisten Ehebrecher gehören zu diesem Geschlecht, und so auch, welche Weiber männerliebend sind und ehebrecherisch, die kommen aus diesem Geschlecht. Welche Weiber aber Abschnitte eines Weibes sind, die kümmern sich nicht viel um die Männer, sondern sind mehr den Weibern zugewendet, und die Tribaden kommen aus diesem Geschlecht; — die aber Schnitte eines Mannes sind, suchen das Männliche auf, und so lange sie noch Knaben sind, lieben sie als Schnittstücke des Mannes die Männer, und bei Männern zu liegen und sich mit ihnen zu umschlingen, ergötzt sie, und dieß sind die trefflichsten unter den Knaben und heranwachsenden Jünglingen, weil sie die männlichsten sind von Natur. Einige nennen sie zwar

schamlos, aber mit Unrecht; denn nicht aus Schamlosigkeit thun sie dieß, sondern weil sie mit Muth und Kühnheit und Mannhaftigkeit das ihnen Aehnliche lieben. Davon ist ein großer Beweis, daß wenn sie vollkommen ausgebildet sind, solche Männer vorzüglich für die Angelegenheiten des Staates gedeihen. Sind sie aber mannbar geworden, so werden sie Knabenliebe haben; zur Ehe aber und Kinderzeugung haben sie von Natur keine Lust, sondern nur durch das Gesetz werden sie dazu genöthigt; ihnen selbst wäre es genug, unter einander zu leben unverehelicht."

Der Schluß des Gastmahls endlich, wo Alcibiades der Gesellschaft ganz unbefangen erzählt, wie er in den Sokrates verliebt sei, wie er alles Mögliche versucht habe in einer Nacht, die er mit ihm zusammen zugebracht, seine Sinnlichkeit zu erregen und ihn zu verführen, wie er sich laut beklagt über diese Härte — widerlegt auf das schlagendste die Schönthuereien der meisten Philologen, die uns weis machen wollen, die Männerliebe sei meistentheils eine geistige und nur bei entarteten Naturen eine sinnliche gewesen. Als wenn die Freunde des Sokrates nicht zu den edelsten Athenern gehörten, und die berühmten Freundschaften von Achilles und Patroklus, von Theseus und Pirithous, von Aristogiton und Harmodios nicht von den griechischen Schriftstellern unter dem gewöhnlichen Gesichtspunkt aufgefaßt worden wären.

Die Knabenliebe war sogar gesetzlich und geboten bei Böotiern, Lakedämonern und Kretern; in Chalkis sang man:

„Reizvolle Knaben, Sprößlinge tapferer Väter, mißgönnt nicht edlen Männern eurer Blüthe Genuß; denn durch Tapferkeit blüht auch Amor der Freudengeber in der Chalkidäer Städten.

Es war eben so natürlich, einen Knaben zu lieben, wie ein Mädchen. Dieselbe Sehnsucht, dieselben Bilder, dieselbe Gluth haucht der Hirte in den Idyllen des Theokrit, Bion und Moschus aus, und wir erfahren manchmal nur aus der Ueberschrift, ob er für einen Knaben oder für ein Mädchen brennt. Sie waren beide gleichmäßig Object für den gewöhnlichen sinnlichen und zärtlichen Liebhaber; für den Virtuosen der höheren Liebe, der enthusiastischen, taugte nur der Knabe.

Plutarch muß in seinem Aufsatz von der Liebe fast alle Beispiele von großen Thaten und Opfern, die die Liebe hervorbrachte, von der Männerliebe hernehmen. Aus solcher Liebe tödtete man Tyrannen, wie Aristogiton die Pisistratiden, weil sie seinen Geliebten, den Harmodios, beleidigt hatten. Aus demselben Grunde wollte Melanippus den Phalaris umbringen, allein er ward ergriffen, und sein Geliebter Chariton gab sich selbst als Thäter an, worauf der gerührte Tyrann Beiden verzieh. Aus Liebe zu einem Knaben entzweieten sich, wie Aristo aus Chios erzählt, Aristides und Themistokles, und ward somit der Grund zu der berühmten Feindschaft dieser beiden Männer gelegt.

Die Thebaner stellten Liebhaber und Geliebten neben einander in der Schlacht, denn noch nie, sagt Plutarch, ist ein Feind da durchgedrungen. Eltern, Kinder, Hausgenossen hat ein Mann verlassen, nie den Liebling. —

Theron haut, um die Größe seiner Liebe zu einem Knaben darzuthun, den Daumen ab und fordert seine Nebenbuhler auf, desgleichen zu thun. Ein Thebaner fällt in der Schlacht auf's Angesicht und bittet den Feind, ihn umzukehren, ehe er ihn tödte, damit sein Geliebter ihn nicht in dieser schimpflichen Lage erschaue. Und all' diese Liebe soll nicht sinnlich

gewesen sein bei einem so grobsinnlichen Volke wie die Griechen?

„Denn warum“, sagt Cicero spottend, „liebt Niemand einen ungestalten Jüngling oder einen schönen Greis?“ Und warum hörte, fragen wir weiter, diese Liebe mit dem Barthaar des Jünglings auf?

„Die Haare schöner Jünglinge sind als Harmodier und Aristogitone anzusehen, weil, wenn sie wachsen, die Liebhaber von arger Tyrannei befreiet werden.“ (Bion).

Euripides umarmte den schönen Agathon, dem die ersten Barthaare hervorsproßen, mit dem Ausruf: „Bei schönen Personen ist auch der Herbst noch schön.“

So elastisch ist die menschliche Natur, daß sich nichts in ihr tödten und vernichten, sondern nur verrücken läßt. Der Staat konnte das Weib so tief unten halten, daß der Mann nicht mehr in ihr den natürlichen Partner seiner Liebe, nicht mehr den Resonnanzboden seines eigensten, heimlichsten und heiligsten Lebens fand, aber die Liebe konnte er nicht unterdrücken. Man lese im Plato und Xenophon und Anderen das Feuer, mit dem der Wahnsinn der Liebe beschrieben wird.

„Sonne, Mond und Sterne preis't Critobulos glücklich, die Schönheit des Climas schauen zu dürfen.“ Was bei Anderen als Thorheit und Wahnsinn getadelt würde, es ist dem Liebhaber erlaubt, ja gereicht ihm zur Ehre. Und an all' dieser Gluthverschwendung hat das Weib keinen Theil, es vermag den Mann nicht in seine Einsamkeit zu ziehen, der noch des vollen und lauten Gedränges der Oeffentlichkeit bedarf, um zu leben. Selbst im Hades wandelt sie namenlos unter den blassen Schatten, während hoch das Gestirn der Dioskuren leuchtet. Aber freilich, der Jüngling hatte den großen Vortheil über die Frau, daß er den

Mann nicht dem Staate entriß, der in dieser Liebe bei sich blieb, d. h. in seiner Veräußerung an den Staat. Von ihm empfing der Geliebte den Unterricht zum Krieg, zum Reden, zur Betheiligung am Staatshaushalte, und der Mann befriedigte im Lehren den durch kein Gemeinleben zu unterdrückenden Trieb der Besonderheit, der freilich in dieser unvollkommenen Gestalt dem Staate nicht mehr gefährlich wurde. So sehen wir dieses merkwürdig vielseitige Volk auch in der Liebe jede Richtung anbahnen, die moderne Völker seitdem freilich weit mächtiger verfolgt haben. — Meister sind die Griechen höchstens in der Sinnlichkeit und ihrer nackten Darstellung geblieben. Die hohe, sittliche, enthusiastische Liebe zu Knaben, die zärtliche, frivole zu Knaben und Hetären, die Liebesintriguen bei Menander, der schmachtende Schäfer bei Theokrit, Bion und Moschus, die List der Verliebten, lüsterne Bilder voll üppiger Sinnenlust bei Lucian, Alciphron, Aristenät und die milesischen Mährchen: — je später wir herunterkommen, je mehr erweitert sich diese Literatur, bis endlich der Roman auftritt, der kein anderes Interesse, als das Schicksal der Verliebten kennt. Die Griechen haben, wie gesagt, Alles: auch für den frivolen, den Schäfer-Roman, die Abenteuer keuscher Verliebten, sind sie elementare Anleiter und Vorbilder bis in die neueren Zeiten geblieben.

Im Roman kommt das Weib zum ersten Mal zu ihrem vollen Rechte. Die Heldin ist keine Hetäre mehr: ein freigebornes Mädchen, wo möglich eine Königstochter, wie in der Aethiopika, steht sie dem geliebten Manne nicht allein mit gleicher Berechtigung gegenüber, sie übt sogar schon ein gewisses Uebergewicht aus. Der Verfasser des genannten Romans beschreibt die Schönheit seines Helden, aber schöner doch ist Chariklea.

„Doch so fern nur schöner, als die höchste Schönheit des weiblichen Geschlechts reizender ist, als die höchste Schönheit des männlichen.“ Ein Satz, den die alten Griechen nicht zugestanden hätten. Wir sehen einen Liebhaber als Sklaven seiner Herrin, die ihn ausschickt, den Vogel Phönikopterus (ein imaginäres Wesen) ihr zu suchen. Mehrere dieser Romane sind von Christen geschrieben, die Aethiopika sogar von einem Bischof, obschon noch das ganze geschilderte Leben, die Götter, der Cultus, heidnisch ist. Es mag aber dadurch das große Gewicht, welches auf die Keuschheit vor der Hochzeit gelegt wird, hineingekommen sein, aber gewiß nur zum Theil, denn hauptsächlich sollte es wohl der Würde des Mädchens und dem sittlichen Charakter ihrer Liebe einen Haltpunkt geben. Von christlicher Ascetik findet sich übrigens keine Spur, denn bis zur äußersten Gränze sind auch diese keuschen Verliebten so sinnlich, wie die alten Heroen, und die Jungfrau hat Mühe, sich ihres Anbeters zu erwehren. So betet Chariklea, die den gefangenen Geliebten beschwört, ihr im Traume zu erscheinen:

„Aber auch im Traume, mein Bester, schone deiner Jungfrau und erhalte sie deiner gesetzmäßigen Ehe.“

Das ist dann der höchste Triumph, wenn die Unschuld, nachdem sie durch Länder, Meere und Wüsten, durch Räuber und Tyrannen-Hände, durch tausend Fährlichkeiten hindurchgegangen ist, am Ende bei der Feuerprobe sich noch als unberührt erweis't. Im Roman des Eusthatius werden die Jungfrauen in den Dianenquell geworfen; ist es eine nicht mehr, so spannt die Statue der Diana den Bogen, zielt nach ihr; das erschrockene Mädchen taucht unter und verliert seinen Kranz. In der Aethiopika wird die Probe durch einen goldenen Rost an Männern sowohl wie Frauen gemacht; wer sich verbrennt, ist unrein. Kurz, es ist der

erste rohe Versuch, die Macht der Geschlechtsvereinigung zwischen Mann und Weib, allen Schrecken und Hindernissen der Welt gegenüber, darzuthun. Mochten die griechischen Philosophen und das Christenthum noch so sehr das Zurückziehen von jedem äußeren weltlichen Bande, mithin auch von dem geschlechtlichen, predigen, nicht ein Jeder war zum Fanatiker der neuen Lehre geboren, und so war es natürlich, daß auch das Weib endlich seine Rechte an den Mann geltend machte, der in diesem Augenblicke, losgelassen vom Staate, vom neuen Gott noch nicht ergriffen war.

Die Römer.

Einundzwanzigstes Capitel.

Die Macht der römischen Familie.

Im römischen Volke hat die Geltung der Individualität gegen die Griechen schon wieder einen bedeutenden Fortschritt gewonnen. — Die Familie und weiterhin das Geschlecht ist das Ursprüngliche, es wird vor dem Staate gedacht, und die Conföderation der Familien bildet den Staat, der besonders in den ersten Zeiten der Republik als Hausgesetz eines mächtig verzweigten Geschlechts erscheint. Wie in Griechenland der Staat, so hat hier die Familie ihren eisernen Organismus, an dessen Spitze der Familienvater (**pater familias**) steht. Er allein ist frei (**sui juris**), alle andern Mitglieder der Familie sind seiner Macht (**potestas**) unterworfen. Er hat das Recht über Leben und Tod seiner Angehörigen, und wird daher auch **judex domesticus**, häuslicher Richter, genannt. Er kann seine Kinder verkaufen, aussetzen, er kann sie seiner Macht entlassen (**emancipare**), womit aber auch alle Ansprüche auf Erbschaft wegfallen, ja er kann die verheirathete Tochter, die nicht emancipirt worden, unter Aufhebung der Ehe wieder zurückverlangen. So klagt bei Ennius eine Tochter:

„Eine unwürdige Schmach fügst du mir zu, o Vater,
Denn warum, wenn den Cresphontes du für unwürdig hieltst,
Gabst du ihm mich zur Ehe? Ist er aber würdig,
Warum zwingst du mich, uns beiden ungewillt, ihn zu verlassen?"

Es waren aber nicht bloß die Bande des Bluts, welche die Familie bildeten, sondern die Macht des Familienvaters, die sich auch über Fremde und deren Angehörige erstreckte, welche sich unter seine Gewalt begeben hatten. So bildete der **pater familias**, an der Spitze seiner ganzen Familie, verstärkt durch seine Clienten, jedesmal das Haupt eines ansehnlichen Haufens. Das berühmte Geschlecht der Fabier zählte, als es Rom verlassen mußte, 300 bewaffnete Männer. Die verschiedenen, von einem Stammvater herrührenden Familien bildeten ein Geschlecht; ihre Anzahl war durch den Staat festgesetzt, dessen allein nothwendige Bestandtheile sie sind, denn das übrige Volk (**plebs**), welches ohne solchen alten Familienursprung sich ansammelte, besaß ursprünglich nur Privatrechte, und keinen Antheil am Staat.

Wie mächtig diese Geschlechter gewesen, beweist ihr langer Kampf mit dem Volke, der oft von einem einzigen geführt wurde, oder Geschichten, wie die der Fabier, welche ein Jahr lang den Krieg gegen die Etrusker, dessen das Volk müde geworden war, allein führten, bis sie in einer Schlacht sämmtlich fielen, der Sage nach 310 Helden Eines Namens.

Fast alle Helden der Republik waren Patrizier, die, zusammen eine geschlossene Macht bildend, den Haufen der Plebs durch Ueberredung, List und Gewalt zu jener heroischen Ausdauer in der Gefahr brachten, die die Weltherrschaft Rom's begründete. Wie oft, lesen wir im Livius, murrte das Volk und beschuldigte besonders im Kriege gegen Hannibal die Patrizier, den Kampf nur um ihres eigenen Vortheils willen so eifrig fortzusetzen.

Im Orient und in der ersten Geschichte Griechenland's war der Familienvater zwar auch unbeschränkter Herr der Seinigen, er unterlag aber der Macht des Staates, der sich die willkürlichsten Eingriffe erlauben durfte.

Im spätern Griechenthum hatte der Staat die Familie so sehr durchdrungen, daß er sie vom Einzelnen ablöste und zur öffentlichen Institution machte. In Rom ergriff umgekehrt die Familie den Staat, schuf ihn zu ihrem Mittel, um ihre Macht und Entwickelung in demselben fortzusetzen. Mochten nun die Bande derselben strenger, mochte die Macht des Familienvaters noch so unumschränkt sein, so erhält doch die Individualität bei einer Familienherrschaft eine ganz andere Bedeutung, als wenn sie sich unter die Schablone des Staates beugen muß. Oft sogar tritt in der römischen Republik der Vater mit seiner Gewalt dem Sohne entgegen, der ein öffentliches Amt bekleidet. Der Tribun Flaminius z. B. wollte ein neues Gesetz vorbringen, und der Senat bemühte sich vergeblich, ihn davon abzuwehren. Da tritt sein Vater auf und befiehlt ihm abzulassen.

Der Sohn sieht in der Macht seines Vaters seine eigene künftige Bedeutung, und auch die Tochter gewinnt unter dem Drucke der Familie doch immer als Theil derselben ein weit höheres Selbstgefühl, als wenn sie unmittelbar unter dem Staate steht, in welchem sie sich nie so fühlen kann, und an dessen Ehre sie nimmer den Theil hat, wie an der der Familie.

Die Orientalin war Sklavin eines Sklaven; die Griechin Bürgerin eines Staates, an dessen Ehre sie nach dem Manne Theil nahm; die Römerin Mitglied einer herrschenden Familie. — Je kleiner der Verband ist, an dessen Ehre ich Antheil habe, je größer mein Antheil.

Mögen daher die Bande, die sie in ihrer Stellung

festhalten, stärker und härter sein, sie gewinnt an Gleichheit und Würde der Stellung dem Manne gegenüber.

Bei der Macht des römischen Familienvaters, als absoluter Beherrscher des ganzen Verbandes, war es natürlich, daß durch die Ehe in der Person der Frau dieser Herrschaft kein Eintrag geschehen durfte. Die Frau hatte aber auch auf der andern Seite schon durch die Familie eine Bedeutung gewonnen, die es nicht mehr gestattete, sie nach orientalischer Sitte in den Hausbestand als Sklavin aufzunehmen. Sie trat deshalb in die Familie des Mannes als Kind in die Hand (**in manus**) desselben ein, und theilte alle Rechte und Pflichten der wirklichen Kinder. Eine so verheirathete Tochter konnte auch von ihrem Vater nicht gewaltsam zurückgenommen werden, denn die Ceremonien der **in manus conventio** bedingten es, daß sie vorher emancipirt worden war. Die väterliche Gewalt ging an ihren Mann über.

Diese Einfügung, Einkindschaft in den festen römischen Familienband geschah unter großen Feierlichkeiten. Die religiöse Einsegnung (Auspicien) ward vor dem **Pontifex maximus** und dem **Flamen dialis** vollzogen und vor zehn Zeugen. Die Verlobten aßen aus einem aus Salz und Wasser bereiteten und von der Braut gebrachten Kuchen, der nebst einem Schaafe den Göttern geopfert ward. Diese strengste und vornehmste Art der altrömischen Ehe (**confarreatio**) war von einer fast unauflöslichen Festigkeit, denn wenn es schon schwierig war, die so zur Tochter gewordene Frau wieder aus dem Familienbande zu entlassen (zu emancipiren) — man emancipirte Töchter nur zum Zwecke der Verheirathung, — so bot die Aufhebung der Auspicien, außer der Unbequemlichkeit neuer und sehr umständlicher religiöser Ceremonien, noch das Hinderniß, daß sie den

Makel einer Religionsentweihung zurückließ. Außerdem konnte nur der Mann bei dieser Art der Ehe verstoßen, die Frau war gebunden, da sich Niemand aus dem Familienband selbst emancipiren konnte. Dem Mann stand ein Haustribunal, aus fünf Verwandten der Frau, zur Seite, um über sie in schweren Fällen zu richten, und wurde der Patrizier Antonius a. 440 aus dem Senate gestoßen, weil er ohne ein solches Gericht seine Frau verstoßen hatte.

Außerdem aber bewahrte sie die altrömischen Geschlechter vor fremder Beimischung, da nur diese fähig waren, eine solche religiöse Feierlichkeit zu begehen. Denn die Plebejer hatten zwar auch Ehen mit Einkindschaft, aber ohne Auspicien.

Die Macht des Mannes über die Frau war also eine weit größere, wie bei den Griechen, — er konnte die Schuldige sogar aus eigener Machtvollkommenheit hinrichten lassen. —

Diese Hand des Familienvaters erstreckte sich aber auf gleiche Weise über Söhne und Töchter, und wenn er starb, beerbten ihn alle in seiner Gewalt befindlichen (sui), mochten sie nun Frau, Tochter, Sohn oder gar nicht Verwandte sein, zu gleichen Theilen. Zum ersten Male also sehen wir die Frau im Erbrecht dem Manne gleich stehen. Freilich konnte das Haupt der Familie auch ein Testament machen und nach Willkür einsetzen und enterben, wen er wollte, jedenfalls aber hatte der Staat noch nicht wie in Griechenland und dem Orient es prinzipiell ausgesprochen, daß die Frau minder erbberechtigt sei, als der Mann.

Die Frau stand dem Manne also nur darin nach, daß sie nicht Familienhaupt werden und niemals vollständig aus dem Familienbande und Gesetze heraustreten konnte,

um ihres eigenen Gesetzes (**sui juris**) zu werden. Politische Rechte, d. h. Antheil am Staate hatte sie natürlich noch weniger. Wenn der Vater eines Mädchens, oder der Mann einer Frau starb, so gerieth sie, statt nun von aller Familiengewalt frei, nur ihres eigenen Rechtes zu werden, unter die Tutel der Agnaten, d. h. der männlichen Seitenverwandten von väterlicher Seite her. Diese Aufsicht hatte indeß nur den Zweck, das Familienvermögen, soweit es in Händen der Frau war, zu bewahren, es war eine Art von anwartschaftlichem Eigenthumsrecht an diesem Vermögen selbst, und konnte, wie andre solche Rechte, übertragen und cedirt werden.

Die Vestalinnen, die nicht beerbt werden konnten, waren deshalb auch frei von der Tutel. — Außerdem gab der Familienvater häufig im Testamente der Frau oder Tochter das Recht, sich einen Tutor selbst zu wählen, zuweilen auch verlieh es der Staat als Belohnung an besonders verdiente Frauen, wie z. B. im zweiten punischen Kriege der Hypsala, weil sie die bachantische Verschwörung entdeckte.

So sehen wir also schon in den frühesten Zeiten in Rom viele Frauen zu einer fast vollständigen Unabhängigkeit gelangen, denn in der Bestimmung über die Beisteuer zu den Kriegslasten werden die ledigen Frauen, Wittwen und Waisen, die unter keines Familienvaters Herrschaft mehr stehen, besonders aufgeführt und ihr Beitrag bestimmt, es muß also durchaus nicht gewöhnlich gewesen sein, daß die Frauen durch Testamente um ihren Antheil gebracht wurden, weil sie, als Vermögenslose, nicht als besondere Steuerklasse aufgeführt worden wären. —

Der Besonderheit des Individuums war im **pater familias** ein Spielraum gegeben, der anfangs durch die Einfachheit der Sitte und des Lebens weit begrenzter wie

durch das strengste Gesetz, dennoch eine allmälige Entwicklung der freien Persönlichkeit zuließ, wie sie im griechischen Staate unmöglich war. Desto mehr war sie dafür zurückgedrängt in den Familien, deren weit stärkere Organisation, zu einem Staate conföderirt, diesem nach Außen hin die staunenswerthe Kraft und Zähigkeit geben mußten, die er in der Geschichte entwickelt hat, ohne demselben ihr privates Interesse und Dasein so zum Opfer zu bringen wie in Griechenland. — Deshalb ist im alten Rom die Häuslichkeit dem Oeffentlichen überwiegend. Wenn der Krieg nicht die Arme des Mannes verlangt, so bebaut er sein Feld, und der Dictator, der heute mit unumschränkter Macht Rom beherrschte, kehrt morgen zurück an seinen Herd, um sein Feld zu bestellen, dem er mit besonderer Vorliebe anhängt. — Die römischen Senatoren und Würdenträger finden den Cincinnatus auf seinem Acker, als sie ihm die Dictatur anboten, und als dieser sie, bewegt durch den Drang der Verhältnisse, annimmt, sagt er scheidend zu seinem Weibe:

„Ich fürchte, meine Attilia, daß unser kleines Feld auf dieses Jahr unbestellt bleiben wird.“ —

Diese den Griechen gänzlich fremde Vorliebe für die Häuslichkeit geht durch die ganze römische Geschichte hindurch. Durch sie erhob sich in den Zeiten des großen Reichthums der Römer die Privatwohnung zu einer Ausdehnung und einem Luxus, die sie mit den öffentlichen Gebäuden wetteifern ließ. Sie fand ihren classischen Ausdruck in des Horaz berühmtem Gesang:

Beatus ille, qui procul negotiis etc.
„Glückselig Jener, der fern dem Weltgeschäft,
Wie biedres Volk des Alterthums,
Sein Vaterfeld mit eignen Stieren wohl durchpflügt.“

Der alten römischen Familie gegenüber bildete sich schon früher das auflösende Element der von ihr ausgestoßenen und fern gehaltenen Masse, der Plebs, die, unbetheiligt wie sie war am Staate, und ohne daß ihr der eigne Familienverband von irgend einem Vortheil gewesen wäre, ihr Interesse in dem Kampfe gegen sie und in der Auflösung derselben finden mußte. — Die Plebejer kämpften also zugleich gegen den Staat und gegen die Familie. Erreichten sie dort das Tribunat, eroberten sie endlich das Consulat, so erlangten sie hier das Erbrecht des Prätors, das Connubium (die Fähigkeit Ehen zu schließen mit den Patriziern), und wie ihre Beamten die patrizischen stürzten, so besiegte ihr Erbrecht, ihre natürliche Familie, ihre freie Ehe, die Macht des Familienvaters und des ganzen Familien-Organismus, dessen Spitze und Brennpunkt er war.

Jede geschichtliche Organisation zwängt die Natur des Menschen ein, um ihm eine größere Spannkraft zu verleihen, deren er theils gegen seine eigne Rohheit, theils zum Schutze nach Außen bedarf. Die Auflösung, die Opposition stellt sich einer solchen positiven Ordnung stets unter dem Banner des **jus naturale**, der ursprünglichen Menschennatur und ihrer Rechte, entgegen; wenn sie siegt, ist der Untergang gewiß; allein hiermit ist auch das eigentliche Resultat gewonnen, welches in der Geschichte nicht mehr verloren gehen kann. Was kümmert uns heute noch der **pater familias** mit seiner despotischen Macht, die strenge Ehe, welche das Weib zum Kinde umschuf? — Aber sie riefen einen Kampf, und in Folge der Auflösung ein Privat- und Familienrecht hervor, welches der Natur des Menschen sich so sehr anzuschmiegen wußte, daß es noch heutigen Tages die Grundlage unserer Jurisprudenz und Gesetzgebung ist. —

Wie nach langen Schmerzen und Convulsionen die Wöchnerin stirbt und dem todten Körper das lebende Kind entnommen wird, so sammelte Justinian nach dem Untergange des römischen Staates das, was das eigentliche Resultat und auch die Quelle seines Untergangs gewesen war: das römische Recht im **Corpus juris Justinianeum.** —

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Das römische Recht.

Wie die Griechen unsere Elementarlehrer in Kunst und Literatur sind, so sind es die Römer im Privatrecht, es ist daher nothwendig auszuführen, welche Stellung die Frau darin, und wie sie sie erhielt.

Die Plebejer waren der feierlichen patrizischen **confarreatio**, wegen der dabei nöthigen Auspicien, nicht fähig, statt dessen gab es bei ihnen die durch **coëmptio** und **usus** geschlossenen Ehen. Die erstern beruhten auf einer Ceremonie, die symbolisch einen Kauf der Frau darstellte und bewirkte, daß sie in die Gewalt des Mannes überging. Bei der letztern erwarb der Mann diese Gewalt durch Verjährung. Wenn nämlich die Frau während eines Jahres sich nicht drei Nächte außerhalb des eheherrlichen Hauses aufgehalten hatte, so war sie eingekindschaftet. Diese Form bildete den Uebergang zur freien Ehe, weil es im Willen des Vaters der Frau und dieser selbst lag, diese Verjährung alljährlich zu unterbrechen. Es scheint aber, daß die Plebejer schon in frühesten Zeiten meistentheils in freier Ehe lebten, d. h. Mann und Frau standen ganz selbstständig neben einander, keiner hatte weder bei Lebzeiten noch nach dem Tode des Andern ein Recht auf dessen Vermögen; die Kinder blieben dem Manne, und die Scheidung geschah eben so formlos wie die Eingehung der Ehe:

„Leb' wohl, behalte deine Sachen für dich, gib mir meine zurück",

dieß war die Formel, mit der der Mann seine Frau entließ.

Diese freie Ehe, welche endlich die alte strenge Form gänzlich besiegte, war in den Zeiten der Republik durch die Einfachheit des Lebens, die strenge Zucht, welche Censoren und Aedilen handhabten, und das harte Kriegsleben vor Ausartung geschützt. Später, als die rohe Soldatennatur der Römer durch die Noth des Krieges und die schwere Arbeit nicht mehr in Banden gehalten wurde, als die Schätze der ganzen Welt ihnen zu Füßen lagen, kam ihrem brutalen Materialismus diese Formlosigkeit sehr zu Statten und Seneca erzählt uns, wie die vornehmen Frauen ihre Jahre nicht mehr nach den jährlich wechselnden Consuln, sondern nach ihren eben so rasch sich folgenden Männern zählten.

Die freie Ehe hatte indeß nach altem Rechte mancherlei Uebelstände: die Frau war entweder vorher von ihrem Vater emancipirt worden oder nicht. Im ersten Falle beerbte sie weder den Vater, noch den Mann, sie stand familienlos, allein, ohne irgend einen Anspruch auf Dotirung machen zu können. Im zweiten Falle konnte sie ihr Vater zurückverlangen, wenn er wollte, und sogar die Ehe aufheben. — Diese Gewalt des Familienhauptes konnte erst in sehr später Zeit allmälig gebrochen werden, denn noch der Kaiser Antoninus, der zwar ein Rechtsmittel gegen dies Zurückverlangen der Tochter von Seiten des Vaters gibt (exceptio doli mali), will dieses doch mehr bittweise angewendet sehen: „Was (das Rechtsmittel) jedoch so angewandt werden soll, daß der Vater überredet werde, seine väterliche Gewalt nicht so schroff in Ausübung zu bringen."

Erst Diocletian gibt dem Manne das Recht, seine Frau

zurückzufordern (vindiziren), wenn der Vater sie gegen seinen Willen zurückhält. —

Alles dieß hat nur Bezug auf die freie Ehe, denn die strenge setzte nothwendiger Weise die vorangegangene Emancipation der Frau aus der väterlichen Gewalt voraus. Allein auch bei der ersteren muß man voraussetzen, daß die Tochter häufig vor ihrer Verheirathung emancipirt wurde, wodurch sie, wie schon gesagt, in die üble Lage kam, nach allen Seiten hin erbunfähig zu werden.

Dieses nur auf dem äußeren Familienverbande beruhende Erbrecht ward allmälig durch die Gesetzgebung des Prätors, der Gerichtsbehörde in Rom, untergraben, und endlich unter den Kaisern gänzlich gestürzt.

Der Prätor beschränkte zuerst die Macht des Familienvaters in Bezug auf seine unumschränkte Willkür, über sein Vermögen testamentarisch nach Belieben zu verfügen. Derselbe mußte die in der Familie gebliebenen Söhne ausdrücklich, später sogar mit Angabe des Grundes, enterben, die Tochter nur in einer generellen Clausel; that er dieß nicht, so war sein Testament ungültig, und die Intestaterbfolge trat ein.

Wichtiger als dieß, besonders für die Frauen, die wegen ihrer Verheirathung gewiß weit häufiger emancipirt wurden, als die Söhne, waren die Rechtsmittel, welche der Prätor den emancipirten Kindern gab, wodurch sie das Erbrecht wieder gewannen, welches sie durch Austritt aus der väterlichen Gewalt verloren hatten (interdictum quorum bonorum und possessio contra tabulas). Später ward den Kindern sogar gestattet, gegen ein Testament, in welchem sie ohne gerechte Ursache enterbt waren, zu klagen (querela inofficiosi testamenti), und endlich ward durch die Fest-

setzung eines Pflichttheils für alle Kinder ohne Unterschied der willkürlichen Macht des Familienvaters der letzte Stoß gegeben.

Starb Jemand ohne Testament und er hatte keine directen Erben, so kamen nach altem Rechte die Agnaten an die Reihe, d. h. diejenigen, welche mit dem Erblasser unter eines gemeinschaftlichen Familienvaters Macht gestanden hatten. Hier hatten die Frauen wieder gleiches Recht mit den Männern. Freilich blieb, da sie immer in **manu**, in der Macht eines Vaters oder Mannes, oder unter Tutel waren, ihre Dispositionsfähigkeit sehr beschränkt; aber da die Tutel sehr oft umgangen wurde und mit der Zeit an ihrer Kraft verlor, ferner die Einkindschafts-Ehen mehr aufhörten, so ward es den strengen Republikanern doch am Ende bedenklich, so viel Vermögen in den Händen von Weibern zu sehen.

Vor dem dritten Kriege mit Karthago, als Rom in großer Geldnoth war, beklagte sich der alte Cato sehr über diese Macht der Frauen:

„Unsere Frauen“, sagt er, „bringen zuerst eine große Mitgift ein; — dann erben sie ferner große Summen, die sie der Disposition der Männer nicht übergeben, sondern ihm als Darlehn überlassen. Erzürnt sich nun eine Frau, gleich schickt sie ihren Leibsklaven ab, um den Mann zu verfolgen und gerichtlich zu belangen.“ —

Man schloß deshalb die Frauen unter den Agnaten bis auf die Schwestern des Vaters aus, und verbot außerdem, Frauen durch Testament etwas zu vermachen (**lex voconia**). Uebrigens bezog sich dieses Gesetz, wie es scheint, nur auf die Reichen, welche in der höchsten Steuerklasse eingeschrieben waren.

Es ging dieser Reaction wie jeder andern, d. h. man

vereitelte sie, indem man das Gesetz durch Fideicommisse, Einschreibungen in niedre Klassen umging.

Der Prätor fuhr fort, die natürliche Verwandtschaft auf Kosten der künstlichen zu begünstigen. — Nach den Agnaten kam Niemand mehr zur Erbschaft, der Prätor hingegen schuf die dritte Erbschaftsklasse der Cognaten, die in Ermanglung der Agnaten erben sollten. Unter jenen begriff er die weiblichen Agnaten, welche durch Emancipation aus der Familie ihr Erbrecht verloren hatten, und nachher die Seitenverwandten bis zum siebenten Grade. Nachher kam die Frau, d. h. die in freier Ehe stehende, an die Reihe. —

Man kann daher nicht sagen, daß das altrömische Recht die Frauen benachtheiligte in ihren Erbschaftsansprüchen. Wenn sie sie auch durch die zum Zweck der Heirath oft nothwendige Emancipation in der väterlichen Familie verloren, so gewannen sie dieselben, wenn sie eingekindschaftet waren, in der Familie ihres Mannes wieder. Freilich ward dieser Umstand durch die Eindringung der freien Ehe, die ihnen keine neuen Erbrechte verschafften, zu einem empfindlichen Nachtheil, wir sehen aber auch sofort die Gesetzgebung bemüht, denselben wieder aufzuheben, und wenn die Frau demnach in diesen Uebergangsperioden gegen den Mann zurücksteht, so ist dieß viel mehr aus dem unvermeidlichen Conflict der alten und neuen Gesetzgebung, als aus einer prinzipiellen Zurückdrängung des weiblichen Geschlechts zu erklären.

Unter den Kaisern ward durch die Erklärung, daß die Emancipation die Erbberechtigung nicht mehr aufhebe, dem alten Rechte der Todesstoß versetzt. Es handelte sich nun nur noch darum, die auf der natürlichen Verwandtschaft beruhende Erbfolge gänzlich zu ordnen. Nach altem Rechte beerbte die Mutter weder ihre Kinder, noch ward sie von

ihnen beerbt. — Natürlich, weil sie nie in ihrer Gewalt (**potestas**), sondern in der des Mannes waren. — Zunächst gab man, um dem Staat recht viele Bürger zu erzielen, dieß Erbrecht der Mutter, welche wenigstens drei Kinder hatte, dann erhielten auch die Kinder diese Erbberechtigung vor allen andern, besonders den Agnaten. — Justinian endlich vollendete den Umsturz und bestimmte, ohne Unterschied des Geschlechts und des Ursprungs der Güter, die Erbberechtigung nach den Banden des Blutes und der Nähe des Verwandtschaftsgrades. Wie schon gesagt, er legte in seinem Codex ein so großes und menschliches Resultat (Resultat der römischen Geschichte) nieder, daß unsere Zeit, wenigstens in dieser Beziehung, noch nicht darüber hinausgegangen ist.

Weit schneller als das alte Erbrecht, ward die alte Ehe besiegt. Schon zu den Zeiten der Republik scheint die freie Ehe allgemein herrschend gewesen zu sein. — Die alten Geschlechter der Patrizier schlossen Heirathsverbindungen mit dem Adel verschiedener italienischer Städte, sie weigerten sich aber beharrlich jeder solchen Verbindung mit den Plebejern. Fand dennoch eine solche Heirath statt, so wurden die aus ihr entsprossenen Kinder gleicherweise von den Patriziern und den Plebejern ausgestoßen in die Klasse der Aerarier, wo sie die erbittertesten Feinde der Geschlechter wurden. Als auf der einen Seite die Plebejer die meisten Staatsämter eroberten, und auf der andern der Krieg die Reihen der Patrizier dermaßen lichtete, daß sie kaum den Senat vollzählig zu erhalten vermochten, da brach endlich ihr Trotz, und die Ehe zwischen beiden ward für gültig erklärt, d. h. die Kinder folgten dem Stande des Vaters. — Da nun bei einer solchen Verbindung die oben geschilderte, bei den Patriziern gewöhnliche **confarreatio** nicht angewendet wer-

den konnte, wegen der Auspicien, deren die Plebejer nicht fähig waren, so ist es wahrscheinlich, daß seit dieser Zeit die freie Ehe der Plebejer allgemein wurde. —

So ging die alte Ehe an ihrer eigenen Strenge zu Grunde, und war die Ursache der Entstehung ihres directen Gegentheils. Ein so schroffer Gegensatz, der bei demselben Volke, zu derselben Zeit zwischen der Ehe mit und der ohne **manus** stattfand, ist ein in der ganzen Geschichte unerhörte Monstruosität. Hier die höchste Gewalt des Mannes über die Frau. Er ist Herr ihrer Person und ihres Vermögens, er nimmt sie unter dem Speere (**sub hasta**) (ein symbolisches Zeichen, welches bei Käufen ꝛc. die Macht des Eigenthümers andeutete) als seine Sache in Besitz. Sie ist sein Kind und wird als Schwester ihrer eigenen Kinder betrachtet, ja er konnte seine Frau hinrichten lassen, oder sie, wenigstens in früheren Zeiten, verkaufen. In den Privilegien, die Romulus der Sage nach den Frauen wegen ihres versöhnenden Dazwischentretens in dem Kampfe der Römer mit den Sabinern verlieh, findet sich auch, daß der Mann, welcher seine eingekindschaftete Frau verkauft, den unterirdischen Göttern geweiht sein sollte.

Hier hingegen ist die Frau, gegen die Revenüen ihrer Mitgift (**dos**) nur Pensionärin in der Familie des Mannes, der über ihre Person sowohl, als ihr übrigens Vermögen nicht die geringste Gewalt hat. Nur ihre Kinder fallen in seine Familie und Herrschaft, wohingegen sie zu diesen in gar keiner Beziehung steht. Dagegen können andere Personen, wie der Vater oder die Agnaten, ganz unbekümmert um das eheliche Verhältniß, über die Frau disponiren. So lange die Republik bestand, suchte die Gesetzgebung nur hie und da die Härten des alten Familiensystems zu mildern. Sie wagte aber nicht, an das Fundament des römischen

Staates Hand anzulegen. Desto mehr that die Sitte, d. h. der Einzelne in Opposition mit dem Gesetze, durch Umgehung desselben. Wir haben schon oben bemerkt, wie nachsichtige Väter ihre Töchter der Tutel und der Erbberechtigung der Agnaten entzogen, durch frühzeitige Emancipation, Fideicommisse 2c., so daß sie in der freien Ehe eine Unabhängigkeit erlangten, die die spätern Republikaner sehr erbitterte. Cato führte umsonst die **lex voconia** gegen sie in's Feld, sie ward umgangen, die Frauen erhielten trotz der Gesetze unabhängiges Vermögen.

Eine reiche Frau aber begab sich, wie es scheint, nicht mehr in die strenge Ehe, dieß thaten nur noch Vermögenslose:

„Denn die ohne Mitgift ist in der Gewalt des Mannes,
Die mit der Mitgift hingegen beschenken die Männer mit Uebel und Schaden;" (Plautus.)

daher auch der Ausdruck bei demselben Schriftsteller:

„Ich empfing das Geld, verkaufte gegen die Mitgift meine Herrschaft."

Unter Tiberius wollte man aus Schöntuerei mit alten Sitten, wie sie in Zeiten der Auflösung häufig ist, drei aus einer durch **confarreatio** geschlossenen Ehe entsprossene Patrizier zum Priesteramt auslesen, konnte sie aber nicht finden, weil der Gebrauch der Ehen durch **confarreatio** abgekommen war. Um ihn wieder herzustellen, gab man das Gesetz: Die Frauen sollten dabei in gottesdienstlichen Sachen vom Ehemanne abhängig sein, übrigens in gleichem Rechte wie andere Frauen stehen. (**Tacit. Ann. IV. 16.**)

Die Abhängigkeit der Frau scheint also ein Hauptgrund gegen diese Art der Ehe gewesen zu sein.

Cicero, der, wie es in den Zeiten des Verfalles Regel ist, die alten Sitten preist, behauptet mit komischem Ernst:

„Die Frauen hätten auch nach ihrer Großjährigkeit unter der Herrschaft der Männer bleiben wollen, wegen ihrer Rathlosigkeit, bloß die Rechtsgelehrten hätten Sorten von Tutoren erfunden, welche durch die Macht der Frauen im Zaum gehalten würden.“ —

Die Tutel der Agnaten hatte aber das sehr egoistische Motiv, ein Vermögen, welches sie einst erben sollten, vor Verschleuderung zu bewahren, so daß die Eigenthümerin kaum einen unbeschränkten Nießbrauch davon hatte. Vermuthlich werden es also nicht die Rechtsgelehrten, sondern die undankbaren Frauen selbst gewesen sein, die solcher Aufsicht sich durch allerhand Schleichwege zu entziehen suchten.

In den griesgrämigen Bemerkungen Cato's und Cicero's repräsentirt sich immer noch der allmälig schwindende Geist der auf Familienaristokratie begründeten Republik, gegenüber der Sitte. Mit dem Kaiserreich hingegen fand diese im Staate einen sehr bereitwilligen Verbündeten, weil die monarchischen Interessen desselben ebenso sehr gegen die große Gewalt des Familienvaters gerichtet sein mußten, als die des Einzelnen, der unter seinem Drucke hatte zu leiden gehabt. Außerdem wollte man die Heirathen begünstigen, gegen die die Römer mit der Zeit eine besondere Abneigung bekamen, denn der Staat brauchte der ewigen Kriege halber viele Bürger.

Man verordnete daher (**leges Julia et Papia Popaea**), daß der Vater seine Tochter nicht am Heirathen hindern dürfe, und sie sogar dotiren müsse. Sodann ward den Frauen, welche drei Kinder hatten, als Privilegium die Befreiung von der Tutel der Agnaten zugestanden, die endlich unter Claudius gänzlich aufgehoben wurde. —

So war die Frau, nachdem auch die Gewalt des Vaters geschwächt wurde, wie wir oben sahen, gänzlich unabhängig

und die Kaiser befestigten diese ihre Stellung noch dadurch, daß sie ihre Mitgift (dos) die in früheren Zeiten Eigenthum des Mannes ward, immer mehr sicherten und der Gewalt des Mannes entzogen.

„Es ist im Interesse des Staates, daß die Frauen ihre Mitgift (dos) gesichert haben, damit sie heirathen können;" —

sagt Paul der Rechtsgelehrte.

Der Mann mußte nun bei der Scheidung die dos zurückgeben, ebenso seine Erben, wenn er starb. Unter Justinian verlor er auch sein letztes Recht, er gewann nämlich die dos selbst nicht mehr beim früheren Tode seiner Frau. Allmälig ward er bloßer Nießbraucher, denn er durfte die dos nicht veräußern, er mußte Caution stellen, die Frau erhielt Hypothek auf sein ganzes Vermögen. Und diese ganze Einrichtung konnte man nicht einmal durch Verträge abändern, denn die Constituirung der dos gehörte zum öffentlichen Rechte des Staates, der zunächst gewiß nur von der Idee ausgegangen war: die Frau zu einem couranten Artikel zu machen, der, schnell von Hand zu Hand gehend, dem Staate viele Kinder bringe. Bei dem christlichen Kaiser Justinian war allerdings die dominirende Staatsidee schon in den Hintergrund gedrängt, und er vollendete die aus monarchischen Grundsätzen der heidnischen Kaiser begonnene Gleichstellung Aller, unterstützt und geleitet von dem noch weit energischer nivellirenden Geist des Christenthums.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Einfluß des Christenthums auf die Vollendung des römischen Rechts.

Es ist eine der lächerlichen Hofirungen des Christenthums, wenn man ihm das Verdienst der Justinianeischen Gesetzgebung, und besonders der darin enthaltenen menschlicheren Ordnung der Verhältnisse zuschreiben will. Der eigentliche Grund dieser Umwandlung ist die auf den Trümmern der Geschlechtsaristokratie sich erhebende Monarchie, der dem Einzelnen abhanden gekommene Staat, der sich als abstrakte Größe dem Menschen unerreichbar über ihm erhebt.

Mit der römischen hörte die Republik, wie sie im Alterthum bestand, überhaupt auf, die geschichtliche Staatsform zu sein. Von da an werden die Verhältnisse zu groß, zu massenhaft, als daß die Familienregierung der alten Staaten sie noch beherrschen könnte. Auf der andern Seite verlangt das Individuum nach Ruhe vor dem Staate, in der er, so lange dieser seine Familien- und Privatsache war, gänzlich aufging. Der moderne Mensch, und wäre er noch so radikal, würde das Leben in einer antiken Republik nicht einen Tag aushalten, wenn anders die Censoren, Aedilen und andere Richter ihn wegen seiner Besonderungen, Eigenthümlichkeiten, Fürsichseins nicht schon vorher hinausgewiesen hätten.

Wie sehr die Freiheit vor den beständigen Anforderungen des Staates den Frauen zu Gute kommen muß,

die ja nur um des Staates willen unterdrückt werden, haben wir schon in der Einleitung gezeigt.

Das Christenthum griff diesem Uebergang zur monarchischen Ordnung mächtig unter die Arme, weil es auf religiösem Boden denselben Prozeß vornahm. Auch hier unterlag die Aristokratie der Götter der Monarchie eines Einzigen, auch hier ward die Handhabung der Religion der Familien-Regierung, dem Einzelnen, der bald Consul und Feldherr, Pontifex maximus, bald Prätor oder was Anderes sein konnte, entrissen, — und Menschen übergeben, die als Diener Gottes von Jugend an gezeichnet, der übrigen Menschheit so weit als möglich entrückt wurden. Das Christenthum beseitigt das Interesse des Einzelnen am Staate, welches im Alterthum seine höchste Tugend war, durch das Verhältniß des Menschen zu Gott und dem Jenseits. Um so bequemer konnte die irdische Macht sich concentriren, die aristokratischen Unterschiede des Alterthums ebnen, und indem sie sich zuletzt in Verhältniß zu Gott setzte, eine Höhe erreichen, von der aus sie größere Massen zu umspannen vermochte. —

Wenn die ersten Kaiser noch Gesetze gaben, welche das Individuum so sehr in Anspruch nahmen, wie die leges Julia et Papia Popaea, Belohnungen auf Heirathen und Kinderzeugung, Vermögensnachtheile auf das Cölibat, ja sogar auf das Witthum setzten, — so waren dieß nur Nachklänge des republikanischen Geistes.

In der Republik selbst war man viel weiter gegangen, da mußte jeder Bürger heirathen, und wenn auch vielleicht hierüber keine bestimmten Gesetze bestanden, so wachten doch die Censoren desto strenger darüber. Es war eine Pflicht, der man sich bei dem strengen Aufsichtssystem nicht entziehen konnte, und der Verlust der bürgerlichen Ehre war damals

ein größeres Zwangsmittel, als die Vermögensnachtheile und Erbunfähigkeit der spätern Zeit. —

Mochte Augustus noch so sehr Imperator sein, die Macht, welche die Republik über den Einzelnen ausübte, war ihm nicht gegeben. Anstatt des directen Zwanges mußte er den indirecten gewisser eventueller Vermögensnachtheile bei Erbschaften eintreten lassen, so daß Plutarch sagte:

„Die Römer heirathen, um Erben zu werden, nicht um Erben zu bekommen.“ —

Rom hätte keine Rechtsconsulenten haben müssen, um solche Gesetze zu umgehen. Die Geschichte selbst spottete über diesen Reactionsversuch, indem die Consuln M. Pappius, Mutilus und G. Poppaeus Sabinus, deren Namen das Gesetz trug, welches die Strafen gegen Ehe- und Kinderlose festsetzte, selbst Hagestolzen waren.

Wie wir aber oben im Erbrechte gesehen haben, ging mit diesen Strafen und Belohnungen die Aufhebung des alten Familienverbandes Hand in Hand, indem der Frau, die drei Kinder hatte, Befreiung von der Tutel, vom Erbrecht der Agnaten, Erbrecht am Vermögen ihrer Kinder 2c. zugestanden ward. — Dieß war das Bleibende. Das Individuum, dem hier die Befreiung von der Macht des **pater familias** geboten wurde, unter der Bedingung dem Staate dafür Kinder zu zeugen, behielt die Freiheit, und entzog sich der Erfüllung der Bedingung.

Das wüste Genußleben, in welches die Römer versanken, mußte zuerst jede Beschränkung zu Gunsten des Staates als lästig und überflüssig erscheinen lassen.

Sodann gingen die Imperatoren in der Auflösung und Zerrüttung ihrer eignen Familie mit so gutem Beispiel voran, daß bei der günstigen Disposition die Nacheiferung nicht ausbleiben konnte. Welche Folgen daher die ehelichen Zwangs-

gesetze hatten, kann man sich leicht denken, wenn Juvenal es uns auch nicht schilderte:

„Schon fast getrennte Ehe muß
In manchem Hause noch der Ehebrecher retten.
Wie? kannst du noch dich mir entwinden?
Kannst du für abgezahlt mich halten?
So war es kein Verdienst, Treuloser, Undankbarer! kein's,
Daß dir ein Knab', ein Mädchen nun
Durch mich geboren ward? Daß du
Beweise deiner Männerschaft erhieltst
Und froh sie in's Register trugst?
Bekränze deine Thüren: bist nun Vater, hast
Durch mich, was du der Leute Reden
Entgegensetzen kannst; hast Vaterrechte nun
Und kannst durch mich in Testamenten stehen:
Ziehst das Vermachte ganz, und läßt
Dir die Kaduzitäten wohl behagen,
An denen mancher Vortheil hängt, wenn ich
Die Zahl von Dreien dir noch füllen sollt'." —

(Die Vortheile waren: dreifaches Kornzeichen, Vorrang beim Consulat, Befreiung von Vormundschaft.)

Als Reaction gegen das Genußleben, und doch als weitere Consequenz der Auflösung traten die Stoiker, Epikuräer, Neuplatoniker auf, und stellten ein speculatives, philosophischer Betrachtung gewidmetes Leben über Familie und Staat.

Das Christenthum endlich machte diese Richtung den Massen mundgerecht, indem es dem Menschen seine Innerlichkeit, auf die ihn Alles zurückdrängte, entäußert, personifizirt in Gott gegenüberstellte, und dem Verhältniß zu ihm alles Andere unterordnete. Dieß war die Vollendung der Auflösung und der Beginn der Reorganisation. Die christlichen Kaiser hoben daher alle jene Belohnungen und

Strafen wegen Heirathens und Nichtheirathens, wegen Kinderlosigkeit und Kinderreichthum, auf.

„Jene Gesetze", sagt ein geistlicher Schriftsteller, „waren gegeben worden, als wenn die Vermehrung des Menschengeschlechtes eine Folge unserer Bemühung sein könnte, anstatt einzusehen, daß die Zahl nach der Ordnung der Vorsehung wächst und abnimmt", d. h. mit andern Worten, solche Gesetze sind unnütz, weil sie sich an der Willkür des Individuums brechen, welches keine Macht zurückhält, sobald einmal eine Organisation in der Auflösung begriffen ist.

Wir werden später noch ausführen, wie wenig das Christenthum der Ehe geneigt war. Es tolerirte dieselbe, sowie es den Staat tolerirte, und befestigte sie nur aus dem Grunde, um das in ihr enthaltene Element der natürlichen Lebendigkeit möglichst concentriren und beherrschen zu können.

In der Gesetzgebung hätte man z. B. nach dem Verlauf derselben erwarten sollen, daß das Erbrecht der Seitenverwandten zu Gunsten des überlebenden Ehegatten beschränkt werde, denn sobald die Idee eines Familieneigenthums aufgegeben ist, erscheint es doch höchst natürlich, den Ehegatten, der das ganze Leben des Verstorbenen theilte, Seitenverwandten vorzuziehen, mit denen er höchstens in der Kindheit in nächster Beziehung stand. Allein sonderbarer Weise schnitt gerade eine Constitution des christlichen Kaisers Theodosius solche Versuche ab und Justinian führte nur einen Pflichttheil für die arme Wittwe ein. — So ist die Abnormität, daß der überlebende Ehegatte erst nach den Seitenverwandten siebenten Grades kommt, bis auf unsere Zeit Rechtens geblieben, und zwar aus christlicher Mißgunst der Ehe.

Wenn ferner die **leges Julia et Papia Popaea** die

zweite Heirath förmlich geboten und der Wittwe nur zwei Jahre Zeit zum Warten gaben, der geschiedenen Frau acht Monate, wollten sie die Vermögensnachtheile des Cölibats vermeiden, so drehten die christlichen Kaiser, aus Ungunst der Heirath, die Sache um, und verknüpften ähnliche Strafen mit der zweiten Heirath der Frau — die dritte Heirath ward sogar vom Kaiser Leo förmlich verboten.

„Es ist schmählich", sagt ein Zeitgenosse des Kaisers, „für den Menschen, sich von den Thieren beschämen zu lassen, deren mehrere, wie z. B. die Turteltauben, eine erste Verbindung nimmer durch eine zweite begraben." —

Abgesehen von den eigenthümlichen naturgeschichtlichen Kenntnissen, ist es in jeder Beziehung sehr bedenklich für die Ehe, Gleichnisse aus der Thierwelt herbeizuholen. — Nachdem Christus einmal den Satz als den letzten und höchsten in Bezug auf die Geschlechtsverhältnisse des Menschen aufgestellt hatte:

„Es sind aber Einige, die sind verschnitten um des Himmels willen",

seitdem war keine Ehre mehr bei der Heirath zu holen. Maria und Christus, die Jungferschaft und das Cölibat, waren die Bestimmung der Auserwählten.

Wir können es endlich als eine letzte Verkümmerung der Ehe betrachten, wenn die Gesetzgebung der christlichen Kaiser die Scheidung erschwerte. Eine leichte Scheidung macht sowohl die Eingehung der Ehe unbedenklicher, als sie auch dieselbe zu vervielfältigen, und den antiken Staatszweck, die Erzeugung vieler Kinder, zu begünstigen im Stande ist. Bei den alten Römern war die Scheidung, je nachdem die Ehe eine freie oder eine mit Einkindschaft war, leicht oder schwer. — Bei jener mußte, der Natur des Verhältnisses nach, jedem das Recht zustehen, dasselbe aufzu-

lösen, wann und aus welchem Grunde er wollte. Anders war es bei dieser, wo höchstens der Mann die Frau wieder emancipiren und dann mit Aufhebung der Auspicien verstoßen konnte. Hierfür aber mußte er einen bestimmten Grund angeben, und denselben dem Spruch des erwähnten Haustribunals unterwerfen. Wenn also mehre alte Schriftsteller erzählen, daß trotz der Befugniß, seine Frau zu verstoßen, der Respect vor den Auspicien so groß gewesen sei, daß erst 520 nach Rom's Erbauung Carvilius Ruga dieß gethan habe, so geht aus der Erwähnung der Auspicien eben hervor, daß dieß nur von der strengen Ehe der **confarreatio** des Patriziers zu verstehen ist. Uebrigens stießen ja die Censoren den Antonius schon 440 aus dem Senat, weil er seine Frau aus der Ehe entlassen, ohne ein Hausgericht zu halten; er lebte also auch in strenger Ehe. Für diese soll, nach Plutarch, schon Romulus zum Schutze der Frauen, die er für ihre in der Schlacht gegen die Sabiner geleistete Hülfe belohnen wollte, verordnet haben, daß nur wegen Ehebruch, Vergiftung und Verfälschung der übergebenen Schlüssel der Mann die Frau verstoßen konnte; that er dieß hingegen ohne Grund, so sollte er die Hälfte seines Vermögens an die Frau, die andere Hälfte an den Tempel der Ceres verlieren. Als in spätern Zeiten mit den größern Verhältnissen die freie Ehe allmälig die strenge verdrängte, ward natürlich die Scheidung häufiger und für die Frau um so leichter, als ihr Vermögen immer mehr gegen den Mann sicher gestellt wurde. Bloß für den Fall, wo die Frau Schuld an der Scheidung war, sollte der Mann einen Theil der **dos** für die Kinder zurückbehalten dürfen. Dieß war billig, weil dem Mann allein die Kinder blieben, und keineswegs als Strafe zu betrachten. Dagegen werden auch für den Fall, daß keine Kinder vorhanden sind

und die Frau durch irgend einen Fehltritt Schuld an der Scheidung war, Geldstrafen erwähnt, die z. B. beim Ehebruch der Frau in einem Sechstheil der dos bestanden. — Allein sowie in den Zeiten der strengen Republik die Censoren und Aedilen durch willkürliche Strafen strenge Gesetze unnöthig machten, so konnten in spätern Zeiten selbst Gesetze nichts mehr helfen. Eine monströsere Sittenlosigkeit hat kein Reich auf Erden gesehen, wie das römische unter den Kaisern, alle andere Lascivitäten sind wahre Kinderspiele dagegen. Man lese die Schilderungen davon in den Geschichtschreibern und Satyrikern, oder ersehe sie aus den Wandgemälden, Denkmalen und Statuen von Pompeji.

„Wie soll irgend eine Frau", sagt Seneca, „noch über eine Scheidung erröthen, nachdem die vornehmen Damen ihre Jahre nicht mehr nach der Consuln, sondern nach ihrer Ehemänner Anzahl berechnen, und sich scheiden, um zu heirathen, heirathen, um sich zu scheiden!" —

Juvenal sagt in einem Verse, um die Art zu bezeichnen, wie man Ehen auflöste:

„Packe deine Sachen zusammen, wird der Freigelassene sagen, und geh'!
Schon bist du uns lästig, auch schneuzest du dich zu oft, geh'
Rasch und eilig, denn eine Andre kommt mit trockener Nase."

Schon vor der Kaiserzeit soll die spartanische Sitte in Rom bestanden haben, die kinderlose Frau einem Andern zu leihen, zum Zweck der Kinderzeugung. So lieh der strenge Republikaner Cato von Utika seine Frau Martia dem Hortensius und nahm sie zurück, nachdem sie diesen beerbt hatte, wie Cäsar dem Cato vorwarf, um diejenige, die er arm hingegeben, reich wieder zu bekommen.

Die Reaction gegen solchen Materialismus blieb natürlich nicht aus, und eben die Maßlosigkeit desselben war der geeignetste Boden für das spiritualistische Gebäude, wel-

ches erst die Philosophen, und dann das Christenthum darauf erbauten, sowie die erschlaffte Seele des Wüstlings am ersten bereit ist, in's Gegentheil umzuschlagen und die Materie zu verdammen, nur mit dem Unterschiede, daß Völker durch solchen Umschlag verjüngt werden können, der Wüstling nicht. —

Das Christenthum vollendete die Auflösung der alten Welt nur, insofern es die aus der alten Staatsorganisation übrig gebliebenen Ungleichheiten ebnete, es war für die Gleichheit, denn vor dem Christen-Gott sind alle Menschen gleich. Es organisirte aber, sobald es sich von der gänzlichen Befreiung des Individuums von jeder äußern Macht handelte. Wenn daher die Republik die Ehe beaufsichtigte, damit der Bürger nicht dem Staate abgezogen werde, so befestigte sie das Christenthum wieder und concentrirte in ihr das sinnliche Element, um den Menschen zu Gott zu führen. Die christlichen Kaiser erschwerten daher die Strafen des schuldigen Theiles, setzten die Ursachen fest, aus denen eine Scheidung allein stattfinden dürfe, und Justinian hob sogar die Befugniß auf, sich mit gegenseitiger Einwilligung zu scheiden. Sein heidnischer Nachfolger freilich vernichtete dieß Gebot wieder: „Weil Haß und Antipathie oft stärker seien, als die menschliche Vernunft." —

Allein was ist die menschliche Vernunft in einem Systeme, welches nicht bloß diese, sondern den ganzen Menschen veräußert hat an Gott und das Jenseits? Was der nun folgenden Kirche gegenüber, welche die sichtbare Erscheinung desselben auf Erden ist, und mithin der menschlichen Vernunft gebieten kann? Die alten Römer fragten auch nicht nach der menschlichen Vernunft, sondern nach dem Staate; die Christen fragen allein nach Gott!

Nach allem diesen stellte die römisch-christliche Gesetzgebung den Begriff der Ehe in dem berühmten Satze fest:

„Die Ehe ist eine Vereinigung zwischen Mann und Frau, eine Gemeinschaftlichkeit des ganzen Lebens, des menschlichen und göttlichen Rechtes.“ —

Dieser Satz ist mehr theologisch als juristisch wahr. Vor dem Christengott sind alle Menschen, Mann und Frau, gleich, allein alle die Unebenheiten des practischen Lebens hat er nicht ebnen können. Die Gemeinschaftlichkeit des Vermögens hat nie bei den Römern bestanden, und selbst heute besteht sie nicht, da der Mann als alleiniger Disponent derselben weit größere Rechte hat, als die Frau. — Die Familie war und ist ebensowenig gemeinsam, da der Mann die alleinige Macht über die Kinder und die Häuslichkeit behielt. Ebenso ist die Gemeinschaftlichkeit des menschlichen Rechtes eine Phrase.

„Die Frauen“, sagt Ulpian, „sind von allen Privat- und öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, sie können daher weder Richter sein, noch eine Magistratur bekleiden, nicht klagen, nicht interveniren, nicht Sachverwalter sein.“ —

Sie werden ferner nicht als Zeugen zugelassen, außer im Prozeß, sie können nicht adoptiren, nicht Tutor, nicht Schiedsrichter sein, sie können sich nicht für Andere verpflichten, und dieß Alles, wie der römische Gesetzgeber sich ausdrückt, weil es gegen die dem Geschlechte zustehende Schamhaftigkeit ist, sich in fremde Angelegenheiten einzumischen. —

Es ist aber nicht diese Tugend der Frauen, sondern ihre Untugend, sich jedem Staatsorganismus ungefügig zu erweisen, welche ihnen diese Beschränkungen zuzog, und größtentheils noch zuzieht. — Eine politische Thätigkeit war nun vollends in den alten Republiken eine wahrer Gräuel,

und konnten die römischen Imperatoren niemals die Idee der Monarchie so befestigen, daß auch ihre Frauen oder Töchter zur Herrschaft gelangten. Heliogabal führte seine Mutter Semiamira in den Senat ein, dafür tödtete man sie nach seinem Tode: „auf daß vor Allem verhütet werde, daß jemals ein Weib in den Senat ihren Fuß setze, und das Haupt der Schuldigen den unterirdischen Göttern geweiht und verfallen sei.“ —

Griechen und Römer betrachteten die Erblichkeit des Thrones und die dadurch mögliche Herrschaft einer Frau, als eine den Barbaren eigenthümliche Institution. Das Christenthum befestigte die Monarchie so sehr, daß sie fast bei allen geschichtlichen Völkern herrschend wurde. Welch' große Neuerung dieß war, zeigt die Herrschaft der Kaiserin Irene, welche, trotz des längst entschwundenen republikanischen Geistes, nicht ohne Murren ertragen wurde. —

Das göttliche Recht endlich, war dieß gemeinsam? Im Heidenthume gewiß nicht, wo die weibliche und die männliche Fortuna ihren besondern Tempel und besondern Gottesdienst hatten, die Frauen von den religiösen Aemtern so gut ausgeschlossen waren, als von den politischen. Im Christenthume war freilich Gott und sogar Christus mit sämmtlichen späteren Heiligen für beide Geschlechter gemeinsam, allein Priester konnte auch hier die Frau nicht werden. Es lag gewiß nicht im Sinne des Christenthums, hier einen Unterschied zu machen, und wirklich sollen in den ersten Zeiten Frauen das Priesteramt versehen haben.

Das Christenthum muß sich eben zu vielen Concessionen verstehen, gar manche Modificationen in der Praxis erleiden. Seine natürlichen Forderungen der Gleichheit aller Menschen brechen sich an der Ungleichheit, der Unnatur, oder vielmehr der zurückgedrängten Natur des Men-

schen im Staat, dahingegen werden seine unnatürlichen Forderungen der Tödtung der Materie durch eben diese menschliche Natur vereitelt, der man doch nicht zu viel zumuthen kann. Zwischen dem Widerstande gegen diese Forderungen waltet nur der Unterschied ob, daß er bei jenen mit der Zeit ab-, bei diesen zunimmt; bei jenen der Widerstand durch die Forderungen, bei diesen die Forderungen durch den Widerstand besiegt werden. So lange es für die Ehe noch einer juristischen Definition bedarf, d. h. so lange es der Zustand der Menschheit erfordert, daß außer dem Manne und der Frau noch andere Mächte sich um deren Vereinigung kümmern, ist die christlich-römische Definition die menschlichste und reinste, allein selbst sie ist bis auf den heutigen Tag eine bloße Forderung, eine Phrase geblieben.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Einfluß der römischen Frauen.

Die Römerin hatte sich also einen Platz im Privatrechte erobert, mit dem unsere heutigen Damen sich noch begnügen müssen. Es wird schon daraus klar, daß ihr Einfluß größer sein mußte, als bei irgend einem andern Volk des Alterthums.

Dem Gesetze gelingt es selten, alle seine Forderungen erfüllt zu sehen, die Sitte bricht ihm überall seine Spitzen ab, und ein Sittenschilderer unserer Zeit würde einen bedeutenden Bock schießen, wollte er aus unserm Gesetze, welches den Weibern Gehorsam gegen die Männer befiehlt, den Schluß ziehen, daß dem auch so gewesen sei. —

So war auch der Einfluß der römischen Frau weit größer, als nach den Gesetzen zulässig schien.

Cineas, des Pyrrhus Gesandter, kommt mit großen Geschenken nach Rom, hauptsächlich für die Frauen; „weil diese seit den frühesten Zeiten bei den Römern großen Einfluß haben."

Das Gesetz gestattete der Mutter gar keine Gewalt über die Kinder, dennoch lesen wir allenthalben das Gegentheil; Horaz schildert die alten Römer:

„Streitgewohnter Ackerer Zucht erwuchs
Mannhaft, die kundig mit dem Sabellerkarst

Erdschollen umwühlt, und auf strenger Mutter Gebot
Die im Forst gehauenen Holzkolben heimtrug."

Der trotzige, wilde Coriolan beugte sich nur vor seiner Mutter. Er heirathete nach ihrem Willen, und wohnte auch als Ehemann noch bei ihr. Als er an der Spitze der Volsker Rom belagerte, war er taub gegen die Bitten seiner Verwandten, der Priester und Anderer, als aber seine Mutter und Gattin an der Spitze der Weiber erschienen, umarmte er zuerst jene und gab weinend nach. — Mag die Sage an dieser Geschichte noch so viel erfunden haben, in der Sittenschilderung ist sie stets zuverlässig.

Livius erzählt mehre Beispiele von Müttern, die selbstständig über ihre Kinder disponiren.

Im Jahr 312 nach Erbauung der Stadt bewarben sich zwei Jünglinge um ein Mädchen aus dem Plebejerstande, die durch hohe Schönheit ausgezeichnet war. Der eine war Plebejer und ward von den Vormündern, der andre, Patrizier, von der Mutter des Mädchens begünstigt. Da man sich nicht einigen konnte, kam die Sache vor Gericht, und die Obrigkeit erkannte der Mutter das Recht zu, ihre Tochter nach Gutdünken zu verheirathen. (Nach dem, was wir von den römischen Gesetzen wissen, hätte das Gegentheil erkannt werden müssen.) Bei dem großen Haß zwischen Patriziern und Plebejern entstand ein kleiner Krieg um das Mädchen; die letztern raubten dasselbe mit Gewalt aus dem Hause der Mutter, worauf die Vornehmen unter Anführung des liebenden Jünglings in Schlachtordnung anrückten und sie schlugen. Ein förmlicher Krieg, in den die auswärtigen Feinde hineingezogen wurden, war die Folge davon.

Wie fürchtet sich der große Scipio Africanus vor seiner Frau, als er seine Tochter an den Gracchus verlobt hatte, und welche Vorwürfe mußte er hören! — Und diese Tochter,

die berühmte Cornelia, die Mutter der Gracchen, ist als strenge gebietende Hausfrau und Erzieherin ihrer Kinder eine Idealfigur geworden, die man noch heute uns häufig vorführt. Die Gesetze, welche sie als Geschwister ihrer Kinder, oder denselben ganz fremd hinstellen, müssen sie also wenig genirt haben. Dafür war sie freilich die Tochter des großen Scipio, und ward nur aus Politik dem Plebejer Gracchus zur Frau gegeben. — Alle die bekannten Frauen, die, selbstständig mit Macht versehen, bei den Römern auftreten, waren Patrizierinnen oder von solchen plebejischen Geschlechtern, die gleichen Rang erworben hatten, und durften deßhalb schon mehr wie die gesetzliche Freiheit beanspruchen. —

Juvenal sagt auch deshalb:

„O lieber, lieber eine Venusinerin (Eine vom Lande),
Als dich, Cornelia, der Gracchen Mutter,
Wenn du mit großen Qualitäten
Ein hohes Auge mit dir bringst,
Und zu der Morgengabe Triumphe zählst." (Die Triumphe ihrer Ahnen.)

Es war, wie ich schon im Anfang sagte, zunächst die Macht der Familie, welche das Weib in Rom zu Ansehen und Freiheit brachte. Die Scipionen waren nicht allein damals das mächtigste Haus in Rom, sie besaßen auch am meisten Bildung, und bekanntlich sah man in Rom den Umgang des Scipio Africanus mit griechischen Philosophen und sein Besuchen der Rednerschulen sehr ungern, weil die strengen Republikaner Wissenschaft und Kunst als Entartung und Verweichlichung betrachteten. Cornelia lebte aber, dem Vorurtheil zum Trotz, nur im Umgang mit Griechen und Philosophen, erlaubte sich also mehr noch, wie die Männer. —

Sonderbare Ironie, daß diese stolze Aristokratin die ärgsten Revolutionäre, die Väter des Communismus, die

kühnsten Vertreter der Plebejer gebären mußte. Es scheint ihr dieß auch nicht wenig Zorn und Kummer verursacht zu haben, denn in ihrem Briefe an ihren letzten Sohn klagt sie über die Raserei ihrer Familie und verlangt, ihr Sohn solle ablassen.

„Wenn dieß aber durchaus nicht geschehen kann, so suche nach meinem Tode das Tribunat nach. Mag nach mir geschehen, was da will, — dann fühle ich es nicht mehr.“ —

Selbst der tückisch=grausame Tiberius und sein Vertrauter Sejan ließen sich einzig und allein durch die mütterliche Autorität der Augusta imponiren. Erst als sie starb, zeigte das kaiserliche Raubthier seine Krallen.

Auch Nero konnte sich der Herrschaft seiner Mutter Agrippina nicht anders als durch ihre Ermordung erwehren. Es scheint, daß sogar Seneca ihm dabei mehr zu= als abgerathen hat.

So herrschend tritt uns nirgends sonst im Alterthum die Frau entgegen, und daß dieß sich nicht bloß auf einzelne von Zeit zu Zeit vorkommende Ausnahmen beschränkte, beweisen uns Gesetze, die außer dem gewöhnlichen, schon dargestellten Privatrechte der Frau noch besondere Privilegien zuwandten.

Ein Gesetz, angeblich des Romulus, befreite die Frau von jedem Hausdienst, außer Spinnen und Weben. Der Mann selbst soll der Matrone auf der Straße ausweichen. Wer sie mit schamlosen Worten kränkt, ist des Todes schuldig. — Ein ander Mal erlaubt der Staat den Matronen dafür, daß sie dem Staate ihr Geschmeide in einer kritischen Periode geliehen, auf Wagen zu fahren, eine Ehre, die sonst nur Männern mit curulischen Aemtern zustand. Auch sollen Gedächtnißreden an ihrem Grabe gehalten werden. — Es

ist indeß nach Livius Behauptung wahrscheinlich, daß alle diese Auszeichnungen nur für die Patrizierinnen galten.

Die Häuslichkeit der Frau wird zwar als besondere Tugend noch gepriesen, aber sie ist nicht mehr eine gesetzlich gebotene, wie in Athen. Ueberhaupt sehen wir die römische Frau auf der Straße, im Theater, beim Gastmahl; ja die Tochter des berühmten Redners Hortensius hält öffentlich eine Rede an die Frauen, um ein Gesetz zu hintertreiben.

Die steigende Selbstständigkeit der Frau ärgerte besonders den alten Cato, den unermüdlichen Feind der Patrizier. — Er war der echte Republikaner alten Schlages, der nichts Besonderes, keine Bildung, keinen Luxus aufkommen lassen wollte, damit der Bürger seiner harten, rohen Staatsarbeit nicht überdrüssig werde. — Wie schon erwähnt, eiferte er gegen die Einführung der marmornen Götter aus Griechenland. Die schöne Form hat schon einen revolutionären Einfluß auf den republikanischen Staatsknecht. Der Philosoph Karneades kam als griechischer Gesandter nach Rom, hielt daselbst Vorlesungen, und fand besonders bei der Jugend ungeheuern Beifall. Aber Cato ruhte nicht eher, bis der Senat, alle Beziehungen abbrechend, den Gesandten aus der Stadt verwies:

„Daß er wieder fortkäme in seine Schulen und ferner nur die Söhne der Hellenen unterweise, die römischen Jünglinge aber auf ihre Gesetze und die Obrigkeiten wie vorher hörten, und aus dem Umgang der Senatoren Weisheit lernten.“ —

Heut' zu Tage erlaubt sich höchstens der Kaiser von Rußland, z. B. durch die beabsichtigte Central-Staats-Buchhandlung, alle Erkenntniß und Bildung von Staatswegen zuzumessen und zuzurichten. Und doch ist der russische Unterthan immer noch ein freierer Mann, als der

antike Republikaner, denn es gewährt mir einen schlechten Ersatz für meine eigne Sklaverei, daß ich in Bezug auf die Andern selbst wieder den Kerkermeister spielen darf. Der Römer war zwar in seinem Privatleben nicht so sehr Knecht des Staates, wie der Grieche, aber er war es immer noch genug, als daß nicht der moderne Mensch, trotz aller Begeisterung unserer Philologen, dabei zu Grunde gehen müßte. Auch in Rom ward in den guten Zeiten der Republik jeder Einzelne in seinem Thun und Treiben beaufsichtigt und von Staatswegen zurechtgewiesen, — bei so engen Verhältnissen ein unerträglicher Zustand! —

Plutarch sagt von den Römern:

„Sie meinten, daß weder Verheirathung, noch Kinderzeugen, noch Lebensart, noch Gastmahle ohne Aufsicht bleiben und Jedes Wohlgefallen und Willkür überlassen sein dürften." — (Welche Sklaverei!)

Als Cato das Amt des öffentlichen Aufsehers (Censor) bekleidete, stieß er den Manilius aus dem Senat, weil er seine Frau in Gegenwart seiner Tochter geküßt habe.

„Er umarme seine Frau nur bei großen Donnerwettern, liebe es aber, wenn Zeus donnere."

Daß ein solcher Mann die wachsende Unabhängigkeit der Frauen sehr ungern sehen mußte, ist natürlich. Er führte denn auch einen erbitterten Krieg gegen das arme Geschlecht.

Im zweiten punischen Krieg war aus Geldnoth das Oppische Gesetz gegeben worden:

„Keine Frau solle mehr als eine halbe Unze Goldes besitzen, keine bunten Kleider tragen, und nicht auf einem Zweigespann fahren."

Nach beendigtem Kriege trug man auf Aufhebung des Gesetzes an. Die Tribunen wollten sich dem widersetzen,

wodurch ein Auflauf der Frauen entstand, die durch ihre Bitten die Männer zu gewinnen suchten. Cato, höchlichst entrüstet über solchen Zusammenlauf, den er „nicht ohne zu erröthen" gesehen, spricht in der Volks-Versammlung für Beibehaltung des Gesetzes:

„Wenn es Jeder von uns bei seiner Frau zur Weise gemacht hätte, ihr Quiriten, des Mannes Rechte und Würde zu behaupten, so würden uns jetzt die Frauen sämmtlich nicht so viel zu schaffen machen. So aber wird unsere in unseren Häusern durch die weibliche Unbändigkeit besiegte Freiheit sogar hier auf dem Gerichtsplatz zu Boden und unter die Füße getreten, und weil wir Jeder seiner Einen nicht widerstehen konnten, werden sie uns Allen furchtbar......"

„Nach dem Willen unserer Vorfahren, sollten Frauenzimmer keine einzige, auch keine Privatsache, ohne Vormund führen, sie sollten des Vaters, des Bruders, des Mannes Eigenthum sein. Wir aber lassen, wenn es die Götter wollen, sogar geschehen, daß sie sich beinahe auf dem Gerichtsplatz selbst in die öffentlichen Zusammenkünfte und Abstimmungen mischen. Lasset diesen leidenschaftlichen Wesen, diesen unbezähmbaren Geschöpfen die Zügel schießen, und lebt dann der Hoffnung, daß sie von selbst, ohne euer Zuthun, ihrer Ausgelassenheit ein Ziel stecken werden! Von Allem was die Frauenzimmer als ihnen entweder durch Gebräuche oder durch Gesetze auferlegte Bürden so ungern dulden, ist dieß das Geringste. Wenn wir die Wahrheit sagen wollen, so sehnen sie sich nach Freiheit, ja nach Ausgelassenheit in Allem. Was wäre noch, woran sie sich nicht wagen werden, wenn sie dieß errungen haben?"

„Geht alle die Weiber betreffenden Maßregeln durch, an welche unsere Vorfahren ihre Ausgelassenheit festbinden und sie den Männern unterwerfen wollten, und bei all' diesen

Verstrickungen könnt ihr sie doch kaum im Zaum halten. Wie? wenn ihr ihnen gestattet, daß sie erst an diesem und jenem zwicken, es den Männern entwinden und endlich diesen gleichgestellt sind; glaubt ihr, daß ihr auch dann noch ihrer werdet entbehren können? Den Augenblick, sowie sie anfangen euch gleich zu sein, werden sie eure Obern sein."

Die Weiber setzten aber trotz Cato's Zorn die Aufhebung des Gesetzes durch. Sie belagerten die Hausthüren der Tribunen, welche ihr Veto gegen den Gesetzvorschlag eingelegt hatten, so lange, bis diese nachgaben. Wir haben schon in der Rechtsgeschichte erwähnt, wie Cato sich an diesen „leidenschaftlichen und unbezähmbaren Geschöpfen" durch die **lex voconia** rächte, wonach sie nicht mehr in Testamenten zu Erben eingesetzt werden durften.

Cato klagte sich an: In seinem Leben drei Fehler begangen zu haben, worunter der erste, daß er seiner Frau einmal ein Geheimniß anvertraute.

Da war nach antiken Begriffen der Sohn des Papirius weit vernünftiger. Von seinem Vater in den Senat mitgenommen, befragte ihn seine Mutter, was man verhandelt habe. Er log ihr vor:

„Ob es besser sei, daß ein Mann zwei Weiber, oder ein Weib zwei Männer habe."

Diese Nachricht soll die Frauen so sehr allarmirt haben, daß ein Auflauf der Weiber entstand. Eine solche heut' zu Tage mit Ohrfeigen zu strafende Impertinenz eines Sohnes gegen seine Mutter fanden die Alten so weise, daß Papirius eine öffentliche Belohnung erhielt.

Wie verschwinden alle die glänzenden Tugenden der Alten, wenn man sie nicht durch die Brille deutscher Professoren ansieht, vor dem, was unsere Zeit an ihren Helden aufzuweisen hat! — Dieser sittenreine, strenge Cato war

zugleich Wucherer und Sklavenzüchter. Er nahm förmlich wie bei der Beschälung von edlen Hengsten, Abgaben für den Beischlaf mit seinen Sklaven. Er prügelte sie mit eigener Hand. Er hielt nach dem Tode seiner Frau mehrere Kebsweiber, und als sein Sohn diesen unfreundlich begegnete, heirathete er jenem zum Trotz die Tochter seines Schreibers, um, wie er höhnisch sagte: „dem Staat noch mehr so treffliche Bürger zu schenken, wie sein Sohn sei."

Das Schlimmste aber ist, daß Cato bei alle dem als Muster und Ideal eines strengen, wirthschaftlichen Hausvaters und enthaltsamen Menschen im alten, noch unverdorbenen Rom galt.

Trotz Cato's Widerstreben und anderer Biedermänner gleichen Schlages, wurden die Frauen mit dem zunehmenden Reichthume und Luxus der Römer immer selbstständiger, und erlangten in den vornehmen Geschlechtern einen Reichthum und eine Unabhängigkelt, die sie in der Auflösungsperiode der Republik, bei dem Kampf der großen Geschlechter und Heerführer um die Alleinherrschaft, eine ähnliche Rolle spielen läßt, wie in Frankreich, als der Adel in den Fronde-Kriegen zum letzten Mal sich gegen das Königthum empörte.

Sulla, Catilina, vor Allem aber Cäsar, Pompejus und Antonius machen den Frauen den Hof, um durch ihren Einfluß groß zu werden. Man heirathete, um Macht zu gewinnen, und verstieß die Frau zu Gunsten einer Andern, wenn diese mehr Gewinn versprach, so daß Cato der Jüngere ausrief:

„Durch Weiber und Verheirathungen werden Heere und Aemter vergeben."

Pompejus z. B. heirathete erst die Tochter des Antistius, um seinen Prozeß zu gewinnen. Auf Sulla's Rath

verstieß er sie wieder und nahm die Stieftochter des Dictators, die selbst verheirathet und schwanger war. Auch dieser schickte er einen Scheidebrief, angeblich wegen ihrer Lüderlichkeit und heirathete Cäsar's Tochter. In diese war er so verliebt, daß er Rom vernachlässigte, seine Feinde ihm über den Kopf wuchsen. —

Zwei der mächtigen Triumvirn, welche nach einander Rom beherrschten, sollten an ihrer Verliebtheit zu Grunde gehen. Pompejus lebte auf den Landhäusern Italien's mit seiner Gattin, die ihn, wie Plutarch sagt, so sehr liebte: „weil er nur ihr allein ergeben war.“

Als sie starb, weissagte Jeder den kommenden Kampf, weil das Freundschaftsband mit Cäsar zerrissen war. —

Aber die Liebe ließ unsern Helden nicht los, während Cäsar bei aller Lüderlichkeit kalt und berechnend blieb. Er heirathete zum vierten Male Cornelia, die Wittwe des Crassus. Sie war sehr schön und liebenswürdig, spielte die Harfe, las philosophische Bücher, und aus Zärtlichkeit zu ihr fand endlich der große Pompejus seinen Tod. Geschlagen, nämlich bei Pharsalus, hätte er bei den Parthern ein neues Heer finden können; die Besorgniß, seine Frau unter so rohem Volk zu wissen, bewog ihn, nach Egypten zu fliehen, wo er ermordet ward. Plutarch beschreibt ihn als sehr schön, mit sanft wollüstigem Blicke, dabei von hohem Stolz. Die Buhlerin Flora erzählte: Sie habe ihn nie verlassen, ohne ihn vor Liebe zu beißen. Sie ward krank vor Sehnsucht, als Pompejus sie einst aus Gefälligkeit einem Freunde lieh. —

Der Nachfolger des Pompejus in der Gewaltherrschaft über Rom, Antonius, ward noch weit mehr von den Weibern beherrscht, als jener. Schon sein Vater war dermaßen

unter dem Pantoffel, daß seine Frau ihm wegen seiner Verschwendung gar kein Geld mehr in den Fingern ließ.

Diese Mutter des Antonius war eine der wenigen Personen, welche bei dem Blutbade, welches ihr Sohn und seine zwei Collegen anstellten, es wagte, ihren geächteten Bruder zu verbergen. Als er entdeckt wurde, ging sie selbst zu den Triumvirn auf den Markt und gab sich an, obschon Todesstrafe auf dem Verbergen eines Proscribirten stand. Ihre weibliche Energie rettete den Bruder. — Ueberhaupt spielen die Weiber eine große Rolle bei den Proscriptionen. Einige holen selbst die Henker, um ihre Männer los zu werden, und heirathen am folgenden Tage den Mörder, — Andere hingegen opfern sich für den Mann, retten ihn mit großem Heldenmuth, oder hungern sich zu Tode aus Gram um den Verlust.

Eins der ehrgeizigsten Weiber dieser Epoche war Fulvia, die Frau des wilden Tribunen Clodius. Nach dem Tode desselben heirathete sie den Antonius, der damals noch wenig bedeutend und sehr ausschweifend war.

„Diese Frau", sagt Plutarch, „war nicht gewohnt, sich um die Spindel und die Hauswirthschaft zu bekümmern, und wollte über keinen Privatmann, sondern über einen Mann von der Regierung herrschen und einen Feldherrn regieren. Kleopatra wurde daher dieser Fulvia das Lehrgeld dafür schuldig, daß sie den Antonius gelehrt, den Weibern zu gehorchen; denn wie Kleopatra den Antonius bekam, war er schon ganz zahm und längst gewohnt, unter der Herrschaft der Weiber zu stehen." —

Dieses herrschsüchtige Weib ließ bei den Proscriptionen viele Männer auf die Liste setzen und ermorden, unter andern den Rufus, weil er sein Haus ihr früher nicht hatte verkaufen wollen. Jetzt bot er es ihr zum Geschenke an,

wurde aber dennoch in die Acht erklärt und Antonius schickte seinen Kopf, als man ihn brachte, an seine Gemahlin mit der Aeußerung: Er gehe ihn nichts an. Fulvia ließ ihn hierauf, statt auf dem Markte, vor dem gewonnenen Hause aufstecken. Auch zu Cicero's Ermordung trug sie bei, der ihr als Feind ihres ersten und zweiten Mannes doppelt verhaßt war.

Als endlich Antonius in den Armen der Kleopatra die Weltherrschaft vernachlässigte und dem Octavian das Feld frei ließ, sammelte sie selbst ein Heer und zog an der Spitze desselben gegen den Nebenbuhler, gerade wie **la grande Mademoiselle** unter Anna von Oestreich und Mazarin.

Wie reich und selbstständig die vornehmen Frauen damals waren, zeigt auch die Maßregel, welche Antonius und Octavian ersannen, um die ihnen fehlenden 200 Millionen Drachmen herbeizuschaffen. Sie verzeichneten nämlich durch öffentlichen Anschlag 1400 der reichsten Frauen, welche nach einer Abschätzung ihres Vermögens zur Bestreitung der Kriegskosten einen von den Triumvirn beliebig festgesetzten Beitrag leisten sollten. Zugleich war eine Strafe darauf gesetzt, wenn eine etwas von ihrem Vermögen verheimlichte oder es unrecht abschätzte, und eine Belohnung für diejenigen Freigeborenen und Sklaven, welche etwas dergleichen anzeigen würden.

Die Frauen beschlossen, durch Verwandtinnen der Machthaber für sich bitten zu lassen, und fanden auch die Schwester Cäsar's und die Wittwe des Antonius nicht abgeneigt. Wie sie aber vor den Thüren der Fulvia, der Gemahlin des Antonius, weggestoßen wurden, da drangen sie, voll Erbitterung über diese Schmach, auf den Markt vor die Bühne der Machthaber, wo ihnen das Volk und die Leibwache Platz ließen, und erklärten durch den Mund der hierzu erkorenen Hortensia:

„Wie sich für Frauen von unserem Stande bei einer Bitte an euch geziemte, haben wir unsere Zuflucht zu euren Frauen genommen. Weil wir aber von Fulvia erlitten, was sich nicht für uns geziemte, so ist sie selbst Schuld, daß wir miteinander auf den Markt gedrungen sind. Bereits habt ihr uns unsere Väter, Kinder, Männer und Brüder entrissen, unter der Beschuldigung, daß sie euch unrecht gethan. Nehmet ihr uns dazu auch noch das Vermögen (woran den vornehmen römischen Damen freilich weit mehr zu liegen scheint), so zwingt ihr uns zu Unanständigkeiten, welche unsere Abkunft, unsere Lebensweise und unsere Weiblichkeit entehren. Behauptet ihr, auch von uns, wie von den Männern, beleidigt zu sein, nun so achtet uns ebenso wie jene. Wenn wir Frauen aber keinen von euch für einen Feind erklärt, keinem seine Behausung zerstört, keinem das Heer verführt, gegen keinen eine feindliche Schaar geführt haben: warum sollen wir die Strafe theilen, da wir keinen Theil an der Beleidigung hatten?"

„Und warum sollen wir steuern, da wir nicht im Mitgenusse von obrigkeitlichen Aemtern und Ehrenstellen und Provinzen sind, überhaupt keinen Theil an der Staatsverwaltung haben, um die ihr jetzt, das Unheil auf den höchsten Grad steigernd, euch streitet? Weil es Krieg ist, sagt ihr? Gut; aber wann gab es denn auch nicht Kriege? Und wann steuerten die Weiber? Sie, die ihr Geschlecht bei allen Völkern frei davon spricht? (Weil sie nichts besaßen. Die Römer sind die ersten, welche das Weib erbfähig machten.) Wohl aber steuerten unsere Urmütter einst einmal gegen die Sitte unseres Geschlechtes, als eure ganze Oberherrschaft und die Stadt selbst in Gefahr war, zur Zeit der carthagischen Drangsale."

„Aber sie steuerten doch freiwillig und nicht von Grund und Boden, oder Landgütern, oder Mitgabe, oder Häusern, (weil sie noch keine hatten), ohne welche kein freigebornes Weib anständig leben kann, sondern bloß von ihrem Schmucke, der überdieß nicht abgeschätzt wurde, wo keine Verräther oder Ankläger, keine Nöthigung oder Gewalt statt fand, sondern ihr eigner freier Wille die Summe bestimmte. In welcher Gefahr ist denn aber jetzt die Oberherrschaft oder das Vaterland? Laßt uns immer einen Krieg mit den Galliern oder Parthern kommen, und wir werden uns für die Rettung des Vaterlandes nicht schlechter finden lassen, als unsere Urmütter. Zu bürgerlichen Kriegen aber sollten wir doch niemals steuern und auch nicht gegeneinander zu Hülfe sein. Haben wir ja doch unter Cäsar und Pompejus nicht gesteuert, und hat uns doch weder Marius noch Cinna dazu gezwungen, noch Sulla, der gewaltthätige Beherrscher des Vaterlandes! Ihr aber behauptet ja, die Verfassung des Staates wieder ordnen zu wollen!"

Diese Rede der Hortensia erfüllte die drei Männer mit Unwillen. Wie? Weiber sollten, wenn Männer schwiegen, die Keckheit haben, in die Versammlung zu kommen, die Handlungen der Machthabern mustern und, wenn Männer Feldzüge machen, nicht einmal Geld dazu hergeben wollen? Sie befahlen deswegen den öffentlichen Dienern, die Frauen von der Bühne wegzutreiben. Aber bald erhob sich ein Geschrei der Menge von außen her, die Diener ließen von ihrem Beginnen ab, und die Machthaber erklärten die Sache für verschoben auf morgen. Am folgenden Tage wurden statt 1400 nur 400 öffentlich angeschlagen, die ihr Vermögen abschätzen lassen sollten. *)

---

*) Appian IV. 340.

Es ist merkwürdig, wie gerade aus dem altrömischen Familienrecht, welches die Frau so systematisch unter die Gewalt des Mannes brachte, eine solche Unabhängigkeit hervorgehen konnte. Vierzehn hundert Frauen mit eignem großen Vermögen, allein darüber verfügend, das ist schon eine bedeutende Macht. — Deshalb unterhandeln auch alle die großen Verschwörer mit ihnen. Cäsar besticht vorzugsweise die Frauen, sie besuchen ihn in seinem Lager zu Lucca. Catilina erhält umgekehrt Geld von ihnen, weil viele hofften, bei der Gelegenheit ihre Männer los zu werden. Solche Frauen wollten denn auch, wenn sie sich verheiratheten, mit zu reden haben. — Porzia, des Brutus Weib und Cato's Tochter, ist bekannt aus Shakespeare, der den Plutarch in vielen Scenen wörtlich abgeschrieben hat. Sie schneidet sich in die Hüfte, um sich selbst und ihre Fähigkeit Schmerzen zu ertragen, zu prüfen.

„Brutus", sagte sie, „ich des Cato Tochter, bin in dein Haus gegeben worden, nicht um bloß wie die Kebsweiber an deinem Bette und Tische, sondern auch an deinen guten und bösen Begebenheiten Antheil zu nehmen." —

Als Jemand, auf Brutus und Porzia anspielend, vor einem Gemälde, den Abschied Hector's und Andromache's vorstellend, den Vers des Homer citirte:

„Hector! du bist mir Vater, bist mir theure Mutter und Bruder, du mein geliebter Gemahl;"

sagte Brutus mit Lächeln:

„Aber ich kann gegen die Porzia nicht sagen, was Hector sagt: Befiehl deinen Dienerinnen, fleißig zu weben und zu spinnen; denn obgleich Porzia durch die Schwachheit ihres Körpers verhindert wird, es uns an tapfern Thaten gleich zu thun, so thut sie es doch gewiß an herzhaftem Muthe für's Vaterland." —

Bekanntlich nahm sie sich selbst das Leben, als sie die Sache ihres Mannes verloren sah. —

Cicero, der Moralist, der oft über die Unabhängigkeit der Weiber eifert, muß das Gesetz der Zeit doch über sich selbst ergehen lassen. — Er klagt sehr, daß seine Frau Terentia sich mehr um seine politischen Geschäfte, als um die häuslichen Angelegenheiten bekümmere. Er ward nicht allein von ihr beherrscht, sondern auch mißhandelt, wenigstens behauptete er dieß, als er sich endlich von ihr schied. Bei der zweiten Frau ging es ihm nicht besser, denn auch diese verstieß er wieder.

Noch unter Tiberius macht Severus Cäcina den Antrag, daß kein Beamter, dem eine Provinz zufalle, seine Frau mitnehme: „Sie wandelten", sagte er unter andern, unter den Kriegern umher, nähmen von Centurionen Aufwartung an. Habe doch erst neulich eine Frau die Musterung der Cohorten, die Schwenkungen der Legionen angeführt. Sie möchten (die Senatoren) nur selbst bedenken, wie oft bei Anklagen wegen Erpressungen das Meiste den Weibern zur Last falle. An sie hänge sich jeder Verworfenste der Provinzbewohner. Sie übernähmen Geschäfte und führten sie durch. Doppelte Ehrenbezeugungen müsse man erweisen, es gebe zwei Hofhaltungen. Eigensinniger und leidenschaftlicher seien die Weiber im Befehlen. Sie, einst durch das Oppische und andere Gesetze eingeschränkt, beherrschten nun nach gelösten Fesseln die Familien, die Gerichte und auch bereits die Kriegsheere." —

Der Senat verwarf den Antrag als unzeitgemäß.

(Tacit. Ann. III. 33.)

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Das entfesselte Weib.

Um diese Zeit war es auch, wo die Abneigung gegen die Ehe immer mehr überhand nahm und die Gesetze des Cäsar und Augustus gegen den ehelosen Stand hervorgerufen wurden. Eine Frau ohne Vermögen war dem Römer, der ohne Mühe leben wollte, eine Last und Sorge. Eine Frau mit Vermögen war so selbstständig, daß der Mann durch sie noch mehr Unruhe in's Haus erhielt.

Komisch klingen die Ermahnungen zur Heirath. — Metellus Numidicus spricht zum Volke:

„Wenn, ihr Quiriten, wir ohne Weib sein könnten, würden wir Alle von dieser Bürde befreit sein, aber da die Natur es so feststellte, daß wir weder mit ihnen auf bequeme Weise, noch irgendwie ohne sie leben können, so muß man mehr das dauernde Wohl, als die kurze Lust zu Rathe ziehen.“ —

Augustus weiß die Sache auch nicht angenehm darzustellen. Die römischen Ritter beschwerten sich bei ihm über die neuen Ehegesetze, worauf er in einer langen Strafpredigt unter andern sagt:

„Es gibt Gesetze, die mit weit geringeren Strafen und Belohnungen Tausende von Menschen dahin bringen, ihr Leben auf's Spiel zu setzen, und diese hier sollten euch

nicht bewegen können, eine Frau zu nehmen und Kinder zu ernähren?"

Das Heirathen ist also doch immer ein schwerer Dienst. Der Satyriker Juvenal ist deshalb unerschöpflich in seiner Darstellung der Fährlichkeiten der Ehe:

„Dünkt's dir nicht räthlicher,
Wenn von den vielen Todesarten
Nicht eine dir behagt,
Mit deinem Kleinen zu entschlafen,
Der Nachts nicht habert, der
Im Bette nicht Geschenke dir
Abnöthigt. . . . ."

Ein schöner Sittenzustand, wo der moralisirende Dichter den Rath gibt: sich mit Knaben zu begnügen, statt eine Frau zu nehmen. — Ueberhaupt erscheint bei den spätern Sittenschilderern, wie z. B. im Petronius, die Knabenliebe in erster Stelle, wie in Griechenland, — mit Weibern begnügt man sich in Ermanglung des Bessern.

Es waren aber auch die vornehmen Frauen unter den Kaisern vielfachen Verfolgungen ausgesetzt. Die Alleinherrscher suchten natürlich die Macht der großen Familien, die Grundlage der alten Republik, zu zerstören, und die Frauen waren ein bedeutender Theil derselben. Bald wurden sie zu Ausschweifungen verleitet, oder gar gezwungen, bald dafür gestraft, so daß unter Tiberius vornehme Damen, um den Strafen zu entgehen, sich unter die öffentlichen Dirnen einschreiben ließen.

Aber auch das half nichts, das Gesetz verfolgte sie auch hier noch, denn alsbald ward dieß den Frauen der alten Geschlechter verboten.

War eine vornehme Frau von strenger Tugend, so ward sie um so mehr verdächtig, als dieß eine Ausnahme

von der Regel und des vom Hofe her gegebenen Beispieles war. Man belangte sie mit dem Majestätsgesetze, dieser fluchwürdigsten Despotengeißel, welche auch noch bei uns so viele Opfer fordert, oder man ging in die Sitten alter Zeiten zurück und stellte sie wieder vor das aus ihrem Mann und Verwandten gebildete Gericht, welches, wie es scheint, längst aus der Mode gekommen war.

So sank denn endlich die Macht dieser Frauen mit der der großen Familien, und die Kaiser konnten sie nach Belieben mißhandeln.

Caligula lud z. B. die vornehmen Frauen mit ihren Männern zu Tisch, gebrauchte sie im Nebenzimmer, und besprach dann bei fortgesetztem Mahle ihre guten oder schlechten Anlagen und Eigenschaften.

Welchen Hohn z. B. Nero mit den Weibern und der Heirath trieb, davon nur ein Beispiel:

„Man hatte auf dem See des Agrippa ein glänzendes Fest veranstaltet in einem mit goldenen und elfenbeinenen Platten bedeckten Schiffe. Die Ruderer erhielten ihren Platz nach der Rangstufe angewiesen, die ihnen Alter und Erfahrung in der Ausschweifung gab. — Bis zum Ende der Welt hatte man gesandt, um die seltensten Leckerbissen herbeizuschaffen. Der See war umgeben von offenen Hallen, mit einer großen Anzahl Stuben, auf der einen Seite mit vornehmen Damen besetzt, die sich dem Ersten Besten Preis gaben, auf der andern mit nackenden Dirnen, welche sich in obscönen Stellungen übten. — Gegen Abend erhob sich von allen Seiten staunenswerthe Beleuchtung und die Büsche und Paläste der Umgebung hallten wieder von Musikchören und Gesängen, die diesem Feste angemessen waren. — Um endlich so großen Ausschweifungen einen würdigen Schluß zu geben, verheirathete sich Nero bald nachher als Frau

an einen der Verderbtesten aus seiner Truppe mit Namen Pythagoras, und zwar öffentlich, mit allen dazu gehörigen Ceremonien. Man heftete auf dem Haupte des Kaisers den Brautschleier an, man sandte ihm zwei Auspicien; man wies die Mitgift der Heirath an, man schmückte das hochzeitliche Bett, man zündete die Hochzeitsfackel an, und zum Schlusse erlitt die Neuvermählte vor aller Welt Augen das, was die Schatten der Nacht sogar bei den legitimsten Freuden bedecken." *) —

Nach solchen Experimenten pflegte Nero zu sagen:

„Es habe doch vor ihm noch Keiner gewußt, was man mit dem Menschen Alles anfangen könne."

Wie tyrannisch und grausam auch viele Kaiser im einzelnen Falle und gegen diejenigen sein mochten, die ihnen im Wege standen, so war doch der Einzelne mit seinem Thun und Treiben weit freier, als in den engen Verhältnissen und unter dem Censor-Auge der Republik. Es ward unter ihnen der erste Grund zum Privatleben, im Gegensatz zum Staatsleben, gelegt. Die römische Dame zeigt sich in demselben ebenso unabhängig, als früher im Staatsleben, und mochte durch die tausenderlei Ausschweifungen und Phantasiestücke, wozu ihre rohe, derbe Natur, Reichthum, Müßiggang und das allgemeine Beispiel sie brachten, wohl die Abneigung der damaligen Römer gegen die Ehe rechtfertigen.

„.... Vorhin, spricht sie,
Sind wir ja eins geworden,
Daß du, was dir beliebt, begönnest,
Und daß auch ich
Mir keinen Zwang thun wollte.
Schrei' wie du willst und wettre. — Ich
Bin Mensch!" — (Juvenal.)

*) Tacitus Annal. I. 15.

Wie bei uns die elegante Frau französisch spricht und ganz Dame von Paris ist, so damals griechisch.

„Ganz Dame von Athen;
's muß Alles griechisch sein.
(Da's größrer Schimpf doch ist,
Lateinisch nicht zu wissen!)
Auf griechisch drücken sie
Ihr Schrecken aus,
Und Zorn und Freud' und Sorgen;
Auf griechisch schütten sie
Des Herzens ganze Heimlichkeiten aus." (Juvenal.)

Eine große Rolle spielen bei den Sittenschilderern dieser Zeit die Toilettenkünste der Damen, durchsichtige Gewänder und dergleichen. Vornehme Damen treten sogar im Circus leicht bekleidet als Fechter auf. Andere werfen sich auf die Gelehrsamkeit.

„Nur kein gelehrtes Weib,
Die ihrer Freundin Barbarismus corrigirt
Und die um Männer sich nicht kümmern!" (Juvenal.)

Wie bei unsern Muckern gab es neumodische Gottesdienste, wobei die Frauen sich Jedem Preis geben mußten für Geld, wofür der Venus ein Opfer gebracht wurde. Man benutzte dazu den aus Egypten und Syrien herübergebrachten Cultus der Isis und des Adonis. — Der Tempel der Isis war ein förmliches Bordell, die Priester Kuppler, und obschon ihn Tiberius in einer sittlichen Anwandlung zerstören ließ, erstand er doch wieder.

Daß dieß Alles nicht vereinzelt war, zeigen die bekannten, Alles übersteigenden Ausschweifungen der Kaiser, und die nackte Schaustellung derselben.

Muß doch in unsern Zeiten sogar der Kaiser von Rußland Sittlichkeit im Familienleben zur Schau tragen, um sein moralisches Ansehen zu behalten!

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Lucretia. Cornelia. Messalina.

Die Umwandlung des Weibes, wie sie in der römischen Geschichte vor sich ging, können wir in drei Frauengestalten, die zum Typus geworden sind, repräsentirt sehen: Lucretia, das streng gehaltene, wollespinnende Weib der alten römischen Familie; Cornelia, die Mutter der Gracchen, die unabhängige, stolze Patrizierin, und Messalina, das Weib des Kaiserreichs, welches jedes Gesetz, jede hergebrachte und natürliche Sitte mit Füßen tritt.

„Vor Zeiten waren die Sabinerinnen
Bei niederm Glücke keusch;
Da ließen Fleiß und kurzer Schlaf
Und Hände harsch voll Tuskerwolle
Und der den Thoren nahe Hannibal,
Und die auf dem Collinerthurm
Postirten Ehemänner,
Kein Laster in die kleinen Hütten ein.“ —

Man kann die sehr begreiflichen Ursachen und das geringe Verdienst der Keuschheit einer Lucretia und Virginia nicht treffender schildern, wie es hier Juvenal gegen seinen Willen thut. Wie wenig Werth eine solche gezwungene Tugend hat, zeigt der Verlauf der römischen Geschichte, denn eine wahre Tugend entartet nicht. Es ist mir daher immer unbegreiflich gewesen, wie man diese beiden Frauen noch als Heldinnen moderner Tragödien figuriren läßt. —

Welches Interesse, welches Pathos kann eine solche gezwungene Elementartugend noch in uns hervorrufen? Es ist eine wahre Beleidigung der modernen Frau und zeugt von großer innerlicher Rohheit, den Schwerpunkt eines Kunstwerkes in die Keuschheit zu legen, und noch dazu eine Zeit zu wählen, wo diese nicht Eigenthum der Frau, sondern des Mannes war. Man könnte eben so gut eine Tragödie über die Reinlichkeit und Mäßigkeit schreiben. — Mir hat daher auch eine andere Geschichte bei Livius stets weit besser gefallen, deren Heldin eine Barbarin, eine gallische Fürstin ist.

Sie muß als Gefangene von einem römischen Hauptmanne Gewalt erleiden. Sie verbirgt ihren Zorn, schreibt an zwei Verwandte, an einen bestimmten Ort das Lösegeld zu bringen. Der Hauptmann geleitet sie ohne Argwohn dahin, und als er mit Zählen des Geldes beschäftigt ist, wird er auf einen Wink von ihr getödtet und ihm das Haupt abgeschlagen. — Vor ihren Gatten tretend, erzählt sie ihm erst ihre Schmach und dann, das Haupt vor seine Füße rollend, ihre Rache.

Hier ist Freiheit und Selbstbestimmung und das Weib kein so willenloses Gefäß, daß die erlittene Gewalt ihr allen Werth benimmt.

Zwischen der wollespinnenden Lucretia bis zur herrschenden Cornelia liegt eine sehr dunkle Periode, von der einzelne Andeutungen der Geschichtsschreiber uns errathen lassen, daß in derselben es zu sehr thatsächlichen Empörungen von Seiten der Weiber gegen ihre Knechtschaft kam. Es war auch sehr natürlich: man denke sich nur eine Familie, worin der Mann Blutrichter der Frau und ihrer Kinder ist, wo das neugeborne Kind von der Mutter weg, zu den Füßen des Mannes gelegt wird, der entscheidet, ob es leben bleiben

soll. — Ein solcher Zustand mußte eine Menge häuslicher Gräuel zur Folge haben. —

In der ältesten Gesetzgebung Rom's sind Verfälschung der Schlüssel und Vergiftung als Gründe angeführt, um derentwillen ein Mann seine Frau verstoßen darf. — In so rohen Zeiten greift der Gesetzgeber die Fälle auf, welche die Erfahrung ihm bietet. Theorie ist ihm unbekannt. — Es würde daher schon dieß uns zeigen, auf welche Weise sich die Römerinnen zuweilen gegen die Tyrannei der Familie auflehnten, wenn nicht außerdem Livius uns die grandiosesten Beispiele solcher Empörungen erzählte.

Im Jahr 331 v. Chr. Geb. starben viele der Vornehmsten des Staates an einerlei Krankheit, die bei Allen ungefähr denselben Verlauf hatte. Eine Sklavin entdeckte den Consuln, daß vornehme Frauen Gift bereiteten, und Ursache des Sterbens seien. Man ertappte einige und gegen zwanzig Frauen wurden durch den Gerichtsboten vorgeladen. — Sie läugneten, daß es Gift sei, tranken davon, und wurden sammt und sonders ein Opfer ihrer eigenen Bosheit. Bei weiterer Untersuchung wurden noch 170 vornehme Frauen verurtheilt.

Die Giftmischerei scheint überhaupt an der Tagesordnung gewesen zu sein. — Im 40. Buche erzählt Livius von einem Prätor, der 3000 Menschen wegen Giftmischerei verurtheilt hatte, und verlangte, entweder müsse die Untersuchung aufhören, oder er sein Amt niederlegen. Welche furchtbare Rolle das Gift in der Kaiserzeit spielte, ist bekannt.

Noch schrecklicher ist die bacchantische Verschwörung.

Gegen Ende des zweiten punischen Krieges, also noch in den Zeiten der Strenge und Einfachheit, ward ein heimlicher Gottesdienst der Bacchantinnen in Italien und be-

sonders in Rom eingeführt, der bald auf eine gräßliche Weise ausartete. — Ursprünglich ward dieser Gottesdienst nur von Frauen begangen, bald ließ man Männer zu, die im Verein mit den Priestern in der Dunkelheit und beim übertäubenden Schalle lauter Instrumente Jünglinge und Mädchen schändeten. — Die Widerstrebenden wurden umgebracht, Frauen vergifteten ihre Männer und erhielten hier die Mittel dazu. — Besonders suchte man die Frauen und die Jugend der vornehmen Geschlechter heranzuziehen.

Um diese Zeit erzog die wieder verheirathete Frau eines Ritters, Namens Duronia, mit ihrem zweiten Mann einen Sohn erster Ehe, Aebutius, nachdem dessen Vormünder gestorben waren. — (Wir sehen hier abermals eine Mutter Rechte über einen Sohn ausüben, die sie dem Gesetze nach nicht hatte). Aebutius schlief alle Nacht außer dem Hause bei seiner Geliebten, der Freigelassenen Hypsala, ohne daß dieß, wie Livius erzählt, seinem Rufe und Vermögen schadete, weil im Gegentheil das Mädchen ihn mit dem Gelde versorgte, woran seine Eltern es ihm mangeln ließen. — (Wie nachsichtig ist die Moral von jeher gegen die Männer gewesen!) — Als die Zeit der Großjährigkeit heranrückte, beschlossen die Eltern, den Aebutius bei den Bacchantinnen einzuführen, damit er dort bei Seite geschafft werde, und ihnen die Herausgabe des Vermögens erspart bleibe. — Zufällig kannte Hypsala diesen saubern Gottesdienst, zu dem sie ihre frühere Herrin oft begleitet hatte. Als ihr daher Aebutius unbefangen erzählt, seine Mutter wolle ihn dort einführen, beschwört sie ihn, unter Schilderung der Schrecknisse und das furchtbar beschworne Geheimniß aus Liebe brechend, sich nicht dahin führen zu lassen.

Aebutius widersteht seinen Eltern, und wird von diesen

als ungehorsamer Sohn ohne alles Vermögen auf die Straße gesetzt. Gezwungen zur Klage wird Hypsala als Zeugin aufgerufen, und entdeckt dem Consul und seiner Mutter das grauenhafte Unwesen der Bacchantinnen.

Bei der nun folgenden Untersuchung und Bestrafung, die über einen großen Theil von Italien sich erstreckte, wurden viele Männer zum Tode verurtheilt oder verbannt, die Weiber hingegen ihren Männern, oder unter deren Aufsicht sie standen, zur Hinrichtung übergeben. Hypsala erhält als Belohnung das Recht, über ihr Vermögen frei zu disponiren und ihren Vormund selbst zu wählen. —

Der Mann, oder die männlichen Verwandten, die offiziellen Henker der Frau! Da kann es uns nicht wundern, wenn später bei den Proscriptionen so viele Weiber ihre Männer oder Verwandten umbringen ließen. —

Nach dieser Unterdrückung, nach der folgenden Empörung sehen wir also das selbstständige Weib repräsentirt in der stolzen, gelehrten, hochadeligen Cornelia und den vielen andern Frauen großer Geschlechter, die wir oben erwähnt haben. Man kann von ihnen sagen, daß sie trotz ihres Geschlechtes zu Ansehen gelangten, und zwar um ihrer Geburt willen. — Die weibliche Natur an sich war und blieb dem Römer, wie dem Griechen, etwas Untergeordnetes, dem er am Ende noch weniger Reiz abzugewinnen wußte, wie dieser, weil er bei gleicher Beschäftigung im Kriegs- und Staatsleben nicht die feine Geistescultur hatte.

Pompejus war zwar ausnahmsweise ein sehr verliebter Held, aber sonst sehen wir in dieser Epoche, wo die Weiber eine Rolle spielen, den Mann nur aus Interesse oder Sinnlichkeit in eine Verbindung mit ihr treten. Dabei wurden Liebesverhältnisse mit einer Oeffentlichkeit behandelt, die

wenig Achtung vor der Frau zeigte. — Cäsar, Crassus, Antonius, Pompejus, Augustus waren als Hauptehebrecher und Verführer berühmt, und nirgends ward ein Schleier über solche Verhältnisse gezogen, während die strengste Verschwiegenheit ein Ehrenpunct des modernen Roué ist. — Auf der Rednerbühne wurden solche Geschichten sogar vorgebracht, und die Redner verfehlen niemals sie ihren Gegnern gehörig auszumalen, und wie sie denn nichts weniger wie fein sind, ihnen die Ehrentitel: Ehebrecher und Schänder an den Kopf zu werfen.

Cäsar verführt des Clodius Schwester, und dieser, um sich zu rächen, schleicht sich, als Harfenspielerin verkleidet, in Cäsar's Haus, wo gerade dessen Gattin mit vielen Frauen das Fest der **bona dea** feierte, ein Fest, bei dem alles Männliche der Art verpönt war, daß nach Juvenal sogar jede ihrer Männlichkeit bewußte Maus entweicht. Hier vergalt Clodius dem Cäsar an seiner Gattin Gleiches mit Gleichem. — Cäsar ließ sich in Folge dessen von seiner Frau scheiden, wobei er gegen solche, die ihre Unschuld behaupteten, den vielfach bewunderten Ausspruch that:

„Auf Cäsar's Gattin darf auch nicht der Schatten eines Verdachtes ruhen."

Eine merkwürdige Arroganz im Munde eines so lüderlichen Mannes, der in dem Rufe stand, als Jüngling dem König von Bithynien sich hingegeben zu haben, und der Heirathen und Scheidung als reine Geschäftssachen betrieb.

Bei einer Sitzung im Senate erhielt er einst ein Briefchen zugesteckt. — Cato sieht es und beschuldigt ihn sogleich, heimlich von Rom's Feinden Mittheilung zu erhalten. — Statt aller Antwort zeigt ihm Cäsar den Zettel, der ein Liebesbrief von Cato's eigner Schwester an ihn war. „O du Wahnsinniger! O du Bethörter!" ruft Cato aus, nicht

weil er über so schamlose Indiskretion empört war, sondern als Stoiker Liebeshändel verachtete.

In der römischen Poesie suchen wir ebenso vergeblich, wie im Leben, nach einem wahren Liebesverhältnisse. Sie bietet uns noch weit weniger, wie die griechische, und da sie fast überall nur eine Copie von dieser ist, lohnt es nicht der Mühe, sie hier ausführlicher zu behandeln. — Auch bei Catull, Properz, Horaz wird neben dem Weine die Geliebte besungen in der Person irgend einer öffentlichen Dirne. — Ovid ist der originellste der römischen Liebesdichter, er unterscheidet sich aber nur dadurch von den früheren, daß er als raffinirter Wollüstling auftritt. Er verwahrt sich außerdem ausdrücklich dagegen, daß die Liebe etwas mit der Ehe zu thun habe, — das sind ganz getrennte Sachen. —

Die römischen Lustspieldichter Plautus, Terenz sind reine Nachahmer der Griechen. Alle Personen, die in ihren Stücken auftreten, sind Griechen, und wir wissen daher nicht, sollen wir die grenzenlose Verachtung, mit der die Frauen darin behandelt werden, ganz auf Rechnung der Römer setzen. Jedenfalls müssen ihnen diese Schimpfereien über die armen Frauen gefallen haben, die wir hier nicht wiederholen wollen, weil wir bei Anführung der griechischen Literatur Beispiele genug davon gegeben haben.

Unter den Kaisern warf sich die Römerin neben der Gelehrsamkeit, auch auf die Dichtkunst. Unter Domitian wird Sulpicia als Dichterin von Liebesliedern genannt und dabei erwähnt, daß sie züchtiger als gewöhnlich gewesen seien. Martial hat in mehren Epigrammen sie und ihren Mann Calenus besungen. So z. B.

„Fünfzehn selige Jahre, o Calenus,
Mit Sulpicia hat zur Ehe dir der
Gottheit Gnade bestimmt und auch gegeben. .

Wie hat indischen Ufers theurer Stein da
Nächtlich jede Stunde dir bezeichnet!
Welch' ein Kampf und ein wechselseitig Ringen
Sah da glückliches Lager und die Lampe,
Ganz von Nicero's Nebeldüften trunken!
Fünfzehn Jahre verlebtest du, Calenus,
Und du zählest allein zum Leben dieses,
Zählest allein nur des Gatten frohe Tage.
Wenn nur einen von diesen langersehnten
Huldvoll Atropos wollte dir gewähren,
Viermal zögst du es vor des Nestor's Alter!" —

Wie kaltes Wasser empfindet man darauf die zwei Verse der Dichterin selbst, welche einzig bis zu uns gekommen sind:

„Nicht gebe irgend Einer Schuld mir, daß ich je
Geschlafen bei Calenus, ohne Binden, nackt."

Diese Probe läßt nicht sehr viel Vortheilhaftes von der verlorenen Poesie dieser Dame uns voraussetzen.

Die Knabenliebe spielt gleichfalls bei den Römern eine große Rolle in Leben und Literatur, ohne aber den Enthusiasmus und Geistesaufwand wie bei den Griechen hervorzurufen. Die Römer kannten die enthusiastische Liebe überhaupt nicht. Mochte daher das Weib noch so sehr zu Macht, Reichthum und Selbstständigkeit gelangen, wenn es, dieser Aeußerlichkeiten entkleidet, in's Grab stieg, blieben im besten Fall als sittliches Resultat nur ganz gewöhnliche Elementartugenden übrig.

Domum servavit, lanam fecit.
Sie besorgte das Haus, und spann Wolle.

**Hic sita est Tamimome, Marci optima
et pulcherima, lanifica, pia, pudica, frugi,
casta, domi seda.**
Hier liegt Tamimome, des Marcus beste,
schönste Gattin, wollespinnend, fromm,
schamhaft, enthaltsam, keusch, häuslich. —

Es liegt ein furchtbares Armuthszeugniß darin, wenn der trauernde Ehemann seiner Gattin, einer erwachsenen Person, einer Mutter, nichts anders nachzurühmen weiß, als Eigenschaften, die man den kleinen Kindern bis zu zehn Jahren mit oder ohne Schläge beizubringen pflegt. —

Worin die Römerin die Weiber aller Zeiten übertroffen hat, das ist in colossaler Ausschweifung und Kühnheit im Verbrechen, besonders unter den Kaisern, weshalb denn die dritte unserer Frauenfiguren, Messalina, noch heute sprichwörtliche Bedeutung hat. Das letzte Verbrechen dieser Frau war auch das größte und wahnsinnigste. Ihre todesverachtende Lüderlichkeit erhält einen fast großartigen Charakter.

„Wohl fühl' ich“, sagt Tacitus, „es werde als fabelhaft erscheinen, daß irgend ein Mensch, viel weniger ein ernannter Consul, so rücksichtslos handeln konnte, in einer Stadt, wo man Alles erfährt und Nichts verschweigt, mit des Fürsten Gemahlin an vorbestimmtem Tage mit Zuziehung von Unterzeichnern zur Erzielung gesetzmäßiger Kinder sich zu verbinden; daß sie des Priesters Gebete anhörte, sich verschleierte, den Göttern opferte, daß beide beim Hochzeitsmahl beisammen saßen, sich küßten, umarmten, und die Nacht im Genusse ehelicher Rechte zubrachten. — Allein hier ist nichts zur Ueberraschung des Lesers Ausgedachtes; es sind lauter mündliche und schriftliche Berichte älterer Personen.“

Messalina's Gemahl, der Kaiser Claudius, war nämlich nach Ostia gereist, und sie heirathete während dieser Zeit den Silius, einen vornehmen Römer. Das war der Umgebung des blödsinnigen Kaisers denn doch zu arg, weil sie voraussahen, Messalina werde Claudius ermorden und Silius zum Kaiser ausrufen lassen. — Sie eilen deshalb mit Claudius nach Rom, um die Schuldigen zu bestrafen.

„Messalina indessen, nie ausgelassener als jetzt, feierte

mitten im Herbst in ihrem Palaste ein Winterfest. Die Keltern knarren, und es strömt der Most. Frauen, mit Fellen angethan, springen als opfernde oder rasende Bacchantinnen umher. Sie selbst mit flatterndem Haar, den Thyrsus schwingend; neben ihr Silius mit Epheu bekränzt, auf Cothurnen einherschreitend, das Haupt umherwerfend, während ringsum ein wilder Chorlärm. Man erzählt: Vethius Valens, aus Muthwillen einen hohen Baum hinauf geklettert, habe auf die Frage, was er sehe, geantwortet: Ein schreckliches Gewitter von Ostia her." — (Tacitus.)

So spottete die Königin der Lüderlichkeit noch dem nahenden Tode in's Antlitz, der denn auch sie, und alle die mit ihr in Verbindung gestanden hatten, bald genug ereilte. —

Diese starke Naturen, hart in der Zucht, maßlos in der Ruhe und im Genuß, mußten endlich an ihrer Inhaltlosigkeit zu Grunde gehen. — Alte und neue Schriftsteller klagen übereinstimmend: Der Reichthum habe Rom verderbt und gestürzt. Warum aber wirkt dieser bei modernen Völkern gerade umgekehrt, belebend und kräftigend, statt zerstörend? — Denselben Gegensatz kann man alle Tage beobachten. Der Eine, so ausgezeichnet, so lange seine Rohheit in seiner Arbeit aufging, wird im Reichthum brutal, gemein, ausschweifend; während ein Anderer, feiner gebildet, in ihm die Befreiung von so mancher hemmenden Fessel begrüßt. — Der tiefere Grund der Rohheit in der alten Welt und der Unmöglichkeit einer Fortentwickelung lag in der furchtbaren Aristokratie, welche die ganze Erde zu Gunsten einiger Tausend privilegirter Existenzen, bald unter republikanischer, bald unter monarchischer Staatsform aussog. —

Christenthum.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Die das Christenthum vorbereitende Philosophie.

Es wird so leicht keinen denkenden Leser der Geschichte mehr geben, der das Christenthum für eine plötzlich vom Himmel geschneite Offenbarung halten möchte, welche, willkürlich in den Lauf der alten Welt eingreifend, demselben eine andre Richtung gegeben hätte. Wir haben schon in der römischen Rechtsentwickelung gezeigt, wie das Christenthum den letzten Stempel der Vollendung auf den römischen Kaiserstaat drückte, sowohl in seiner auflösenden als reorganisirenden Richtung. —

Die Alleinherrschaft der Cäsaren raubte dem Einzelnen sein Interesse am Staate äußerlich, die griechische Philosophie und nach ihr das Christenthum löste ihn innerlich davon ab.

Schon Plato setzte die Anschauung des absolut Schönen als das Höchste, allein er verlangte, daß, wer diese Höhe erreicht habe, herabsteige und dem Staate dienstbar werde. Bei den Stoikern hingegen gehört der Staat mit allen andern Institutionen des Lebens zu den gleichgültigen Dingen, die das Gemüth des Weisen nicht alteriren dürfen. Er ist

in Lumpen reich, im Hunger gesättigt, am Nordpol warm, im glühenden Ochsen des Phalaris behaglich. — Epikur kommt im Grunde mit seiner Wollust auf dasselbe heraus, auch er will die Zufriedenheit und Ruhe der Seele abgetrennt von der Aeußerlichkeit, nur ist er etwas klüger und menschlicher, als die Stoiker, indem er den Einfluß der Dinge auf die Menschen anerkennt und daher ein vorsichtiges Verhalten gegen dieselben vorschreibt. War daher den Stoikern der Staat bloß gleichgültig, so warnt Epikur vor demselben.

Man strebe nicht nach seinen Ehren, nicht nach seiner Verwaltung, denn dieß stört die Zufriedenheit und Ruhe des Weisen. — Die vollständige Souveränitätserklärung des Individuums, die gänzliche Auflösung jedes Dogmas, jeder Organisation geschah durch die Skeptiker. Sie zweifeln an Allem, sie haben keine Erkenntniß den Erscheinungen gegenüber, sondern nur eine Gemüthsstimmung, die je nach Beschaffenheit des Subjectes und der Umstände verschieden sein kann. Sie folgen den Eindrücken ohne Affect und lassen dieselben auf sich wirken, ohne irgend eine Regel oder ein Gesetz dabei anzuerkennen. —

Alle diese Philosophen erkannten zwar die Götter und die Gesetze an, allein ganz aphoristisch und systemlos, bloß zum Scheine, um nicht mit der herrschenden Gewalt in Conflict zu kommen und die Ruhe philosophischer Selbstbeschauung zu stören.

„Die Gesetze sind nur für's gemeine Leben, für das höhere, göttliche Gesetz sind sie ungeschrieben", sagt Porphyr, wie's Christus populärer in dem Satze ausdrückt: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist."

Der Staat also, der höchste Verband, der sittliche Angelpunct der ganzen alten Welt, er erscheint wie ein

nothwendiges Uebel, welches man mit der übrigen schlechten Aeußerlichkeit erträgt. Für die Aristokraten des Alterthums war bei dieser Auflösung gesorgt, sie hatten die Philosophie, die sie auf sich selbst und ihre private Ausbildung führte.

Fast alle bedeutenden Männer jener Zeit in Griechenland und Rom, ja überall, wo die Civilisation hingedrungen war, gehörten der oder jener unter den philosophischen Schulen an, die häufig vom Staate unterhalten, und deren Lehrer besoldet wurden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn jene Männer, denen ihr eigner philosophisch gebildeter Geist alleiniger Gesetzgeber war, sich den Machtsprüchen eines neuerstandenen Gottes nicht unterwerfen wollten, und es ist sehr natürlich, wenn der feine, hochgebildete Stoiker Plinius an seinen Kaiser über die Christen berichtet, wie es heut' zu Tage ein aufgeklärter Staatsmann über eine neue pietistische Sekte thun würde. —

Die Philosophie war die letzte aristokratische Bewegung des Alterthums, es war ein großartiger, aber ungenügender Versuch, das Individuum nach Auflösung einer geschichtlichen Epoche auf seine eigenen Beine zu stellen. Man opferte die ganze Außenwelt, um ungestört bleiben zu können, man scheute sich vor der Unruhe, der Bewegung, die eine Folge der Bewältigung und Abneigung derselben ist, man hielt sich nicht für stark genug, um in der Liebe, in der Leidenschaft nicht sich selbst zu verlieren. Man machte den Menschen zu einem zufriedenen Greis, weil man für die Thatkraft des Jünglings keine Aufgabe sah, und nicht die Kraft hatte, aus der Begeisterung der That wieder zu sich zurückzukehren.

Während aber die Aristokraten auf diese Weise sich von den alten Göttern, von der alten Ordnung der Dinge loslösten, sollte dieß Alles für das Volk, die Masse, bestehen



bleiben. Ein solcher Stillstand in der Geschichte ist aber unmöglich.

„Ich schreibe nicht für alle Welt", sagt Porphyr, „die Menge mag leben, wie sie will, — nur für die Weisen." —

Gerade wie unsere Constitutionellen, schimpften diese Aristokraten über die rohe, barbarische Sekte, die mit den dunkeln, aber weitgreifenden Kernsprüchen des Christenthums sich ihres Sondergutes bemächtigte, und die, einmal ergriffen von der neuen Wahrheit, nicht wie sie, den „Verhältnissen Rechnung tragend", dem Bestehenden vorsichtig aus dem Weg ging. —

Tertullian trifft daher das wahre Verdienst des Christenthums in dem Ausruf:

„Jetzt wissen die Kinder von Gott, was nur die größten Weisen des Alterthums gewußt haben."

Auch die Masse mußte, um neues Leben zu bekommen, befreit werden von einer Welt, in der es für sie keine Anspannung mehr gab. Das Christenthum ließ daher die Masse, nur in roher Weise, denselben Prozeß durchmachen, den die Gebildeten in der Philosophie vollbracht hatten. — Das Innere des Menschen, sein Ich, ward ihm wie gewöhnlich entäußert, als persönlicher Gott gegenübergestellt, nur daß dieser Gott eben so ausschließlich wie er gegen die früheren Götter, es auch gegen die Welt mit all' ihren Interessen war. So wie der Philosoph sich ausschließlich zu sich selbst, so soll sich der Christ nur zu Gott verhalten; wie jener dort, so soll dieser nur hier Zufriedenheit und Ruhe finden; wie der Skeptiker nichts weiß, kein Gesetz erkennt, keine Bestimmung außer ihm annimmt, so ist der Christ nur Gott hingegeben, nur von ihm, der ganzen Welt zum Trotz, Bestimmung empfangend. — Ja sogar eine ähnliche Ascetik und Verachtung der Lebensgenüsse, wie sie

nothwendige Folge und Postulat des Christenthums war, findet sich bei den Philosophen, sogar bei Epikur, dem Philosophen der Wollust, denn der Philosoph fürchtet von ihnen denselben schädlichen Einfluß auf die Ruhe und Zufriedenheit des Gemüthes, wie der christliche Lehrer auf die gänzliche Hingebung an Gott. —

Das Christenthum allerdings nahm, der Philosophie gegenüber, dem Menschen seine Krone, seine höchste Würde, indem es den Gesetzgeber, den Motor, aus seiner Brust in die Wolken versetzte; dafür hatte es aber zwei unendliche Vortheile: es ergriff die Masse, die vereinzelt keinen Inhalt haben kann, und schaffte der altersgrauen Philosophie entgegen, die nur ein Ich hatte und nirgends in der Welt ein Du fand, ein solches in Gott, zu welchem der Mensch sich wieder mit aller Leidenschaft, aller Liebe verhalten konnte, für die die Welt schon lange keine Objecte mehr bot; — das arme Weib war abermals um sein Erbtheil betrogen!

In der Ansicht von der Liebe und der Ehe sind die griechischen Philosophen nach Plato mit dem Christenthum ganz übereinstimmend, d. h. sie suchen sich so ferne als möglich davon zu halten, und betrachten höchstens die letztere als ein nothwendiges Uebel.

Dem Stoiker ist beides eine gleichgültige Sache, er kann sich verlieben, aber seine Liebe ist eine wenig beneidenswerthe Sache, denn er darf sich nicht durch sie alteriren lassen. — Demokrit und Epikur mochten wohl einsehen, wie wenig auf solch' stoischen Gleichmuth zu rechnen sei, und warnten daher sowohl vor der Liebe, als vor der Ehe: „Der Weise muß sich nie von den Reizen der Liebe überwältigen lassen. Ihre Vergnügungen haben keinen Nutzen, und man ist noch glücklich, wenn man ohne Gefahr und

Schaden davonkömmt." — „Wo bleibt", sagt ein Apologet Epikur's, „das Studium der Philosophie, wenn die Delicatesse des Geistes, die Einbildungskraft beschäftigt, die Vernunft lächerlich macht?" ꝛc. Es ist ein eignes Schicksal, daß die elementare Trivialität und Rohheit der Alten sich so häufig auf ihre Verehrer, besonders die Philologen überträgt. — Die armen Menschen, sie wollen die Welt und sich selbst begreifen und ein System bereiten ihres Verhaltens zu derselben, und haben den feinsten psychologischen Prozeß, die Feuerprobe ihres Gemüths, wie sie nur in der Liebe zu einem Weibe möglich ist, nicht durchgemacht. Ist es da zu verwundern, wenn ihre Vernunft vor dem Weibe nicht bestehen kann? Wenn sie durch die Delicatesse des Geistes lächerlich gemacht wird? —

Der Weise, sagen die Epikuräer ferner, wird sich nie verheirathen, die Sorge für Frau und Kinder setzen ihn den Stürmen der Welt aus, und zertheilen den Geist. Sonst ist die Ehe zwar gut und nothwendig (d. h. für die Nichtphilosophen, die Masse), der Weise wird sich aber nur zu derselben bequemen, wenn besondere Umstände dieß dringend erheischen. Ferner warnt Epikur noch besonders vor ungesetzlicher Liebe, weil man dadurch mit den Gesetzen in Conflict gerathe, was allemal eine Störung der Ruhe und Zufriedenheit mit sich bringe.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Die Evangelien und die Apostel.

Genau dasselbe findet man, wenn man von dem Orakelton der Evangelien Abstand nimmt, in diesen und später noch deutlicher und roher ausgedrückt in den Briefen der Apostel. — Es ist ganz folgerecht, daß Christus, der Philosoph der Masse, nicht, wie der aristokratische Grieche, davon ausgeht, vor der Ehe zu warnen, sondern sie zu concentriren, d. h. die nöthigen Concessionen an das Naturbedürfniß der Menschen festzusetzen und zu beschränken. Der Philosoph konnte seinem auserlesenen Kreise schon mehr zumuthen, als Christus dem großen Haufen. Am Schlusse gibt er dann in möglichst dunkler Weise zu verstehen, daß den Auserwählten die Ehe überhaupt fern bleiben solle:

„Habt ihr nicht gelesen, daß der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und ein Weib sein sollte, und sprach: darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und werden die zwei ein Fleisch sein? So sind sie nun nicht zwei, sondern ein Fleisch.“ (Bekanntlich Moses Worte.) „Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Da sprachen sie: Warum hat denn Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben und sich von ihr zu scheiden? Er aber sprach zu ihnen: Moses hat euch erlaubt

zu scheiden von euern Weibern, von eures Herzens Härtigkeit wegen; von Anbeginn ist es nicht also gewesen."

Christus beginnt also damit, die Scheidung zu verbieten, nicht etwa um der Frau, die sich nach Moses Gesetzen nicht scheiden durfte, eine Concession zu machen, — das Gegentheil ergibt die Folge, — nein, um das fatale Geschlechtsverhältniß in einer einmaligen Ehe zu beschränken. Daher die Gegenrede der Apostel: „Stehet die Sache eines Mannes mit einem Weibe also, so ist nicht gut ehelich werden.

In der Bergpredigt im Evangelium Matthäi wird die Scheidung wegen Ehebruchs oder Hurerei nachgelassen. Man hat behauptet, dieß sei eine spätere Einschiebung, weil sie sich im Evangelium Marci und in der Stelle des Briefes an die Corinther von Paulus, worin er diese Vorschriften berührt, nicht vorfinde.

Wo, von wem und wann diese Concession gemacht wurde, kann uns gleichgültig sein, jedenfalls ist es eine. — Gott hat die Ehe zusammengefügt; Fehler soll man seinem Nebenmenschen verzeihen, warum soll der Ehebruch, und nur dieser, die Eigenschaft haben, das göttliche Band zu lösen? Warum soll nur dieser Fehler nicht verziehen werden?

Das Christenthum konnte sich um so leichter zu dieser, nur zu Gunsten des Mannes gemachten Ausnahme verstehen, als hierdurch die Ehe wie ein Verein zur Ausschließlichkeit des Beischlafs erscheint. Wer diese Grundbedingung verletzt, dieser, und nur dieser bricht die Ehe, und das ist es, was zunächst beabsichtigt wurde, um das sinnliche Element zu beschränken.

Es ist eben so unconsequent, wenn Christus nur vom Manne spricht, der sich deßhalb von seinem Weibe scheiden dürfe und nicht auch das Umgekehrte zuläßt.

Es wäre aber dem Orientalen zu viel zugemuthet gewesen, seinem Weibe gleiche Rechte einzuräumen. —

Um die sonstigen bürgerlichen Verhältnisse der Ehe kümmern sich die Evangelien nicht, sie lassen sie bestehen, sie haben nur den einen Gesichtspunct: hier die unausrottbare und doch auch theilweis nothwendige Sinnlichkeit des Menschen festzubannen, und ihr möglichst die Kraft zu benehmen. — Die Liebe ist das Erste, was man der Geschlechtsverbindung raubt.

„So ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner?“

Die Liebe des Menschen gehört fortan nur Gott. — Es ist genug, daß der sündhaften Natur ein kleiner Raum gegönnt wird, eine Art Judenviertel, über das sie nicht hinaus darf.

„Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr in seinem Herzen.“

Wenn also Christus von der Ehe sagt: Gott habe sie zusammengefügt, so liegt hierin noch lange keine Heiligsprechung dieser Institution. Die Auserwählten werden ja nicht freien, und die Apostel wiederholen es aller Orten: wer sich nicht verheirathet, thut besser.

„Und wer verläßt Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Äcker um meines Namens willen“, (Handlungen, die nach unsern Rechten zum Theil strafbar sind,) „der wird es hundertfältig nehmen, und das ewige Leben erwerben.“

Jeder unbefangene Leser der Bibel wird diese Ueberzeugung theilen müssen, allein die Theologen sind von jeher so sehr bemüht gewesen, den wahren Sinn des Christenthums zu entstellen, daß wir die betreffenden Stellen hier noch anführen wollen. —

Nachdem Christus die oben angeführten Worte von der Ehe gesprochen, und die Jünger ihr Bedenken ausgesprochen, sagt er: „Das Wort fasset nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist, denn es sind Etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren, und Etliche von Menschen verschnitten, und Etliche, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es.“ — Wenn dieser Satz nicht gänzlich sinnlos sein soll, so enthält er für die ungelehrigen Jünger, denen schon die Einengung der Ehe unbequem ist, die Andeutung, daß es für die Auserwählten noch etwas weit Höheres gebe, nämlich sich des Weibes überhaupt zu enthalten. — Ferner antwortet Christus auf die Frage der Saducäer, wer von sieben Brüdern, die mit ein und derselben Frau, in Folge des Leviratrechtes, successive in der Ehe gestanden, im Himmel ihr Mann sein werde: „Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien. Welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen und die Auferstehung von den Todten, die werden weder freien noch sich freien lassen.“ —

Wer nach diesen Stellen noch zweifeln möchte, der müßte ferner annehmen, Paulus habe Christus gänzlich mißverstanden, denn dieser Apostel predigt nicht etwa in räthselhaften Andeutungen, sondern in klaren Worten die Vortheile und Verdienste des ledigen Standes.

Mit demselben Rechte, womit man Christus einen Beschützer der Ehe, könnte man den Staat, der Bordelle eingesetzt oder erlaubt, einen Pfleger der Unzucht nennen, obschon in beiden Fällen nur die Concentrirung und Ableitung eines feindlichen Elements bezweckt wird.

Christus, der seine Lehre in allgemeinen Sätzen vorträgt, erscheint bei weitem nicht so roh und schroff, wie die Apostel, die schon fertigen Gemeinden gegenüber standen,

und sich in das praktische Detail einlassen mußten. Welch' furchtbare Rohheit, welch' schmutzige Verkehrung des Edelsten im Menschen zeigt sich in Paulus Briefen, wenn er über die Ehe spricht! Wahrlich, sein Anrathen derselben ist weit abschreckender für den Ehelustigen, als sein Preisen des ledigen Standes. So heißt es Corinther Kap. 7: „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre. Aber um der Hurerei willen habe ein Jeglicher sein eigenes Weib, und eine Jegliche habe ihren eigenen Mann. Der Mann leiste dem Weibe die schuldige Freundschaft, desgleichen das Weib dem Manne. Das Weib ist ihres Leibes nicht mächtig, sondern der Mann. Desselbigen gleichen, der Mann ist seines Leibes nicht mächtig, sondern das Weib. Entziehe sich nicht Eins dem Andern, es sei denn aus Beider Bewilligung eine Zeit lang, daß ihr zum Fasten und Beten Muße habet: und kommet wiederum zusammen, auf daß euch der Satan nicht versucht, um eurer Unkeuschheit willen. Solches sage ich aber aus Vergunst, nicht aus Gebot. Ich wollte aber lieber, alle Menschen wären, wie ich bin; aber ein Jeglicher hat seine eigene Gabe von Gott, Einer so, der Andere so. Ich sage zwar den Ledigen und Wittwen: Es ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben wie ich. So sie aber sich nicht enthalten, so laß sie freien, denn es ist besser, freien wie Brunst leiden."

Man sieht aus solchen Proben, wie fern unsere Zeit vom reinen Christenthum ist, denn eine edle Frau unserer Tage würde einem solchen Prediger mit Verachtung den Rücken wenden, zurückschaudernd, wie vor unfläthiger Berührung. — Was ist aus der Liebe zum Weibe, dieser Quelle höchsten Selbsterkennens, höchsten Lebens geworden? Eine Cloake zur Abführung der unreinen Säfte und Triebe des Menschen. —

Den ledigen Stand preiset Paulus an vielen Stellen: „Doch werden solche (die freien) leibliche Trübsal haben. Ich verschonte aber Eurer gerne. Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle. Wer aber freiet, der sorget, was der Welt angehöret, wie er dem Weibe gefalle.“ — Er macht ferner folgenden Unterschied zwischen einer verheiratheten Frau und einer Jungfer: „Letztere sorget, daß sie heilig sei am Leibe und am Geiste.“

„Welcher heirathet, der thut wohl, welcher aber nicht heirathet, der thut besser.“

Im Briefe an die Galater endlich heißt es: „Sei fröhlich, du Unfruchtbare, die du nicht gebierest, und brich hervor und rufe, die du nicht schwanger bist; denn die Einsame hat viel mehr Kinder, denn die den Mann hat.“ —

Neunundzwanzigstes Capitel.

Die Kirchenväter.

Wie es gewöhnlich geht, daß nach dem Schöpfer eines neuen Systemes die Schüler kommen, und in nichtsachtender Begeisterung die lästigen Consequenzen ziehen, so geschah es hier durch die Kirchenväter. Schon Paulus verwahrt sich im Briefe an den Timotheus vor den falschen Propheten, welche verbieten, ehelich zu werden. Mit welchem Recht er sie so nennt, ist freilich schwer zu begreifen. Es ist eben weit häufiger, daß der Meister seine Jünger, die seine Restriktionen und Klugheitsrücksichten nicht anerkennen wollen, verleugnet, als das Umgekehrte der Fall ist.

Die Kirchenväter fast sämmtlich fielen über die Ehe her, die ihren Moralsystemen ein höchst lästiger, aufgedrungener Gast war. Sie suchten sie zu fletriren, zu beschneiden und zurückzudrängen, wo sie konnten. Man wird sich einer unwillkürlichen Heiterkeit nicht erwehren können, wenn man die naiven Gründe liest, womit sie ihre unnatürlichen Forderungen aus der Geschichte, ja aus der Natur des Menschen selbst herzuleiten suchten. Man wird den Mangel an Logik, an natürlichem Menschenverstand, ja meistens ihre grobe Unwissenheit anerkennen müssen; aber niemals wird es den Protestanten gelingen, ihren Zusammenhang und richtige Auffassung des Christenthums wegzudisputiren. Die Liebe irrt sich nicht, mag sie auch nicht logisch angethan sein, sie kennt

die Herzensmeinung des Meisters. — Wie? Wenn Christus und die Apostel die Ehe nachlassen mit einem Seufzer über die Schwäche der menschlichen Natur, wenn sie das Cölibat zwar nicht fordern, aber auf die höhere Würde und Seligkeit desselben hinweisen; mit welcher Stirne will man da den Kirchenvätern einen Vorwurf daraus machen, in stets erneuertem Angriff und Haß auf die Ehe zurückzukommen? Die Ehe, dieß unselige Verhältniß, welches so schwer von der Natur des Menschen abzulösen ist, und dennoch immer ein Stein am Fuße des Gläubigen bleibt, der seinen Aufflug zu höhern Regionen hindert! — Wahrlich, es wäre eine todtgeborne, matte Lehre, die die Schüler nicht einmal zu der Liebe, zu der Begeisterung zu bringen wüßte, nach ihren höchsten Sätzen zu streben. Ein elender Schüler, der sich mit den kategorischen Forderungen des Meisters genug sein läßt, und nicht auch das zu verwirklichen strebt, was er aus Mißtrauen in die ungeübte Kraft, als Herzenswunsch, als ferneres, einstiges Ziel nur andeutete!

Die Kirchenväter waren nur schlechte Denker, aber gute, echte Christen; die Protestanten und Aufklärer, die ihnen Verkehrung, Entstellung des Christenthums vorwerfen, sind schlechte Christen und schlechte Denker zugleich.

Die Kirchenväter vereinigen sich zuerst, fast ohne Ausnahme, die zweite Ehe als einen ehrsamen Ehebruch zu bezeichnen und sie den Geistlichen seit dem zweiten Jahrhundert n. Chr. gänzlich zu verbieten. Ja auch den Laien, die sich zum zweiten Mal verheiratheten, wurden Strafen auferlegt. Später verbot sowohl die griechische als lateinische Kirche dem Priester, den priesterlichen Segen dazu zu geben, und endlich brachte man den Kaiser Basilius, den Mazedonier, dahin, wenigstens die vierte Heirath gesetzlich zu verbieten, und die daraus entsprungenen Kinder für Bastarde zu er-

klären. Ein Patriarch von Konstantinopel excommunicirte den Kaiser Leo, der Philosoph genannt, der wegen Kinderlosigkeit zum vierten Male heirathete. —

Bei den Geistlichen konnte man allerdings ein solches Verbot auf den Ausdruck des Apostels Paulus gründen: „Ein Bischof sei eines Weibes Mann", — was, verglichen mit der Stelle, wo es von der Wittwe, als Vorsteherin, heißt: „sie sei eines Mannes Weib gewesen", nur heißen kann: er darf nicht in zweiter Heirath stehen oder gestanden haben. — Bei den Laien hingegen war es inconsequent, nur die zweite, und nicht auch die erste Heirath mit einem Makel zu belegen, denn der christliche Grund der Ehe: die Hurerei, die Brunst, blieb ja bei der zweiten gerade derselbe, wie bei der ersten. Am consequentesten waren daher die Kirchenväter, welche auch der ersten Ehe zu Leibe gingen, und dieser sind nicht wenige.

Justinus, der Märtyrer, nennt die fleischliche Vermischung eine ungesetzliche Anwendung der Ehe, und um dem Gegengrunde zu begegnen, daß Gott den Menschen doch nicht mit Gliedern geschaffen haben würde, von denen er keinen Gebrauch machen soll, stellt er die scharfsinnige Behauptung auf, daß so viele Männer und Weiber, trotz dieser Glieder, ja häufig in der Ehe selbst sich gänzlich enthalten hätten. Nach ihm ist Christus deshalb von einer Jungfrau geboren worden, um die Zeugung, welche Folge einer ungesetzlichen Begierde ist, abzuschaffen, und um zu zeigen, daß Gott Menschen machen kann, ohne irgend fleischliche Vermischung.

Der heilige Hieronymus begegnet diesem Einwande noch weit derber: Wenn die Zeugungsglieder zu diesem Gebrauche da wären, so ist nach ihm kein Grund vorhanden, warum wir jemals aufhören sollten in solchem Gebrauch. „Warum nicht wie das Vieh leben? Was schadet's mir,

wenn ein Anderer bei meiner Frau schläft; denn wie es Aufgabe der Zähne ist, zu kauen und das Gekaute in den Magen zu befördern, und es kein Verbrechen ist, meiner Frau Brod zu geben, so mögen auch, wenn der Geschlechtstheile Aufgabe ist, stets ihrer Natur zu genießen, fremde Kräfte meine Schwäche ersetzen" rc. (Der Heilige wird hier zu derb.) Ein Schüler dieses Heiligen nennt die Ehe geradezu: Ausschweifung und Hurerei. Der heilige Ambrosius sagt: „Wenn eine Jungfrau ihre Jungferschaft in der Ehe verliert, so verliert sie das, was ihr eigenthümlich ist, indem sie es mit etwas Fremdem vermischt. (Denselben Satz stellt der heidnische Philosoph Plotinus von der Zeugung auf.) Unser wahrer Zustand ist der, in dem wir geboren werden, und nicht der, in welchen wir in Folge einer Veränderung übergehen, und das ist derjenige, den wir vom Schöpfer empfangen haben, nicht der, in welchen wir durch die Heirath kommen."

Die Heiligen Hieronymus, Augustinus, Chrisostomus und Andere sahen in der Ehe etwas Unreines, was von der Verderbniß unserer Natur hervorgerufen, vom Sündenfall Adam's und Eva's herrühre. Ohne diesen würde nach ihnen die Zeugung entweder nicht auf diese Weise, durch Vermischung der Geschlechter, oder doch nur in Folge des Willens und nicht der Lust geschehen sein. In Folge dieser Ansicht verlangten Athenagoras, Clemens von Alexandrien, Origines, und sogar mehre Concile und die meisten andern Kirchenväter, daß man sich wenigstens auf die Fortpflanzung beschränken solle, wie der Ackerer, der nach Besäung des Feldes die Erndte erwartet. — (Eine Ansicht, die wir schon in Menu's Gesetz und bei den Pythagoräern antrafen.) Um eine Probe von der scharfsinnigen Logik dieser Heiligen zu geben, so will Clemens von Alexandrien seine Behaup-

tung: Das Verbot, seine schwangere Frau zu berühren, habe vor, zu und nach Moses Zeit bestanden, dadurch beweisen, daß Moses nirgend uns erzähle, daß ein Jude seiner Frau in diesem Zustande die eheliche Pflicht geleistet habe. — Ein Anderer, der heilige Ambrosius, nachdem er das Cölibat gepriesen, gibt zwar zu, daß die Ehe auch zur Zeit noch gut sei, allein die Eheleute müßten doch über ihren gegenseitigen Zustand erröthen. Auf die ihm gemachten Vorwürfe, daß, wenn es ihm nachginge, das Menschengeschlecht aussterben würde, antwortete dieser Weise: daß da, wo wenig Jungfrauen seien, auch wenig Menschen, hingegen an den Orten, wo mehr Eifer für den Stand der Jungfrauschaft vorhanden, weit mehre geboren würden." — Das sind doch noch Gründe, wie sie sich für einen Christen ziemen, und wobei es auf den Glauben, und nicht auf den Verstand ankommt. —

Wir könnten solche und ähnliche Aussprüche der Kirchenväter noch schaarenweise anführen, indeß werden diese genügen, um meine Leser zu überzeugen, daß es kinderleicht ist, vom Standpuncte der Natur des Menschen, der Geschichte und des gesunden Menschenverstandes, diese Heiligen lächerlich zu finden und zu widerlegen, allein sonderbarer Weise sind diejenigen, welche gegen sie zu Felde zogen, so triumphirend sie den heiligen Unsinn nachwiesen, ebenso kindlich, ebenso gläubig, unlogisch, wenn sie auf Christus und die Apostel kommen, welche nach ihnen mit dieser ganzen Richtung nichts zu thun hätten. So meint der Professor Babeyrac in seinem gelehrten Werke über die Kirchenväter, Paulus habe das Cölibat damals in den Zeiten der Verfolgung empfohlen, damit man weniger gebunden sei. Allein erstens steht kein Wort davon im neuen Testament, und dann bleibt die Hauptsache bestehen, nämlich: daß man um der Hurerei

willen heirathen solle. So albern die Kirchenväter meistens sind, und so leichtes Spiel sie dem Verstande des Aufklärers bieten, so ist hier doch die unübersteigliche Schranke, an der all' solche Angreifer umkehren, oder einen ganz andern, weit nachdrücklichern Operationsplan machen müssen. In diesem Puncte waren die Kirchenväter stark, denn hier galt es die Verbindung mit ihrem Herrn und seinem Geiste. Hier ließ Liebe und Begeisterung sie nicht irren, und ihre Gründe sind ebenso stark, als sie schwach sind, wenn sie dieselben noch aus andern Quellen, als der einzigen, aus der ein Christ schöpfen soll, hernehmen wollen. Ich möchte z. B. in aller Welt wissen, wie man Tertullian und den heiligen Hieronymus vom Standpunct der Bibel widerlegen will:

„Wenn es gut ist, kein Weib zu berühren (Paulus), so ist das Berühren schlecht. Obschon es aber ein Uebel ist, wird es doch erlaubt, damit nicht noch Schlimmeres geschehe. Wie kann aber das gut sein, was, um das Schlechtere zu verhüten, nachgelassen wird? Nimm die Hurerei weg, würde man dann noch sagen: Ein Jeder habe sein eigen Weib? Mir ist die Güte einer Sache verdächtig, welche durch die Größe eines andern Uebels erst zum geringen Uebel wird. Ich will daher nicht das leichtere Uebel, sondern einfach das Gute für sich." —

Paulus im Briefe an die Epheser, fordert die Männer auf, sich zu ihren Weibern zu verhalten, wie Christus zu seiner Gemeine, sie also zu lieben und zu pflegen. Wenn der Apostel gewußt hätte, wie sehr man auf jedes seiner Worte Systeme bauen, wie man aus leicht hingeworfenen Bildern Vorschriften und Axiome bilden würde, er hätte vermuthlich sich mehr vor Gleichnissen und Metaphoren gehütet. Das Christenthum, heißt es nun, stellt die Ehe unter dem Gesichtspuncte der Verbindung, resp. Ehe Christi

mit seiner Gemeinde, dar. Die Kirchenväter bildeten daraus eine Art mystische Ehe, in der man nur das Gemeindeleben, die Beziehung zu Christo zu pflegen, sich aber jeder sinnlichen Beziehung ebenso zu enthalten habe, als sie Christus fern liege in seinem obgedachten Verhältnisse. Man verfolgte allmälig die Metaphoren so weit, daß man eine spirituelle Ehe Christi sogar mit der einzelnen Jungfrau annahm, die als Nonne ihm Keuschheit gelobt hatte, man nannte sie Herrin, als Frau des Herrn, und ihre Mutter nennt der heilige Hieronymus die Schwiegermutter Gottes.

Die Protestanten und Aufklärer im Gegentheil, wollen aus diesem Gleichniß die hohe Bedeutung behaupten, welche das Christenthum der Ehe beilege. Eins ist so unrichtig, wie das Andere. Wer sich enthalten kann, der thut nach Paulus besser, gar nicht zu heirathen, und wer heirathet, soll nach ihm es thun, um dadurch seiner Brunst eine gesetzliche Befriedigung und Einschränkung zu geben. Er wird also hinterher solchen Leuten gewiß nicht zumuthen, sich zu enthalten. Ebensowenig kann man es ihm aber als Begünstigung der Ehe auslegen, wenn er dieses an und für sich feindselige Element möglichst christlich zu durchdringen und zu heiligen sucht. —

Im Princip also behielten die Kirchenväter immer Recht, denn sie hatten ja Christi Beispiel vor Augen. Er selbst, Gottes Sohn in Menschengestalt, lebt wie ein Mensch, er ißt, er trinkt, er schläft, — aber er zeugt nicht, ja er selbst wird ohne Sünde, d. h. ohne fleischliche Vermischung, ohne Sinnenlust geboren. Das Leben Gottes in Menschengestalt ist aber der Gläubigen Vorbild, und mag Christus selbst, auf unsere Schwäche Rücksicht nehmend, mancherlei Concessionen gemacht haben, so muß doch unser höchstes Streben sein, so sehr durch seinen Geist zu erstarken, daß man diese

Krücken von sich werfen könne. — Es ist sehr einleuchtend, wie lächerlich sich hiergegen die Gründe der Aufklärer, hergenommen aus der Natur, aus den Bedürfnissen des Menschen rc., ausnehmen, und wie wenig sie den echten alten Christen gegenüber auszurichten vermögen; denn nehme ich einmal wirklich an: Gott habe gesprochen, ja sogar in Menschengestalt gehandelt und ein Beispiel des Lebens gegeben, so ist jedes andere Denken, als das auf eine treue Nachfolge gerichtete, frevelhaft. — Daß also Origines sich selbst castrirte, war ein glänzendes Beispiel christlicher Begeisterung. Er hatte sich nicht nur geistig, sondern auch leiblich verschnitten um des Himmels willen; weil ihn das Glied ärgerte, rieß er es sich aus. — Origines würde mehr Nachfolger gehabt haben, wenn die Römer nicht die Sache verboten hätten. — So erzählt uns der heilige Justinus, wie einem Jüngling seiner Gemeinde die Erlaubniß vom römischen Prätor abgeschlagen wurde, und ohne solche kein Chirurg es wagen durfte, die Operation vorzunehmen.

Trotz dem kamen um das zweite Jahrhundert doch Secten auf (Volesier, Montanisten), die sich castrirten, ja sogar sich Vorübergehender bemächtigten, und sie gewaltsam von dem Organ der Sünde befreiten. Eine andere Secte suchte auf entgegengesetztem Wege die Sinnlichkeit zu tödten (Kapocrates, Marius): „Wer sich der sittlichen Ordnung unterwirft, bleibt unter der Macht des Erdgeistes, — sich den Lüsten ohne Leidenschaft hingeben, heißt gegen ihn kämpfen.“ — Daher Mysterien, nackende Orgien, um Schaam und Sinnlichkeit durch Uebermaß zu tödten. Bekanntlich taucht diese Secte noch zuweilen unter unsern Pietisten auf, z. B. die Mucker. Die meisten hielten es indeß für klüger, sich die Sünde nicht so nahe kommen zu lassen.

In diesen Zeiten der Begeisterung gab es viele Leute,

ja ganze Secten (noch jetzt in Amerika), die sich der Ehe entschlugen, andere, die in der Ehe sich enthielten, man forderte sogar die Sinnlichkeit offen zum Kampfe heraus, indem Jungfrauen sich mit Männern in dasselbe Bett legten, und sich nachher zum Beweise ihrer Jungferschaft durch Sachverständige erboten.

Es entstand hieraus eine Art spirituelles Concubinat, in dem besonders Geistliche lebten. — Es zeigte sich aber sehr bald die Wahrheit des Sprichworts: Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, — besonders wenn man ihm ein so weites Reich, die schöne Erde mit all' ihren Herrlichkeiten, eingeräumt hat. — Die Ehe der Geistlichen ward immer mehr sehr ungern gesehen. Die Gefährtinnen, Gehülfinnen oder geistliche Schwestern, die sie dafür bei sich einführten, wurden allmählig zu ganz gewöhnlichen Concubinen und der Unfug, die Liebesmahle, z. B. agapae, zu denen man zusammenkam zu förmlichen Orgien, so arg, daß die Kaiser Honorius, Theodosius und Justinian Gesetze dagegen erließen.

Der heilige Hieronymus erzählt, wie Viele nur darum sich zum Presbyterium und Diaconate drängten, um leichtern Umgang mit Weibern zu haben. Trotz der stets zunehmenden Klage über die Ausschweifungen der Priester, machte man ihnen das Cölibat seit Theodosius Zeiten immer mehr zum Gesetz, bis endlich, wie bekannt, Gregor VII., der selbst eine Maitresse hatte, es überall in der römischen Kirche durchsetzte.

Wurde nun auch das Cölibat der Geistlichen zuletzt aus wohlberechneter Politik durchgesetzt, so beruhte doch das Princip desselben, wie wir gezeigt haben, auf einer richtig fühlenden Begeisterung für das Christenthum.

Wenn man den Laien auch die Erstrebung der höch-

sten, wunschweise ausgedrückten Forderungen nicht zumuthen wollte, so mußte man dieß doch jedenfalls bei den Priestern fordern, den Auserlesenen, den speziellen Dienern des Herrn, auf denen sein Geist ruht. —

Welch' ein riesenmäßiger Kampf in dieser Periode des ersten fanatischen Christenthums mit der schönen Außenwelt und ihrer gefährlichsten Anlockung, dem Liebreiz in des Weibes schöner Gestalt! Die Mönche verfluchten die Weiber, die man fliehen müsse wie eine Seuche, wie eine giftige Schlange. Sie riefen sich zu, um sich gegenseitig wach zu halten:

„Das Weib ist die Thorheit, welche vernünftige Seelen zur Unzucht verführt.“ —

Die armen Heiligen, die großen Kirchenväter, der Teufel ließ ihnen Tag und Nacht keine Ruhe. — Das irdische Feuer brennt bei ihnen unter einer so dünnen Decke, daß man jeden Augenblick den siegreichen Durchbruch zu befürchten hat. —

Welch' glühende, sinnlich-schwüle Phantasie bei einem h. Augustinus und Hieronymus! Sie schildern der Jungfrau den himmlischen Bräutigam, den sie statt des irdischen nehmen soll, so unzüchtig, so wollüstig, daß es gar nicht wiedergegeben werden darf. — Und welche Versuchungen haben sie auszuhalten! Kein Pulver ist entzündlicher, wie diese Heiligen, denen durch die Entbehrung das Gemeinste selbst reizvoll erscheint. Rührend ist die Geschichte eines Priesters aus Nursia:

„Er floh nach der Ordination sein Weib wie seinen schlimmsten Feind. — Als er, dem Sterben nahe, im Fieber lag, beugte seine Frau sich liebevoll über ihn, um zu lauschen, ob er noch athme. Da raffte der Sterbende seine

letzten Lebenskräfte zusammen und rief: Fort, fort, liebes Weib, thu' das Stroh hinweg, noch lebt das Feuer!" —

Das Christenthum nebst seiner Ascetik war eine heilsame Medizin zu seiner Zeit, aber sie hat dem Kranken gewaltige Schmerzen und Convulsionen verursacht. —

Dreißigstes Capitel.

Was gewann die Frau beim Christenthum?

Ich glaube aus Vorstehendem wird das unverständige Gerede über den besondern Schutz und die Pflege, welche das Christenthum der Ehe angedeihen läßt, sich berichtigen. Bei weitem unrichtiger und bodenloser ist aber die Behauptung, dasselbe nehme die Frauen, diese im Alterthum so sehr unterdrückten Geschöpfe, in seinen besondern Schutz. — Das Christenthum ist aber nichts weiter wie der Schlußpunct des Alterthums, das Vermächtniß desselben an neue barbarische Völker, die mit den alten Reichen sich zugleich Dogmata und Lebensregeln eroberten, welche das Resultat des bisherigen cultivirten Völkerlebens waren. Es ist eine grundfalsche historische Ansicht, das Christenthum als feindlich dem Alterthum entgegengesetzt zu begreifen, und es nur zur neuen Welt zu schlagen. — Es ist das letzte Selbstbewußtsein der römischen Welt, allerdings in der rohen Form, wie die Masse sich den Bildungsgang der auserwählten Geister der Aristokratie mundgerecht gemacht hatte. So roh dieselbe, verglichen mit ihren Quellen, ist, so unendlich erhaben war sie über die Barbaren, deren Erziehung ihr über ein und ein halb Jahrtausend allein oblag. Erst dann war hierdurch der neue Mensch so weit herangereift, das Vermächtniß des auserlesenen, des aristokratischen Alterthums eröffnen und benutzen zu können. Und hierdurch genährt,

entstand die Geistesaristokratie der neuen Welt, welche sich dem Christenthum gegenüber verhält, wie die griechischen und römischen Philosophen gegenüber dem Götterglauben und seinen Ceremonien. — Wie thöricht ist also eine solche Behauptung, die das Christenthum auf Kosten der alten Welt glorificiren, das Werk über den Meister setzen will. — Was insbesondere die Frauen betrifft, so verhält sich Christus denselben gegenüber gerade so, wie die Philosophen seiner Zeit, wie die Essener z. B. in Palästina selbst, die christlichen Mönchen sehr ähnlich waren.

„Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!“ ist der volksmäßige rohere Ausdruck dessen, was alle Philosophen von Xeno bis zu Plotin und Porphyr lehrten und fühlten. Sie scheuten sich vor der Frau, sobald sie als die Repräsentantin der Familie oder der Liebe auftrat.

Sonderbar, das Weib war unterdrückt worden, so lange der Mann ausschließlich dem Staate lebte, als er aber zu sich zurückkehrte und nur der Pflege seines eignen Geistes leben wollte, stieß er sie gar von sich. Es war bei den Alten Alles noch zwangsmäßig und tyrannisch, ihre Natur, die sie zu bändigen hatten, war weit widerspenstiger wie die unsere.

Wenn indeß die Denker die Frau von sich stießen als Gattin, Mutter 2c., so nehmen sie sie als geschlechtslose Person wieder auf, und zwar mit gleichen Rechten. Die alten Philosophen hatten häufig Schülerinnen, die selbst schrieben und lehrten, aber von Liebe und dem Geschlechtsverhältniß überhaupt war nicht die Rede.

Dieß ist auch dasselbe Verhältniß, in welchem Christus zu denselben, z. B. zur Maria und Martha, steht. Nicht so aber die Apostel und Kirchenväter, diese sind schon nicht mehr so rein vor dem Geist, vor Gott, wie die Philosophen

und auch nicht wie Christus. Sie organisiren die Gemeinde, die Kirche, und da muß denn sofort die arme Frau sich ihrer philosophischen Ehren begeben und wieder in das alte Subordinations-Verhältniß zum Manne zurückkehren.

„Die Weiber seien unterthan ihren Männern, als dem Herrn; denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus ist das Haupt der Gemeinde und er ist seines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeinde ist Christo unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen...... ein Jeglicher habe lieb sein Weib als sich selbst; das Weib aber fürchte den Mann." — (Ephes. V.)

„Ein Weib lerne in der Stille mit aller Unterthänigkeit. Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei. Denn Adam ist am ersten gemacht, darnach Eva. Und Adam ward nicht verführet, das Weib aber ward verführet und hat die Uebertretung eingeführet. Sie wird aber selig werden durch Kinderzeugen, so sie bleibet im Glauben und in der Liebe und in der Heiligung sammt der Zucht." (Tim.)

Hiermit vergleiche man die schmeichelhafte Weise, mit der sich der Apostel 1. Tim. über junge Wittwen äußert:

„Die, wenn sie geil geworden, wider Christum freien wollen", „faul, geschwätzig und vorwitzig" sind. — Wer hierin einen Fortschritt gegen die alten Römer und Griechen zu erkennen vermag, der muß von Alterthum wenig wissen.

Manche drückende Institution war allerdings gefallen, aber nicht durch das Christenthum, sondern längst vorher. — Die Unterordnung der Frau unter den Mann, die Entfernung von der Lehre, das Seligwerden durch Kinderzeugen, sind dagegen Härten, die das civilisirte, das aristokratische Alterthum gar nicht mehr, oder nicht in so roher Form besaß. — Hatte doch die antike Welt vor Erscheinung

des Christenthums schon ein langes Stadium der Auflösung durchlaufen, worin fast alle die offiziellen Beschränkungen und Minoritätserklärungen der Frauen, die der Staat, um die Männer für sich zu absorbiren, gegen sie erlassen hatte, praktisch zu nichte geworden waren. Die Weiber herrschen immer in den Perioden der Auflösung, der sogenannten Erschlaffung, und je civilisirter ein Volk ist, um so mehr. — Welche Macht sie im Rom der Imperatoren hatten, zeigt uns die Wuth, mit der Juvenal und andere Sittenprediger, welche die alte Zeit zurückwünschten, gegen sie zu Felde ziehen. Liebesdichter zogen, wie Catull, Properz, Horaz, Ovid, ihre Liebchen der ganzen Welt vor, und bekümmerten sich um den Staat höchstens einmal bei Gelegenheit eines für die Mäcenaten anzufertigenden Festgedichtes. — Der Moralist freilich, der seine Zeit nicht begreifen, sondern nach seinen Ideen ändern oder bessern will, läßt sich durch die Wirklichkeit nicht beirren in seinem Standpuncte, und so lesen wir bei Plutarch noch immer die alten Sätze von der Unterordnung des Weibes, wenn auch in weit gebildeterer Weise, wie bei den Aposteln. — Wir dürfen uns aber ebensowenig durch die Moralisten in der Erkenntniß einer Zeit irre führen lassen, als wie man an die innere Wahrheit des Predigers glaubt, der von der Kanzel oder am Traualtare mit niedergeschlagenem Blicke die rohen Worte des Apostels über die Frauen ergehen läßt, vor der siegenden Kraft eines einzigen, selbstbewußten Frauenauges aber mit seiner ganzen heiligen Aufgespreiztheit einen jämmerlichen Schiffbruch leidet. —

Die Macht der Redensarten, der Phrasen ist ungeheuer. Vereinzelt ist sie ein Tropfen, ein Hauch. In stets ununterbrochener, dichter Reihe durchsickert und durchlöchert sie Alles. Nirgend hat sich dieß mehr bewährt, als beim Christen-

thum, dessen Phrasen bis heute einen, noch dazu polizeilichen Schutz genießen, und selbst von den geistreichsten Leuten immer noch auf die modernsten Verhältnisse angewandt werden.

Wie in Bezug auf die Frauen, wird bei genauerer Forschung sich dasselbe überall als ein populärer, aber roher Niederschlag der Bildung des Alterthums erkennen lassen, mit dem wir wenig, oder nichts mehr zu thun haben.

Es ist z. B. ein schönes, humanes Wort, welches Christus den Juden zuruft, als sie die Ehebrecherin nach ihrem Gesetz steinigen wollen:

„Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“

Allein wie kann man diese Humanität Griechen und Römern gegenüber geltend machen, welche sie bereits seit undenklichen Zeiten geübt hatten? —

Das Christenthum lagerte sich als Abendröthe über das untergehende Alterthum, um am andern Tage der neuen Welt, welche in der Nacht der Barbarei befangen war, als Morgenröthe zu leuchten. Es war das Dämmerungslicht zwischen Untergang und Aufgang, es war aber niemals die Sonne.

Zum Schluß noch ein Wort über die christliche Liebe. Auch hiermit hat die Phrase dergestalt gewirthschaftet, daß man die modernste Ansicht von der Liebe des Menschen zum Menschen, des Mannes zur Frau, noch immer mit Bibelstellen belegt.

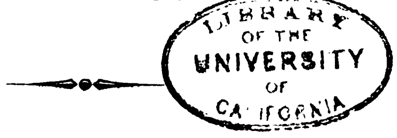
Der Mensch, schon nach Hegel die höchste Lebendigkeit, nach unsern Begriffen also überhaupt das Höchste, vollbringt in der Liebe und dem Geschlechtsverhältnisse zum Weibe den höchsten psychologischen und physischen Prozeß. — Ich kann

mich zu nichts Höherem verhalten, als zum Menschen, und nur im Weibe, das ich liebe, kann ich ihn außer mir mit allen Organen erfassen. — Die moderne Zeit, die an der Befreiung des Menschen von all' den eingebildeten ideellen Mächten arbeitet, hat deswegen auch auf die Liebe zum Weibe den größten Accent gelegt. Das Weib ist allmächtig geworden in der Kunst, sie ist die Trägerin des höchsten Pathos unserer Zeit. — Mögen unsere liberalen Dichter sich noch so sehr bemühen, diese zu verbessern und ihr wieder ein Interesse für Haupt- und Staatsactionen abzugewinnen, die rebellische Zeit lohnt ihnen mit dem Fluche der Vergessenheit. Darin sind und bleiben uns die Zeiten überlegen, welche auch im Leben kein anderes Interesse hatten und sich nur mit dem Staat beschäftigten und ihn als die höchste Sittlichkeit anerkannten. Keine Zeit kann aber einen solchen Schatz psychologischer Erkenntniß aufweisen, wie sie unsere Literatur der Liebe zu Tage gefördert hat. — Aber auch hier noch spuckt das Christenthum als Phrase, und man gebraucht Christus Worte, um die Liebe zum Weibe zu empfehlen. — Christus, der nur die Liebe zu Gott und nebenbei die allgemeine Liebe der Glaubensbrüder untereinander kennt. — Christus, der von unserer Liebe zum Weibe sagt: „Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner?" Wer aber Gott persönlich liebt, wie Christus will, der ist für unsere Liebe verdorben, denn der Mensch ist ebenso ausschließlich und eifersüchtig in der Liebe, wie es zu den Zeiten der religiösen Begeisterung der Gott der Auserwählten war. Und was sollen wir mit der unpersönlichen, allgemeinen Menschenliebe machen, die noch dazu auf der Gemeinschaft im christlichen Glauben beruht? Wie kann man das Wohlwollen, welches jeder civilisirte Mensch für

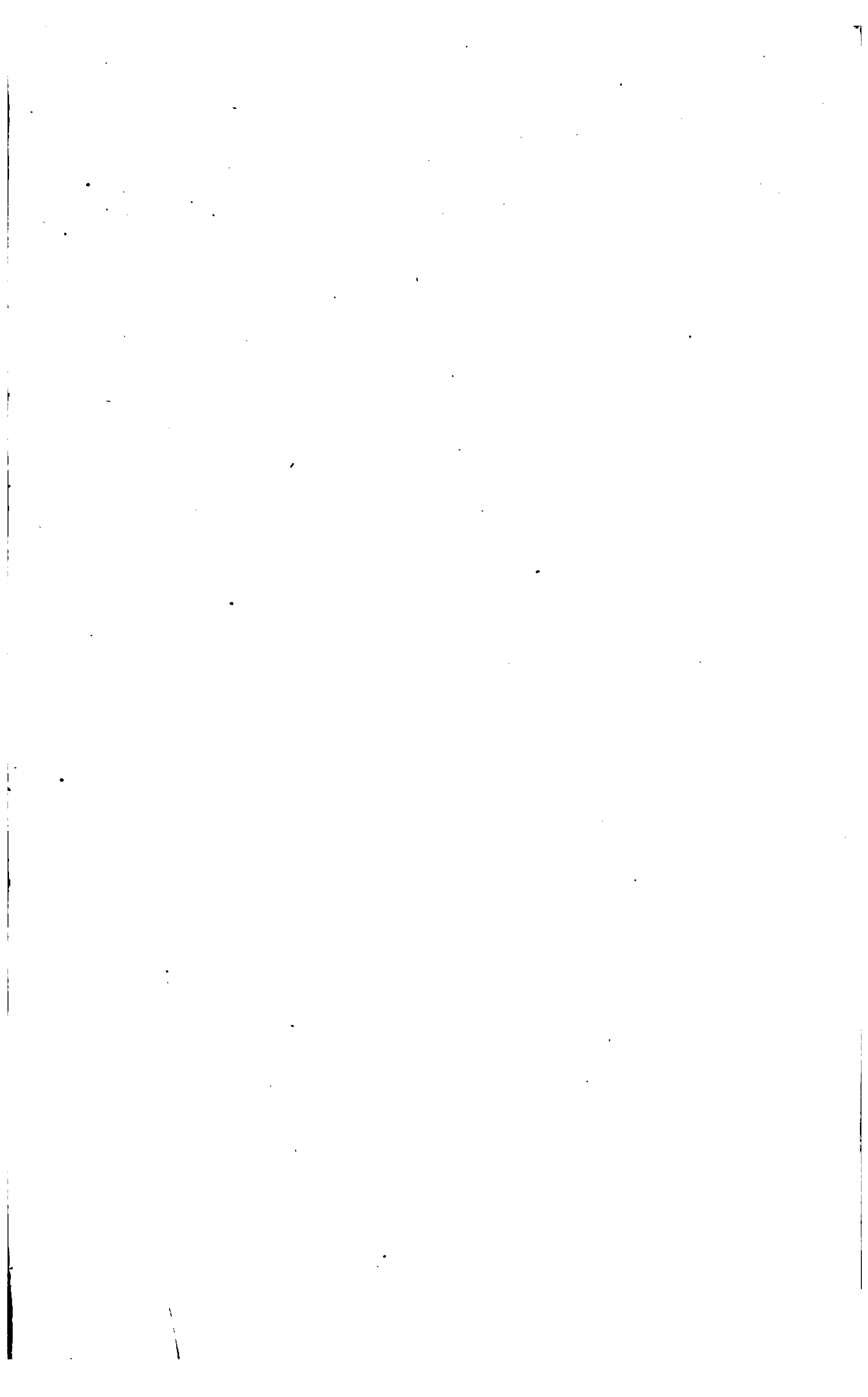
seine Race und zwar, je näher sie seiner Bildungsstufe steht, um so stärker fühlt, mit der Liebe verwechseln, die ein stetes persönliches Aus- und Ineinanderleben erheischt. Und doch finden wir diese Verwechselung überall, am allermeisten bei der Priesterin der modernen Liebe, der George Sand. So werden besonders gern zu Gunsten der modernen Liebe die Worte Christi an die Sünderin angeführt: „Ihr werden viele Sünden vergeben werden, denn sie hat viel geliebt; wem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig.“ — Dieser Satz, so schön und modern er klingt, wenn man ihm den Sinn beilegt, Christus habe damit gesagt, die sogenannten Sünden dieser Frau gingen alle aus der Liebe hervor und der Schatz dieser Liebe ist es, nicht die Handlungen, die ihr richten müßt, — verliert für uns jedoch sein ganzes scheinbares Pathos, wenn wir aus dem vorhergehenden Gleichniß von dem Wucherer und seinen Schuldnern nur zu deutlich ersehen, es sei unter Liebe nur die Reue der Frau, ihre, ob ihrer größeren Sünde um so größeren Annäherung an den Versöhner und Verzeiher zu verstehen. Der christliche Satz findet seine Anwendung auf die reumüthige öffentliche Dirne, die in innerer Vernichtung sich Gott ganz anheimgibt, und auf diesen Ausspruch hin haben sich sogar einzelne Secten gebildet, welche systematisch sich im Schmutz des Lasters wälzten, um durch das Bedürfniß der Verzeihung Gott näher zu kommen. — Was aber hat derselbe im modernen Sinn mit Derjenigen zu thun, die gerade darin sündigte, daß sie die Liebe mit Füßen trat und den Schein derselben für Geld feilbot, oder mit groben Sinnen nur die Wollust des Leibes kannte? Was hat er mit der Reue zu schaffen, die sich selbst aufgeben muß, um das Gnadengeschenk der Verzeihung zu erhalten? Auf eine Medea, eine Norma mag er passen,

Frauen, die um der Liebe willen Familie, Vaterland, Religion, ja die eigenen Kinder verlassen und Frevel daran begehen. Solche Charaktere geben sich aber nimmer selbst auf in der Reue, sondern gehen unter in dem tragischen Conflict. —

Gott nahm den ganzen Christen für sich in Anspruch, also auch vor allen Dingen seine Liebe. Die eheliche Liebe, von der die Apostel sprechen, ist ein bloßes äußeres Verhalten, wie denn schon in Paulus Worten: „der Mann liebe sein Weib als sich selbst, das Weib aber fürchte den Mann", — der Nachsatz den Vordersatz aufhebt. — Der Christ konnte auf Erden keine Befriedigung seiner Liebe finden, weil ihm die Personification seines Liebebedürfnisses in Gott, als das Höchste, gegenüberstand. Dieß ist der Uebergang, wie er stets im Menschen vom Niedern zum Höhern stattfindet. Die Befriedigung ist der Schluß dieses Prozesses, und der Mensch tritt wieder an die Stelle jener phantastischen Macht, welche ihn in jener Uebergangsperiode vertrat. — „Ich liebe die Liebe!" rief die Abtissin in Neapel, von der Rehfues im Scipio Scicala erzählt, aus, nachdem sie alle Phasen der Liebeswuth zu Gott durchgearbeitet hatte. „Ich liebe dich!" — sagt der Moderne zum Weibe, und wenn er dann noch behauptet, er liebe Gott ebenfalls, so ist dieß eben nur eine Phrase. — Man kann nicht Raupe und Schmetterling zugleich sein.



Auf Seite 112 Zeile 2 v. u. lese man statt Poliercertes: Poliorketes.




HQ 1121
.J9
173725
Jung

